Der vernünftige
Philoſoph,

oder

auserleſene

Abhandlungen

zur Einrichtung und zum Vergnügen

des

Verſtandes, Witzes und Herzens.

Aus den franzöſiſchen Schriften

des ſcharfſinnigen

Herrn Juſt van Effen

gezogen und deutſch herausgegeben

von

D. Oſterländer.

Zweyter Band.

Philoſophia Catechiſmus ad Fidem. CYRILLVS.

Frankfurt und Leipzig, 1754.

Des

vernünftigen Philoſophen

zweyte Abtheilung.

Moraliſche Abhandlungen.

Des zweyten Bandes
erſte Abtheilung.

Inhalt
der moraliſchen Abhandlungen.

I. Vernunftmäßige Betrachtung über die Mildigkeit bey Allmoſen 3
II. Von der Auferziehung der Kinder 30
III. Die Selbſtliebe 58
IV. Die verkehrte Eigenliebe 66
V. Die verkehrten Characteren 74
VI. Unterſchied der Eitelkeit, des Stolzes und Hochmuths 81
VII. Der Hochmuth 87
VIII. Das Heldenthum 94
IX. Unbilliger Tadel der Eitelkeit 101
X. Die Annehmlichkeit der eiteln Einbildung 107
XI. Die glückliche Narrheit der Eitelkeit und der Phantaſie 114
XII. Die Herrſchaft des allgemein eingeführten Gebrauchs 120
XIII. Die Herrſchaft der Mode im Verſtand, Witz und Herzen 131
XIV. Die Mode in der Andacht 139
XV. Der Eheſtand nach der Mode 146
XVI. Die wahre und eingebildete Glückſeligkeit 149
XVII. Die Liebe 156

XVIII. Lie-

Inhalt.

XVIII. Liebesgedanken. Ernſthaft verliebte Narren 162
XIX. Abbildung der luſtig verliebten Narren 170
XX. Die altväteriſche Liebe 176
XXI. Die Liebe des Frauenzimmers 185
XXII. Der Kleiderputz des Frauenzimmers 194
XXIII. Vorſicht des Frauenzimmers, den Verluſt ihrer Liebhaber zu vermeiden 203
XXIV. Urſachen der ſonderbaren Zuneigung des ſchönen Geſchlechts gegen Kriegsleute 209
XXV. Die Schamhaftigkeit und Unverſchämtheit 218
XXVI. Von der Höflichkeit 226
XXVII. Die wahre und falſche Beſcheidenheit 235
XXVIII. Widerſprechender Character in der Empfindlichkeit bey groſſen und kleinen Widerwärtigkeiten 243
XXIX. Das vergröſſerte Unglück 246
XXX. Das Leben 247
XXXI. Von dem Tode 254
XXXII. Der Nutzen moraliſcher Unterweiſung durch Fabeln 263
XXXIII. Der Menſch. Eine Fabel 270
XXXIV. Ironie, über den unüberwindlichen Trieb nach Reichthum 276
XXXV. Das unbillige Afterreden gegen das ſchöne Geſchlecht 282

Des

Des zweyten Bandes
zweyte Abtheilung.
Inhalt
der vermiſchten Abhandlungen.

I. Die ächte und falſche Staatskunſt 293

II. Das Ceremoniel 302

III. Fortſetzung vom Ceremoniel 308

IV. Ironie über die Erbherrſchaft 318

V. Fortgeſetzte Ironie über das Erbprofeſſorat 333

VI. Die Zauberey der Gewohnheit 345

VII. Die veränderliche Neigung der Völker 351

VIII. Vergleichung des Frauenzimmers einiger der vornehmſten Völkerſchaften in Europa 361

IX. Fortgeſetzte Vergleichung 367

X. Fortgeſetzte Vergleichung 374

XI. Betrachtung über den liſtigen Witz der Italiäner 380

XII. Der Geiſt der Partey 386

XIII. Vergleichung der Europäer mit den Barbaren 391

XIV. Der Adel und die hohe Geburt 399

XV. Die Reiſen 408

XVI. Die Pedanterey 415

XVII. Die Studenten- und Frauenzimmerpedanterey 421

XVIII. Von der vorzüglichen Ehrerbietung gegen das Alter 427

XIX. Eine Manufactur von Zuſchriften 435

XX. Anmerkungen über die Vorreden der Bücher 440

XXI. Schreiben eines Autors an das erleuchtete Publicum, welches zur Vorrede eines Werks beſtimmt iſt, ſo nächſtens ans Licht treten wird 446

XXII. Vergleichung des Atticus mit dem Cato 452

XXIII. Die alten Batavier 455

XXIV. Die Mäßigkeit der alten Holländer 461

XXV. Amſterdam 464

XXVI. Harlekins wohlmeinender Rath, ſein Glück zu machen 472

*** *** ***

I. Ver-

I.

Vernunftmäßige Betrachtung über die Mildigkeit bey Austheilung der Allmoſen *.

§. 1. Jedermann hält die Mildigkeit für eine liebenswürdige Tugend.

Es iſt nicht leicht eine Tugend, von welcher die Menſchen vortheilhafter ſprechen, als die Mildigkeit. Alle Welt ſtimmet überein, daß der menſchlichen Geſellſchaft nichts unentbehrlicher, einem guten Herzen nichts anſtändiger und überhaupt keine liebenswürdigere Tugend ſey. Man macht ſich einen ſo ſchönen und prächtigen Begrif davon, daß man für ſich ſelbſt einen Abſcheu haben würde, wenn man ſich wolte in den Sinn kommen laſſen, ein hartes unbarmherzig Gemüth zu haben, welches gegen die Noth und Dürftigkeit des Nächſten unempfindlich ſeyn ſolte. Diejenigen ſelbſt, welche niemals keine mitleidige That ausgeübet haben, ſchreien aus recht herzlich guter Meinung wider dergleichen nichtswürdige Gemüthsverfaſſung. Sie bilden ſich ein, daß ſie willig und bereit ſeyn würden, die edlen Pflichten der Menſch-

*) XXXIX Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

lichkeit auszuüben, ſobald als ſie hinreichende Urſachen darzu antreiben würden. Denn bis hieher haben ſich wichtige Bewegrgründe gefunden, diejenigen abzuweiſen, welche ihrer Beyhülfe nöthig gehabt, oder ſie darum angeſprochen haben.

§. 2. Sonderbare Entſchuldigungen, wenn man ſie nicht ausübet.

„Man müßte etwas vor ſich bringen, damit man „in ſeinem Alter wider die ſchmählige Armuth ſicher „geſtellt ſey. Bis auf dieſe Stunde haben ſie nur „ein mittelmäßiges Glück genoſſen. Ihr erſter Ge„genſtand der Mildigkeit müſſe ihre eigne Familie „ſeyn. Dieſe wohl und vortheilhaft zu verſorgen, „müſſe man etwas hinlegen. Was ſind es auch „für Leute, die zu der Leutſeligkeit dieſer tugendhaften „Perſonen ihre Zuflucht genommen haben? Elendes „unbrauchbares Volk; Herumläufer, die aus dem „Betteln ein Handwerk machen; Faullenzer, verſof„fene; jung unverſchämtes Pack, die keine Aufführ„rung haben; alte Schlingel, die durchaus nicht ar„beiten wollen; ſieche Leute, die durch ihre Schwelge„rey ſich muthwillig um ihren geſunden Leib gebracht „haben; Witben, die wohl hätten leben können, wenn „ſie unverheirathet geblieben wären, da ſie aber die „Raſerey ankam, zu heirathen, ſetzten ſie eine Men„ge Kinder auf die Welt her, die Hungers ſterben „müſſen. Wer mehr? Fremdlinge, die nur hätten „in ihrem Vaterlande bleiben können, und mit ih„ren Klagen und Seufzen ihren eignen Mitbürgern „die Ohren vollwimmern mögen. Warum haben „es dieſe Leute nicht, wie wir, gemacht? Wären ſie, „wie wir, fein mäßig, vorſichtig, wachſam, arbeit„ſam, geſchickt geweſen, was gilts, ſie würden ſich

„nicht in ſo elendem Zuſtand befinden. An ſtat die „reichen und wohlhabende Leute zu überlaufen, wür„den ſie nicht ſelbſt im Stand ſeyn, Armen mitzuthei„len? Soll ſich ein ehrlicher Mann ſolcher Leute we„gen, die an ihrem Elend ſelber Schuld ſind, ins Ver„derben bringen? Hat er deswegen ſeine ganze Lebens„zeit ſo viel ſchwere Arbeit und Mühſeligkeit ausge„ſtanden, daß er nun die Früchte derſelben dem erſten „Faullenzer, der ihn anläuft, und die Hand ausſtreckt, „in den Rachen ſtecken ſoll; und wenn wirs endlich „am Ende recht beſehen, warum wenden ſich ſolche „Leute, die es ja verdienen, daß ihnen geholfen werde, „nicht an reichere und wohlhabendere Perſonen, die „gröſſer Vermögen, als wir beſitzen, oder gehen nicht „ins Allmoſenamt?

§. 3. Die Beſchaffenheit ſolcher Entſchuldigungen wird beleuchtet.

Sehet dieſes ſind zum Theil die wunderbaren Urſachen, mit welchen die nichtswürdigſten und unbarmherzigſten Gemüther ihre unmenſchliche Grauſamkeit zu bemänteln pflegen, die ſie in dem Schooß ihrer Barbarey beruhigen, und ihre häßliche Geſtalt vor ihnen ſelbſt zu verbergen ſuchen. Alle dieſe Gründe ſind vortreflich, ſo bald man nur wünſchet, daß ſie es ſeyn ſollen. Man kan nicht allen Leuten unter die Arme greifen dieſes iſt ein Grundſatz, welcher deutlich beweiſet, daß es nicht nöthig ſey, einem Menſchen zu helfen, oder beyzuſtehen.

Meine Abſicht geht anietzo dahin nicht, ſolche grobe Sophiſtereyen des Herzens zu beſtreiten. Wenn man ſie nur anführet, ſo ſind ſie bereits hinlänglich widerleget. Die natürliche geſunde Vernunft ver-

mag nichts wider dergleichen unnatürliche Waffen. Sie ſind auf gewiſſe Art ganz unwürdig, daß man mit ihnen anbinden ſolte. Wenn dergleichen nichtswürdige Leute von ihrer ſchändlichen Unempfindlichkeit ja einmal zu ſich ſelbſt kommen, ſo geſchiehet es gewiß nicht aus großmüthigen Bewegungsgründen. Ihr Herz weiß nichts davon. Es iſt unmöglich, daß es eine heilſame Bewegung hervorzubringen vermag. Solche niederträchtige Gemüther können nur durch verächtliche Bewegungsgründe gerühret werden. Man muß ihnen eine knechtiſche Furcht einjagen, ſie in Schrecken und Erſtaunen ſetzen, indem man ihnen das unbarmherzigſte Gericht vorleget, welches über diejenigen kommen wird, die keine Barmherzigkeit ausgeübet haben.

§. 4 Unterſuchung gewiſſer falſcher Maximen, durch welche ſich ſonſt vernünftige und tugendhafte Perſonen von Uibung der Mildigkeit abhalten laſſen.

Ich bin vielmehr entſchloſſen, gewiſſe unvermerkte Täuſchereyen ans Licht zu ſtellen, mit welchen ſich eine groſſe Menge Leute ſelbſt betrügen, die ſonſt nicht unvernünftig, und gar ehrbare Leute ſind, und werde ſuchen, die Falſchheit gewiſſer Maximen zu entdecken, welche die Leidenſchaften recht ſcheinbar zu bemänteln wiſſen, und die man aus Unbedachtſamkeit für ungezweifelt gewiß annimmt.

§. 5. Ob man Uibelthätern gutes thun ſoll.

Die Klugheit muß allezeit der Mildigkeit zum Wegweiſer dienen. Dieſes iſt eine unſtreitige Wahrheit, welche man aber jämmerlich mißbrauchet. Befiehl denn, z. E. die Klugheit, daß man böſen und laſterhaften Leuten gutes thun ſoll? Allerdings, ſie verlang

die

dieſes. Allein ſie will nur haben, daß ihr eure Mildigkeit in Anſehung ſolcher Leute, in etwas engere Grenzen einſchlieſſen möget, als ihr euren großmüthigen Wohlthaten zu ſetzen pfleget, welche verdienſtvolle Elende von euch erfordern. Soll denn der Uibelthäter, den die gehäßigſten Laſter abſcheulich machen, in dem erbärmlichſten Elende umkommen? Befreyen uns ſeine Laſter von der Pflicht ihm beyzuſpringen, und Linderung zu verſchaffen? Er iſt ein Menſch, er leidet. Dieſes iſt ſchon genug zu einem Gegenſtand unſerer Mildigkeit. Gleichwohl verdient ein ſolcher Menſch nicht, daß er lebet. Er iſt des Todes ſchuldig. Ich gebe es zu. Allein ihr ſeyd nicht ſein Richter; euch ſteht das Recht nicht zu, ihn zu ſtrafen: Und ihr bringt ihn doch auf einige Art ums Leben, wenn ihr nicht verhindert, daß ihn eine Krankheit aus der Zahl der Lebendigen wegreiſſet. Erfordert es der Nutzen der Geſellſchaft augenſcheinlich, daß er ſterben ſoll, und ſeine Lebensſtrafe den Böſen ein Beyſpiel gebe, ſo trete man ihm doch nur, als ein Chriſt bey; als ein rechtſchaffener Bürger aber helfe man ihn in die Hände der Gerechtigkeit liefern. Denn wenn man in dieſem Stücke mildthätig ſeyn wollte, ſo würde man gegen das gemeine Weſen eine Grauſamkeit ausüben.

§. 6. Ob man gegen liederliche Schlemmer, ſo ſich ſelbſt ins Elend gebracht, mildthätig ſeyn ſoll?

Es giebt wackere Leute, welche eben ſo ungütige Geſinnung gegen ſolche Unglückſelige hegen, die zwar keine Uibelthäter der erſten Gröſſe ſind, ſich aber doch durch ihre Schwelgereyen zu Grunde gerichtet haben, und ihres Elendes ohneracht, von einer ſo häßlichen Gewohnheit ſich nicht losreiſſen wollen. Bettlern

von dieſer Art eben ſo reichliche Hülfe leiſten, als wohlgeſitteten Leuten, dieſes würde eine närriſche Ausſchweifung ſeyn. Es wäre eben ſo viel, als ob man ihnen Mittel und Wege erleichtern wollte, ihr wüſtes ungezogenes Leben deſto ungeſcheuter und gemächlicher fortzutreiben. Es würde auch hierdurch tugendhaften Perſonen die benöthigte Hülfe entzogen, wodurch ſie aus dem Staube gehoben, und nützliche Glieder der Geſellſchaft werden könnten. Nein, keinesweges, Laſter und Schwelgerey müſſen von unſerm blinden Mitleiden keine ſichere Stütze ſich zu verſprechen haben. Gleichwohl aber müſſen doch auch ſolche armſelige Schwelger keine unmenſchliche Barbaren antreffen, ſondern Menſchen, wie ſie, und die gleichen Schwachheiten ausgeſtellet ſind. Sie ſind die Urheber ihres Elends, dieſes iſt gewiß, allein ihr Elend iſt nichts deſtoweniger etwas wirkliches, ihre begangene Ausſchweifungen entziehen ihnen deswegen das Recht nicht, ſo ſie an unſer Mitleiden haben. Wir ſind pflichtig, ihnen nach unſerm Vermögen die Nothdurft des Lebens zu reichen. In dieſem jämmerlichen und drückenden Zuſtand kan man gegen ſolche Unglückſelige die Stärke ſeines heilſamen Raths verſuchen. Da iſt die rechte Zeit, ihnen aus der Knechtſchaft ihrer laſterhaften Gewohnheit zu helfen, und ihre Aufmerkſamkeit gegen die ſtarken Bewegungsgründe zur Beſſerung anzureizen, deren Stärke ſie in ihrem Elend deſto nachdrücklicher empfinden.

Zu groſſem Unglück ſind die Ausdrücke in dem Munde eines ehrliebenden Mannes: Es iſt ein liederlicher Schwelger: Es iſt ein Kerl ohne Aufführung; oftmahls nichts anders, als erbärmliche Figuren der Redekunſt, welche ihrem kräftigſten Verſtand

nach, nichts mehr heiſſen, als: Dieſer Menſch hat einige mal zu viel getrunken, der Menſch iſt ein- oder das andere mal in ein unordentliches Leben gerathen. Sollte man meinen, daß derjenige, welcher dergleichen grauſame Beredtſamkeit hören läßt, ſich feſt entſchloſſen haben ſollte, ſeinen Nächſten zu ſchänden? Man würde der chriſtlichen Liebe zuwider handeln, dieſes zu glauben. Nein: er iſt vollkommen überzeugt, daß wenn man der unendlich milden Liebe gefallen will, man milde und gutthätig ſeyn müſſe.

§. 7. Wie man ſich bey dergleichen Leuten mit Scheingründen betrüget.

Ohne triftige Urſachen darf er ſich durch eine böſe Neigung nicht hinreiſſen laſſen, unbarmherzig zu ſeyn. Man muß Gründe ſuchen. Die Sache iſt leicht gethan. Man ſammelt etliche unleugbare Begebenheiten auf. Das Herz erhitzt die Einbildung, welche nicht ermangelt, dieſe einzelne Begebenheiten mit den hohen Farben einer beſtändigen Gewohnheit anzuſtreichen, und die Vernunft, welche auf die Zerſtreuung abgerichtet iſt, nimmt ſich die Mühe nicht, die Sache näher zu unterſuchen.

Man verſuche es nur, und empfehle der milden Gutthätigkeit des reichen Cleobulus eine Perſon, die man für würdig hält, daß ihr von rechtſchaffenen Leuten unter die Armen gegriffen würde. Seine Stirne wird ſich ſogleich mit einem ernſthaften Panzer rüſten. Mein Herr, wird er zu euch mit einem Kopfſchütteln ſagen, Sie kennen dieſen Mann nicht. Solchen Leuten, wie er iſt, muß man nicht helfen. Ich weiß von guter Hand, daß er trinkt, und ſpie-

let. Wackere Leute haben mich theuer verſichert, daß er beträchtliche Summen durchgebracht hat. Wär es wohl billig, daß man dieſen dummen Kerl auf unſere Koſten ſpielen und ſaufen laſſen ſollte?

Wer ſollte wohl ſolchen ſcheinbaren Gründen ſeinen Beyfall verſagen? Gleichwohl haben ſie nur einen falſchen Fürnis. Es iſt wohl wahr, daß ſich dieſer Menſch iezuweilen beym Wein vergeſſen hat, er iſt durch die falſche Ehre, welche beym Geſundheittrinken herrſchet, verführet worden, und hat dem dringenden Anſuchen ſeiner guten Freunde nicht widerſtehen können. Wahr iſts ebenfalls, daß er aus Unbedachtſamkeit, im unreifen Alter und ohne Erfahrung auf dem Spiel mehr Geld gewagt hat, als er im Stand war zu verlieren. Man hat aber ſeine Aufrichtigkeit gemißbrauchet, und aus einer natürlichen Neigung zum Gewinn hat er mehr verlohren, als er in Willens gehabt hat zu wagen.

§. 8. Betrachtung ſolcher falſchen Gründe.

Allein dieſes ſind überhingehende Unordnungen, die den Character eines Menſchen nicht völlig ausmachen: Verlangt man denn, um einer Beyhülfe würdig zu ſeyn, daß man die Tugend bis zur höchſten Vollkommenheit treiben müſſe? Sind denn die Perſonen, mit denen man umgehet, niemals in dergleichen Unordnung gerathen? Werden denn mehr Verdienſte erfordert, ſich eurer Mildigkeit würdig zu machen, als man etwan braucht, die Ehre eurer Freundſchaft und Hochachtung zu erwerben? Jedoch ihr ſelbſt, Herr Cleobulus, der ihr ein ſo geſchworner Freund der Tugend ſeyd, daß ihr ſie gegen diejenigen auszu-

üben Bedenken traget, die ſich iezuweilen von ihr entfernet haben, findet ihr in eurer Aufführung nicht den geringſten Fehler? Hat ſich in eurer Weisheit noch niemals keine Finſterniß ereignet? Ihr würdet wohl zufrieden ſeyn können, wenn man euch einen Character beylegete, darinne nur eine kleine Anzahl von ſolchen Handlungen anzutreffen, die euch keine Ehre machen. Glaubet mir aber auf mein Wort, es iſt einzig und allein euer Geiz und die Armuth desjenigen, den man euch, eure milde Hand zu reichen, zugeführet hat, welche ſeine Fehler mit einem ſo abſcheulichen Schleyer verſtellen. Wenn er nur eine gute Tafel und einen glänzenden Staat führete, ihr würdet wahrhaftig gegen ihn der beſte Chriſt von der Welt ſeyn.

§. 9. Unbarmherzige Leute begehen noch eine gröſſere Ungerechtigkeit, indem ſie andere von der Mildigkeit abhalten.

Was aber noch in der Aufführung ſolcher Cleobulen das allerſchlimmſte iſt, ſo halten ſich dieſe Unholden durch eine andere Art der chriſtlichen Liebe ganz unvermeidlich verbunden, an alle ihre Bekannten zu arbeiten, damit ſie wider das Mitleiden, welches der elende Zuſtand eines Menſchen, deſſen ich im vorhergehenden erwähnet habe, in ihrem Gemüth erregen könnte, ſtahleiſen feſte werden. Sie eilen recht ämſig, ihren Freunden den Character dieſes Unglückſeligen, wie ihn nemlich ihre unmilde Härtigkeit, und ihr nichtswürdiger Geiz ausgedrechſelt hat, abzuſchildern, und hierdurch geben ſie dieſen Freunden einen ſcheinbaren Vorwand an die Hand, ihn abzuweiſen. Wo ſind die Mittel, ihm beyzuſpringen? Er iſt es unwürdig. Man hat die Verſicherung von einem recht

recht glaubwürdigen Mann, von einem rechtſchaffenen Manne erhalten. Ich nenne es einen ſcheinbaren Vorwand, weil dergleichen Urſachen wahrhaftig nicht hinlänglich und trifftig ſind, wenn ſie unſere Meinungen und Aufführung einrichten ſollen.

§. 10. Was man bey den Zeugniſſen von armen Perſonen zu betrachten habe.

Das Zeugniß eines Mannes von ſattſam bekannter Redlichkeit, muß uns zwar wohl Gnüge thun, wenn es in einer Sache abgelegt wird, die eben dieſen redlichen Mann auf keine Weiſe angehet. Allein woferne die Sache einiger maſſen mit ſeinem Nutzen oder Vortheil verbunden iſt, ſo muß man dabey nicht ſtille ſtehen. Die Klugheit erfordert, daß man die Unterſuchung viel weiter treibe. Zwo Perſonen haben, z. E. einige Streitigkeit mit einander gehabt. Jeder hat ſeinen Freund. Man bemerke nur mit Aufmerkſamkeit die Art, mit welcher dieſe Perſonen die Begebenheit, ſo ſich in ihrer Gegenwart zugetragen, von der einen und andern Seite erzehlen. Einer ſo wohl, als der andere ſind ſehr redliche und glaubwürdige Männer. Sie werden beyde faſt einerley reden, gleichwohl aber in unſerm Gemüth ganz verſchiedene Begriffe erwecken. Keiner hat die Abſicht uns zu betrügen, ſie ſchildern die beſondere Beſchaffenheit der Sache ab, wie ſie ihnen ſelbſt vorgekommen iſt.

Der eine wird über einen Umſtand leicht hinſtreichen, den der andere mit groſſem Fleiß ins Licht ſetzet, und darzu noch ſeine Betrachtung fügen. Der eine wird einen leichten und geringen Ausdruck brauchen, wo der andere ein nachdrückliches Wort anwenden wird, welches einige beſondere Nebenbegriffe mit ſich

führet.

führet. Der Ton in der Ausſprache ſelbſt, eine Geberde verändern öfters eben dieſelbe Begebenheit. An ſtat eines Geſchichtserzehlers, wird man ein Redner, ohne einmal daran zu gedenken. Jeder iſt ein Anwald der Sache ſeines Freundes. Man wird einen durchaus unparteyiſchen Zeugen vonnöthen haben, wenn man ſich in dem Stand beſinden will, von dieſer Streitigkeit einen genauen und richtigen Begriff zu erlangen.

§. 11. Noch andere Urſachen, welche verhindern mildthätig zu ſeyn.

Eine andere Urſache, warum viele rechtſchaffene Leute ſich nicht entſchlieſſen wollen, mildthätig zu ſeyn, iſt dieſe, weil diejenigen, welche ihren Beyſtand ſuchen: jung und ſtark ſind; weil ſie nur arbeiten dürfen; weil es billig iſt, daß ſie ſich ſelbſt verſorgen. Ich bekenne, daß dieſes die heilſamſte und dem gemeinen Weſen die zuträglichſte Mildigkeit ſey, wenn die Armen in einen Stand geſetzt werden, ihren Lebensunterhalt zu erwerben, und alſo niemanden zur Laſt ſeyn mögen. Allein hier ſieht man einen Menſchen vor ſich, der ganz wohl erkennet, daß er verbunden ſey, zu arbeiten. Er bittet euch, daß ihr ihm Mittel und Wege darzu anzuweiſen die Gütigkeit haben möchtet. Ihr könnt es auch thun. „Allein, „was! einen ſo lumpichten Kerl in mein Haus zu „bringen, für dem meine ganze Familie einen Eckel „haben würde! Uiberdem ſoll ich einen Menſchen in „Dienſte nehmen, den ich gar nicht kenne, der noch „darzu eine Geſichtsbildung hat, die mir ſehr verdächtig ſcheinet. Er mag wohl ein liederlicher Schelm „ſeyn, der ſich nur bey mir einzuſchleichen vermeinet, „daß er mich deſto gemächlicher beſtehlen kan.„ Jedoch,

doch, wenn dieſe Gründe in Anſehung eurer gut und tüchtig ſind, ſo können ſie doch wohl, bey andern nicht viel gelten. Merket ihr auch nicht bey euch ſelbſt, daß ihr dieſen armen Menſchen nur deswegen zur Arbeit verweiſet, damit ihr nur ſeiner los werden, und einen ſcheinbaren Vorwand eurer Härtigkeit haben möget?

§. 12. Mildigkeit gegen unglückliche Perſonen von edler Geburt und Stande.

Ich habe öfters noch einen weit ſchlimmern Gebrauch von dieſer vortreflichen Grundregel machen geſehen. Ich habe wahrgenommen, daß man dieſelbe gegen abgedankte Officiers angewendet hat, die ſonſt rechtſchaffene Leute und von gutem Geſchlecht waren, allein aus Nachläßigkeit bey ihrer Erziehung beſaſſen ſie keine andere Fähigkeit, als nur allein zu ihrer Profeßion. In der That verſagte man ihnen das Allmoſen nicht, welches man insgemein den Bettlern zu reichen pfleget, allein viele von den frommen und andächtigen Reichen meinten gar kräftige Gründe zu haben, denſelben nicht auf eine edlere und großmüthigere Art zu helfen: „Sie ſind noch jung und bey guten Kräf„ten, heißt es, können ſie nicht eine Kunſt, oder ein „erbares Handwerk lernen? Dergleichen nichtswürdi„ge Fehde habe ich aus dem Munde einer frommen Perſon vernommen, deren Mitleiden, gegen eine unglückliche Standesperſon, man zu erwecken ſuchte: „Gereicht es alſo dieſem jungen Menſchen nicht zur „groſſen Schande, daß er alſo von Stadt zu Stadt „herum bettelt? vor etlichen Monaten traf ich ihn an, „daß er fünf bis ſechs Gulden aus den Beuteln mei„ner guten Freunde gezogen hat, und er kommt ſchon „wieder? Ich habe aber wohl noch mehr Güte an

„ihm erwieſen, indem ich ihm ein Mittel verſchaft, „wodurch er von ſeiner Hände Arbeit ſich ernähren „kan. Ich brachte ihn zu einem Leinwandsfabrikan„ten, der ihm ſeine Handthierung lehren wollte. Al„lein der Junker iſt, wie es ſcheinet, viel zu ſtolz dar„zu, ſich ſo ſehr zu erniedrigen. Er möchte doch nur „dieſe ſchändliche Eitelkeit an den Nagel hängen, und „mag ſich ſelber helfen, wenn er verlangt, daß man „ihm beytreten ſoll. Er muß wiſſen, daß kein nie„derträchtiger und ſchimpflicher Handwerk zu finden „ſey, als welches er treibet.„

Kan man nun wohl auf dergleichen Gründe etwas anders antworten, als daß die Barmherzigkeit der Böſen grauſam ſey? Was für ein unumſchränktes Mitleiden erweckt nicht eine in Elend ſchmachtende Standesperſon bey einer großmüthigen Seele? Was für einen abſcheulich grauſamen Eindruck muß nicht Armuth und Erniedrigung in einem Herzen verurſachen, welches nie Gelegenheit gehabt hat, dergleichen kläglichen Zuſtand zu erfahren? Was für eine ſchmerzliche Bekränkung erwecket es nicht bey einer ſo unglücklichen Perſon, wenn ſie ihrem Elend gehorchen, vor ihres Gleichen, und wohl gar noch vor weit niedrigere ſich ſchmiegen, und von ihren harten, verächtlichen, abſchläglichen Antworten bis zur Erde gebeuget ſehen muß?

Ich gebe es allerdings zu, daß er, nach aller Schärfe, viel eher ſeine Hände zur verächtlichſten Arbeit ausſtrecken, als fortfahren ſoll, ſeinen Lebensunterhalt von der Freygebigkeit anderer Leute zu borgen. Allein was für Schwierigkeiten hat er nicht zu überwinden, ehe er in den Stand kommt, dieſen Weg zu gehen?

hen? Was für eine Gemüthsſtärke wird erfordert, wenn er ſich von den Vorurtheilen losreiſſen ſoll, welche durch die Erziehung ſo tiefe Wurzeln geſchlagen hat? Er muß in einem Hui begreifen, daß die Natur eine vollkommene Gleichheit unter allen Menſchen eingeführt habe, bey welcher nichts wirklich verächtliches, als nur das Laſter iſt, und daß alle Verachtung mit der größten Standhaftigkeit ertragen werden müſſe, welche aus allen andern Quellen ihren Urſprung ziehet. Was dieſe Schwierigkeiten noch unüberwindlicher machet, iſt, daß er in einem Augenblick die erforderliche Kraft des Herzens haben ſoll, dieſem in ihm aufgegangenen Licht der Vernunft alſofort nachzugehen. Was für andere Schwierigkeiten ſtoſſen ihm nicht bey der Bewerkſtelligung dieſes Unternehmens auf? Er ſiehet ſich auf einmal unter dem verächtlichſten, ungezogendſten, gröbſten Pöbel vermengt, bey Leuten, die ſeine Manieren nicht vertragen können, und die ihrigen ihm einen beſtändigen Eckel machen. Seine Ungeſchicklichkeit wird ihm die bitterſten und unvernünftigſten Vorwürfe und Verweiſe ſeines Meiſters und die leichtfertigſten, ungehobelten Spöttereyen ſeiner Geſellen unaufhörlich das Herz durchboren. In Wahrheit, eine Perſon von vornehmen Geſchlecht, welche durch dergleichen fürchterliche Schwierigkeiten mit geſetzten Schritten zu ihrer Pflicht und Schuldigkeit hindurch treten und brechen kan, ſcheinet mir die Tugend auf den höchſten Grad getrieben zu haben, und der allererſinnlichſten, prächtigſten Lobſprüche würdig zu ſeyn. Kann man aber wohl, vernünftiger Weiſe, von ſchwachen Sterblichen, ohne alle Ausnahme, eine ſo gelehrige und der Vernunft leicht folgende Seele, eine ſo auſſerordentliche Stärke des Gemüths fordern und erwarten? Zum allerwenigſten

müßte

müßte doch dergleichen Menſchen, meines Bedünkens nach, erlaubet werden, ehe und bevor er einen ſolchen höchſt beſchwerlichen und der Selbſtliebe ſo ſehr entgegen ſtehenden Entſchluß faſſet, einen Verſuch zu thun, ob ihm nicht möglich ſey, durch Beytritt großmüthiger und empfindlicher Seelen einen erträglichern Stand zu finden, ſeines Lebens Unterhalt auf eine beqvemere und nicht ſo gar äuſſerſt verächtliche Art zu erhalten. Wer dieſes nicht zugeben wollte, müßte gewißlich eine ziemlich verderbte Vernunft beſitzen, oder von der Unmenſchlichkeit, auch wohl vom Geiz ſehr häßlich und übel zugerichtet worden ſeyn.

§. 13. Unterſuchung gewiſſer falſchen Gründe, wider die Ausübung der Mildthätigkeit gegen Proſelyten.

Man findet noch einen ſehr auſſerordentlichen Bewegungsgrund, welcher viele Perſonen, die ſonſt tugendhaft und vernünftig gnug ſind, zurückhält, ihrem Nächſten großmüthig beyzutreten. „Ich kan mich „nicht entſchlieſſen,„ hört man, „dieſem Menſchen „gutes zu erweiſen;„ Und warum denn nicht? „Er „iſt vor einiger Zeit zu meiner Religion übergetreten. Was! ihr ſchlaget einem Menſchen eure Hülfe ab, der, eurem eignen Geſtändniß nach, einer Religion abgeſagt, die voller grober Irrthümer iſt, damit er ſich öffentlich zu der eurigen bekennen möchte, die ihr ſelbſt als die einzige vernünftigſte erkennet? Das iſt ja ein recht abgeſchmackter, widerſinniger und wunderlicher Bewegungsgrund, der ſich mit dem Eifer, den alle Secten für ihre Meinungen tragen, ſehr ſchlecht zuſammen reimet. „Allein, wird man ſprechen, es geſchiehet zu Folge einer leider traurigen Erfahrung, daß „wir uns zu einer ſolchen Aufführung entſchlieſſen,

„die dem Anſehen nach ſo unvernünftig ſcheinet! Es „hat ſich eine Menge ſolcher Leute an uns gewendet. „Wir haben ihnen großmüthig geholfen, ſie ſind ein „Gegenſtand der öffentlichen ſowohl, als beſondern „Mildigkeit geweſen; iedoch ihre Laſter ſind gar bald „unter ihrer Verſtellung hervor gebrochen, und die „ſchändlichen Unordnungen ihres Lebenswandels ha„ben uns wegen unſerer leichtgläubigen Gutherzigkeit „Schimpf und Schande gemacht. Meinet man „denn alſo, daß wir uns ewig von dem falſchen Eifer „ſolcher Leute zum Narren machen laſſen ſollen, und „da man tauſend mal betrogen worden iſt, daß man „auf ewig dumm bleiben ſoll, immer wieder von neuen „betrogen zu werden.

Man erkennet ſogleich, daß dieſes ein trefliches Geſchwätz iſt, man ſiehet ſehr hochgetriebene Redensarten, eine Beredſamkeit der Leidenſchaften, die man zu ſeinem eignen Betrug anwendet, und damit man ſeine Aufführung dem Verweis ſeiner eignen Vernunft geſchickt entziehen möge. Es iſt freylich wahr, daß ſeit einer Zeit von manchen Jahren eine ziemliche Anzahl Leute in unſerm Vaterland unter dem Namen der Neubekehrten eine Freyſtatt geſuchet haben, und daß viele unter ihnen durch ihr unartiges Leben ſich der Mildigkeit rechtſchaffener Leute unwürdig gemacht haben. Allein zum Unglück ſind es eben dieſe Leute, auf die wir unſer ganzes Augenmerk richten. Wir kehren unſer Antlitz von denen Neubekehrten weg, die ſich recht edelmüthig verhalten, und deren Einſichten und Tugenden uns erleuchten und erbauen. Der koſtbare Vorrath, den wir von dieſer kleinen Anzahl hochzuſchätzender Perſonen erhalten, ſollte uns allein antreiben, den Neubekehrten ein freundlich Geſicht zu ma-

machen, und dieſes unwürdige Volk aus unſerm Gedächtniß zu verbannen, die bey dem Abgang von einer Religion ſich unter den laſterhaften Pöbel vermengt haben, der ſich bereits in dem Schooß der unſtigen befindet.

Uiberdieſes beleget man alle diejenigen unter den Neubekehrten mit einerley gehäßigem Titel, welche ein Aergerniß angerichtet haben, ob wohl ihre Fehler von verſchiedener Art ſind, und einige ſich als ſehr verachtungswürdige Leute zu erkennen geben, da indeſſen die andern Merkmale der menſchlichen Gebrechlichkeit blicken laſſen.

§. 14. Die verdächtigſten und verächtlichſten unter den Proſelyten und was dabey anzumerken.

Die verdächtigſten und verächtlichſten unter unſern Neubekehrten ſind die Ordensleute, die Mönche, welche ihre Kutte abgeworfen haben. Es ſind allerdings leichtfertige Buben, liederliche Vögel unter ihnen gefunden worden, welche die Tugend dergeſtalt verachtet, daß ſie ſich nicht einmal die Mühe genommen, auch nur den äuſſerlichen Schein zu beobachten. Andere, welche vorher eine Zeitlang erbauliche Zeugniſſe einer der Religion ganz gemäſſen Weisheit von ſich gegeben, haben ſich nachher durch einige beſondere Handlungen widerſprochen. Man hat befunden, daß ſie Menſchen, und zwar mit Leidenſchaften beſeſſene Menſchen ſind, die nicht allezeit Gewalt über ihre Begierden geübet. Sogleich ſind ſie der allgemeinen Hochachtung beraubet worden, man hat ſie als die nichtswürdigſten Leute ausgeſchrien, Leute, die höchſt verdächtig worden, daß ſie unſere Religion nur deshalb angenommen, damit ſie ſich dem harten Joch ihres Ordens entſchütten, und ſich unter uns ohne Zwang

in Schlemmerey und Unkeuſchheit ſtürzen möchten. Das heißt wahrhaftig ſehr eilig fortſchreiten. Man muß gewiß ſeine eigne Aufführung nicht von eben dieſem Geſichtspunct betrachten. Ein Menſch iſt nicht ganz vollkommen. Folget es denn nun, daß er nicht aufrichtig bekehret ſey? Oder iſt denn ganz gewiß, daß eben dieſe Stärke des Verſtandes, wodurch eine Perſon ihre Vernunft von dem Joch der Vorurtheile erlediget hat, derſelben auch in einem Augenblick eine unumſchränkte Macht über ihre Begierden ertheilet habe? Iſt denn das Herz alſofort zum Gehorſam gebracht, ſo bald der Verſtand ausgeheitert worden iſt? Wenn das wäre, wenn die Einſichten der Vernunft die ganze Seele ſo geſchwind erleuchten, wir würden gewiß unter uns weit mehr Leute von weit vollkommener Tugend antreffen.

§. 15. Wie eine Bekehrung mit noch anhangenden Fehltritten zu vergleichen ſey.

Mir, meines Orts, kommt es vor, daß nichts leichter ſey, als eine, nach den vortreflichſten Grundſätzen gewirkte Bekehrung mit einigen leichten Fehlern, die noch keine völlige Gewohnheit ausmachen, zu vergleichen. Ein Menſch liebt die Wahrheit. Er beſitzet die Stärke des Gemüths, auf der Waagſchale der Vernunft die Begriffe abzuwägen, die ihm ſehr gründlich und wichtig geſchienen. Er befindet ſie leicht, er bemerket die Stärke dererjenigen, die er bisher nicht geachtet hat. Er entſchließt ſich aus einer edlen Begierde zur Belehrung für ſeine Einſichten. Dieſelben in ſeinem Herzen verſchloſſen zu behalten, hat er allzuviel Redlichkeit, und iſt viel zu aufrichtig, als daß er ſie durch ſeine äuſſerliche Aufführung verſtellen ſollte. Er denket auf das großmüthi-

ge Unternehmen, dem Haß ſeiner Secte entgegen zu treten, ſeiner Pflicht die angenehmſten Vergnügungen des Lebens aufzuopfern, und ein ander Vaterland zu ſuchen, wo ſich die Wahrheit öffentlich in ihrem Glanz ſehen laſſen darf.

Währender Zeit, da er mit dieſem ſchönen Vorſchlage umgehet, da er die Mittel ſuchet, denſelben ins Werk zu ſetzen, und da er ihn wirklich ausführet, beſchäftiget ein brennender Eifer alle Eigenſchaften ſeines Gemüths. Die Religion und die Tugend, welche von derſelben unzertrennlich iſt, ziehen alle ſeine Aufmerkſamkeit an ſich. Laſter und Schwachheiten finden ihn beſtändig auf der Hut. Er hat nur allein mit der Wichtigkeit eines einzigen Gegenſtandes zu thun. Dieſe ſchöne Einrichtung ſeines Gemüths erhält ſich noch immer einige Zeit, nach dem bereits erhaltenen Zweck ſeiner edlen Unternehmungen. Allein ſein Eifer hat nunmehro keine Schwierigkeiten zu beſtreiten, die Hitze deſſelben läßt gemachſam nach, und er wird laulicht. Die auf einige Zeit unterdrückten Leidenſchaften werden wieder rege. Der chriſtliche Held ſinkt in Ohnmacht, und der Menſch kömmt mit ſeiner unglückſeligen Gebrechlichkeit wieder zum Vorſchein. Dergleichen Veränderungen des Herzens ſind ſehr natürlich; es iſt nicht erlaubt, daran zu zweifeln. Findet man nicht Leute von einer unbeweglichen Weisheit unter denen, die der Pflicht ihre Religion öffentlich zu bekennen, Vaterland, Reichthum, Freunde, Würden, Anverwandte, alles, was nur das Leben angenehm machet, aufgeopfert haben? Siehet man nicht dergleichen Veränderungen unter ganzen Secten? So lange ſie von der Verfolgung gedrückt werden, iſt nichts als Gröſſe des Gemüths, Standhaftigkeit,

vollkommene Ergebung in die Ausübung der allerbeſchwerlichſten Pflichten, Frömmigkeit, Tugend vorhanden, welche bis aufs höchſte getrieben ſind. Allein blitzet das Verfolgungsſchwerdt nicht mehr vor den Augen herum, haben ſie das Glück einige Zeitlang in Ruhe Luft zu ſchöpfen; ſo verkühlet der Eifer, und indem ſie ſich begnügen, dasjenige zu beſitzen, was ſie die geſunde Lehre nennen, vermengen ſie ihre Sitten mit den Barbaren, oder wie man will, mit den Unſinnigen, welche vorher ihre Henker geweſen ſind.

§. 16. Vernünftige Betrachtungen bey einer unordentlichen Lebensart einiger Proſelyten.

Muß man denn etwas ſo gar abſcheuliches in den Schwachheiten eines Neubekehrten finden, die doch aus dem Temperament, wie bey uns, entſtehen; in Schwachheiten, welche bey einem bekehrten Ordensmann vielleicht noch eher, als bey allen andern Leuten zu entſchuldigen ſind? Wer weiß denn, ob nicht die Fehler, welche bey den heiligſten Leuten ihren ſchönen Character nicht austilgen, in ſeiner Seele die bitterſte und aufrichtigſte Reue erregen? Wer weiß, ob er nicht, da er vielmehr des Troſts als des Scheltens würdig iſt, den Entſchluß gefaßt habe, dieſes Aergerniß durch die erbaulichſten Mittel wieder auszulöſchen? Iſt man wohl überzeugt, daß er aus einer Unordnung in die andere fallen, und ihn weder Rath, noch Verweis davon abbringen werde? Allem Anſehen nach, reichet eure Einſicht dahin. Was noch mehr gewiß ſeyn mag, iſt dieſes, daß die Lehrer des Chriſtenthums, deren Erkenntniß noch weiter, als das eurige ſich erſtrecket, ſich gegen diejenigen, welche die Wahrheit angenommen, ganz anders verhalten, und

keine unumſchränkte Herrſchaft über ihre laſterhafte Neigung zugeeignet haben werden.

§. 17. Kindiſcher Verdacht über die Aufrichtigkeit der Orthodoxie eines Proſelyten.

Allein, ein unerhörtes Laſter! ein Laſter von einer neuen Art! Hier iſt ein Ordensmann, der aus ſeinem Verſtand alle düſtere Wolken der Vorurtheile zerſtreuet hat. Er iſt ein ordentlicher, nüchterner, mäſſiger Mann. Die Unterſuchung der Wahrheit iſt ſein einziges Vergnügen. „Jedoch, man betrüge ſich „darinne nicht, man nehme ſich ja wohl in Acht, daß „man ihm Unterhalt verſchaffe. Der Mann meinet es „mit unſerer Religion nicht vollkommen gut, er iſt nicht „richtig. Ich halte ihn für einen Deiſten, wenn er aber ja „ein Chriſt iſt, ſo iſt er gewiß ein Arianer. Er ſcheuet „ſich nicht, es merken zu laſſen. Seine eigne Reden „machen die Sache klar.„ Kan wohl etwas elender und kindiſcher erdacht werden? Mögen ſich ſolche Läppereyen mit der natürlichen geſunden Vernunft reimen? Dieſer Mann hat den Weg der Unterſuchung an ſtat des menſchlichen Anſehens erwählet. Durch dieſes Mittel iſt es ihm gelungen, daß er die Vorurtheile ſeiner Kindheit glücklich überwunden. Ihr lobet ſelbſt ſeine Aufführung, er hat weislich gehandelt. Sehet, nun hat er ſeine Unterſuchung zu Stande gebracht, er ſoll ſich nun wieder von neuen unter ein Joch des Anſehens ſchmiegen. Iſt es denn billig, daß er von einer Blindheit in die andere fallen, und dasjenige bey uns in tiefſtem Gehorſam annehmen ſoll, was er dort ſo großmüthig verlaſſen hat? Noch mehr, iſt es wohl erlaubt, daß man in ein ſolches Chaos des Widerſpruchs hinein plumpe? Was! man verlangt, daß dieſer philoſophiſche Verſtand, welcher

nach und nach, und mit einer furchtſamen Vorſichtigkeit aus abgeſchmackten Meinungen ſich geholfen hat, ſein Gemüthe in höchſter Eil, ſo dumm hin, mit neuen Meinungen anpfropfen ſoll. Man will haben, daß er ohne Anſtand ſeine Begriffe auf die Mühle eures Lehrgebäudes ſchütte; man will ihn zwingen, daß er alſofort den ganzen Bündel eurer Meinungen aufſacken ſoll, ohne ſolche aus einander zu leſen, und etwas davon zu verwerfen. Man verachtet dergleichen Menſchen, weil er nicht närriſch und lächerlich ſeyn will. Man hält ihn gering, man haſſet ihn deswegen, weil er unendliche Hochachtung und alle Liebe verdienet. Sehet, was dieſes für Unbeſonnenheit, für eine beſondere Art zu verfahren iſt! Gewiß, aus eben den Urſachen, die euch dieſen Menſchen gehäßig machen, halte ich mich für ſchuldig, ihn meiner zärtlichſten Liebe zu würdigen. Aus eben dieſen Bewegungsgründen hege ich gegen diejenigen einen ſtarken Verdacht, daß ſie nicht recht geſcheut oder wohl gar boshaft ſind, welche vorgeben, ſie hätten den Irrthum ſowohl, als die Wahrheit in der Geſchwindigkeit entdeckt. Dieſes ſind entweder zur Sclaverey geſchaffene Gemüther, die zu einer großmüthigen Freyheit unfähig ſind, oder ſie ſind Betrüger, die nur mit knechtiſcher Gefälligkeit heucheln, damit ſie ſich mit unſerm Hochmuth vereinigen, uns deſto ſicherer zu berücken.

§ 18. Beſchaffenheit vernünftiger Proſelyten.

Solche Proſelyten müſſen wir im Gegentheil haben, welche unſerer Religion Ehre machen und unterſtützen. Dieſes ſind aber keine andern, als dergleichen weiſe Liebhaber der Wahrheit, freye und ungebundene Leute, ſo ſich nur der Deutlichkeit unterwerfen,

fen. Kommen ſie gleich noch mit einem oder dem andern Zweifel behaftet zu uns, deſto beſſer iſts. Sie zweifeln nicht aus Leichtſinnigkeit, nicht aus Blödigkeit des Verſtandes, laßt uns ihnen helfen und ſie aus dieſem verdrießlichen Zuſtand heraus bringen. Machen ſie ſich davon los, ohne alſofort alle unſere Begriffe aufs genaueſte anzunehmen, die wir für die weſentlichſten halten, ſo müſſen wir es ihnen nicht übelnehmen, wenn ſie ſich zu einer Secte halten wollen, zu der ſie mehr Neigung tragen. Man betrachte ſie indeſſen dennoch als Brüder, als unſere Mitgeſellen und Gefährten auf dem ruhmwürdigen Wege der Unterſuchung.

§. 19. Betrachtungen über den Mißbrauch unſerer Mildigkeit vieler Proſelyten.

Jedennoch will ich endlich mehr einräumen, als man vielleicht verlangen wird. Ich gebe zu, daß alle unſere Neubekehrte, ohne alle Ausnahme, unſerer leichten Zuneigung gemißbrauchet, daß ſie die nichtswürdigſte Falſchheit bezeiget, daß ſich auch nicht ein einziger aus aufrichtigen redlichen Herzen und edlen Grundſätzen bekehret habe. Unterdeſſen kommt hier ein Neuer hervor getreten, der ſich unſerer Mildigkeit empfielet. Es iſt ein Mönch, ja gar ein Jeſuit, wenn mans ſo haben will. Mit was für Augen ſoll man dieſen anſehen? Iſt es ſein Verſchulden, daß uns unendlich viel Buben zu Narren gehabt haben? Iſt er Urſache an derſelben nichtswürdigen Aufführung? Haben ihre laſterhaften Sitten ſeine Seele angeſteckt? Hat ſein Herz mit ihrer liederlichen Leichtſinnigkeit eine genaue Verbindung? Wird er ebenfalls ein Schwelger, ein Betrüger ſeyn, weil ſie davor erkannt worden ſind? Ich geſtehe es, daß ich keinen

ſo durchdringenden Verſtand beſitze, dergleichen wunderbare Entdeckungen einzuſehen oder zu ergründen. Dieſes gebe ich zu, es iſt natürlich, daß ein Menſch, der ſehr oft hinters Licht geführt worden iſt, vorſichtiger und mißtrauiſcher zu werden wohl Urſache habe. Allein niemals iſt es erlaubt, daß eine Vorſichtigkeit die milde Freygebigkeit erſticken darf.

Welche nur zu erdenkende Vorſichtigkeit ſoll uns doch verhindern, Neubekehrte mit freundlicher Leutſeligkeit und chriſtlicher Höflichkeit aufzunehmen? Welche barbariſche Klugheit verbindet uns wohl, denſelben mit der offenbaren Erklärung unſers verdächtigen Mißtrauens grob zu begegnen? Würde es nicht ungemein beſſer ſeyn, dieſe Perſonen in unſerer Religion zu beſtärken, daß wir dieſelbe wahrhaftig von einem Lehrer und HErrn erhalten, der leutſelig und von Herzen demüthig geweſen iſt. Dieſe Höflichkeit zwingt uns ja nicht, unſere Wohlthaten und unſere Hochachtung mit vollen Händen im Uiberfluß zu verſchwenden. Sie läßt ſich ohne alle Schwierigkeit mit einer rechtmäßigen Vorſichtigkeit überaus wohl verbinden. Sie hindert uns nicht, dieſe Proſelyten auszuforſchen und zu ſehen, ob ihre Bekehrung auf Gründen ruhe, deren Stärke ſie in ſich ſelbſt erkennen. Sie erlaubet uns von ihrer Aufführung Kundſchaft einzuziehen, und zu bemerken, ob menſchliche Bewegungsgründe zu ihrem Entſchluß, den ſie gefaſſet, das meiſte beygetragen haben. Unſere Religion iſt gar nicht von der Art, daß ſie den natürlichen guten Verſtand zum Opfer verlange.

§. 21. Anmerkung über die Ausſchlieſſung neubekehrter Ordensleute von der Lehre des Evangelium.

Es giebt Leute, welche vorgeben, das ſicherſte Mittel die neubekehrten Ordensleute auf die rechte Probe

be zu ſtellen, ſey dieſes, daß man ſie gänzlich von dem Dienſt des Evangelium ausſchlieſſe, und ihnen behülflich ſey, eine andere Profeßion zu ergreifen. Dieſes Mittel iſt, ohne Zweifel, vortrefflich gut bey ſolchen Perſonen zu gebrauchen, die nicht die behörigen Gaben beſitzen, oder deren Aufführung, ohneracht ihrer ſchönen Einſichten, nicht gar zu ordentlich zu ſeyn pfleget. Jedoch kommt mirs vor, daß die Leutſeligkeit wenigſtens erfordere, ſolche Leute zu Profeßionen anzuweiſen, die ſich für gelehrte Leute ſchicken und von den Handthierungen des geringſten Pöbels ſehr unterſchieden ſeyn. Allein welcher ſcheinbarer Grund ſoll uns wohl antreiben, eben alſo mit denjenigen zu verfahren, deren Gelehrſamkeit und Einſichten durch eine hinlänglich geprüfte Tugend unterſtützet werden? Mich deucht, dieſe Art von Proſelyten ſey ungemein geſchickt, der Religion die wichtigſten Dienſte zu leiſten. Die Wahrheit erhält einen Zuwachs der Stärke in dem Munde eines Mannes, welcher dieſe Wahrheit nicht von den Vorurtheilen der Auferziehung erborgt, ſondern ſich dieſelbe durch eine großmüthige und beſchwerliche Unterſuchung zuwege gebracht hat.

Sollten alle dieſe Gründe, ſo ich angeführet habe, noch nicht ihr völliges Gewicht erlangen, ſo will ich nur noch eine Frage aufwerfen: Was verlangt man, daß ein rechtſchaffener Geiſtlicher thun ſoll, der ſich wirklich von ſeinen Irrthümern losgeriſſen und durch triftige Bewegungsgründe aus ſeinem Vaterland zu gehen gemüßiget worden, um unſere Religion anzunehmen? Er zeigt, daß er ſich des Haſſes derer ausſtellet, die er verläßt, mit Verachtung derer, mit denen er ſich vereinigen will, und deren grauſamen Verdacht und Härtigkeit er zu gewarten. Vielleicht ſieht er

er ſich gezwungen eine verächtliche Profeßion unter dem gröbſten und ungeſchliffenſten Pöbel zu erwählen. „Was ein ſolcher Mann zu thun hat? Die „Sache redet von ſelbſt. Wenn er vollkommen von „der Wahrheit unſerer Religion überzeugt iſt, wenn „er glaubt, daß ſein Wohl von der Partey abhange, „die er ergreift, ſo muß er durch die größten Schwie„rigkeiten nach ſeinem Zweck nothwendig brechen, er „muß allen Dingen, Haß, Verachtung, Mißtrauen, „Elend troz bieten.„ Dieſes iſt ſeine Pflicht, nichts iſt gewiſſer. Allein merkt man auch, wie hart und höchſt beſchwerlich dieſe Pflicht einen ankommt? Begreift man wohl, daß, um derſelben mit einer großmüthigen Standhaftigkeit Folge zu leiſten, es nicht hinlänglich ſey, tugendhaft zu ſeyn, ſondern, daß man auch noch des höchſten und vollkommenſten Heldenthums fähig ſeyn müſſe? Ich glaube es zu begreifen, daß ein ſolches unſern lebhafteſten natürlichen Neigungen ſo entgegen ſtehendes Opfer, dem Märtyrerthum gleich komme, wo es daſſelbe nicht noch übertrift. Giebt es wohl viel Leute, welche die Frömmigkeit bis aufs Wunderthätige gebracht haben? Iſt es billig, daß wir uns nicht zu der Geſellſchaft der Helden vom erſten Rang aufſchwingen? Sind wir ſelbſt von dieſer beſondern Claſſe, wenden wir allezeit die großmüthigen Kräfte an, unſere Aufmerkſamkeit auf die Grundregel der chriſtlichen Sittenlehre zu lenken? Auf dieſe natürliche und vernünftige Regel, die anbefielt, uns von aller Eigenliebe loszuwinden, an die Stelle anderer zu ſetzen, und mit ihnen alſo zu verfahren, wie wir wollen, daß man mit uns umgehen ſoll, wenn wir uns in gleichen Umſtänden befinden. Wahr iſt es, daß die erhabenſte Tugend durch die allerſchwerſten Wege, durch die beſchwerlichſten Hecken

der

der Hinderniſſe zu ihrer Pflicht dringen kan. Man muß aber auch erwägen, daß es nicht bey uns ſtehe, die Kräfte dieſer Tugend auf dergleichen ſchreckliche Proben zu ſtellen, indem man dieſen rauhen und beſchwerlichen Fußſteig noch mehr mit Dornen beſtreuen will. Uns kömmt es vielmehr zu, ihn eben und gleich zu machen, und wenn es möglich iſt, noch darzu mit Blumen zu ſchmücken.

§. 21. Unterſuchung der Abneigung gegen die Proſelyten.

Ich ſchlieſſe dieſe Abhandlung, wenn ich noch vorher eine einzige Anmerkung werde beygeſetzt haben. Perſonen, die ſonſt der Tugend und der Vernunft völlig ergeben ſind, haben gegen die Proſelyten, inſonderheit gegen diejenigen, ſo Prieſter oder Mönche geweſen ſind, groſſe Abneigung. Die Urſache davon iſt, weil ſie ſehr ofte von dergleichen Leuten getäuſchet worden. Allein iſt unter dieſer Abneigung nicht vielleicht ein kleiner Verdruß, ein Widerwille verborgen, und ziehet derſelbe nicht ſeinen Urſprung aus der Qvelle einer ein wenig laſterhaften ſtolzen Eitelkeit? Wir laſſen uns durchaus nicht gerne betrügen, unſere Eigenliebe leidet dadurch. Ich unterſtehe mich dergleichen Perſonen zu bitten, ihr Herz zu unterſuchen, und zu prüfen, ob dieſer Verdruß nicht hauptſächlich ſeinen Einfluß in die ausſchweifende Vorſichtigkeit habe, welche ſie wider dergleichen Neubekehrten vornehmen. Ich, meines Orts, hege deswegen einen ſtarken Verdacht. Haben ſie in der That ihren Beyſtand an dergleichen Betrüger verſchwendet, daß es ihnen ſchwer fällt, oder ſie auſſer Stand geſetzet ſind, armen Leuten von gröſſern Verdienſten beyzutreten? Finden ſie etwan Urſache zu befürchten, man möchte

gegen

gegen ihnen ſelbſt in der Mildigkeit nachlaſſen, und ſie würden ſich zu Grunde richten, wenn ſie ſich ſo ſtark für andere angriffen, die vorgeben, daß ſie ihre Religion annehmen wollten? Man kan wohl glauben, ohne Beſorgniß, darinne zu fehlen, daß dieſe Furcht nicht wohl gegründet ſey. Es bleibt ſehr wahrſcheinlich, daß wenn ſie etwas von ihrem Uiberfluß zurück nehmen, ſie noch wohl etwas wagen könnten, mehrmal betrogen zu werden. Eine etwas bedachtſame Eitelkeit ſollte ſie nicht davon abhalten. Es iſt ruhmwürdig, betrogen zu werden, wenn man nicht anders betrogen wird, als weil eine großmüthige Leutſeligkeit unſerer Klugheit verbietet, daß ſie ihre Vorſicht nicht allzuweit treibe, und wenn man nicht zugeben will, daß in unſerm Gemüth der kluge Mann den chriſtlichen Mann unterdrücken ſoll.

II.

Von der Auferziehung der Kinder *.

Man will angemerket haben, daß in den gegenwärtigen Zeiten die Kinder einen faſt reifern Verſtand in ſolchen Jahren beſitzen, in denen ſie vormals ſich annoch mit allerhand Kindereyen beſchäftigten und nicht einmal die erſten Gründe der Wiſſenſchaften kenneten.

Ob nun wohl dieſe auf der Gewißheit beruhende Anmerkung in der Vernunft gegründet iſt; ſo darf man ſich deswegen nicht einbilden, als ob die Natur anietzo mit ihren Werken eilfertiger verführe. Die

See-

*) LXXXIV, LXXXVI und LXXXVIII Abhandlungen aus dem Menſchenfeind.

Seelen der Menſchen ſind heut zu Tage nicht von gröſſerer Kraft und Stärke, als ſie zu den Zeiten unſerer Väter und Vorfahren geweſen ſind, und es bleibet noch immer derjenige Geiſt, der in uns eben dieſelben Kräfte wirket.

Die Auferziehung iſt der einzige Grund dieſer Verwandlung, die uns ſo wunderbar vorkommt. Vor Zeiten ſtand man in dem grundfalſchen und ſchädlichen Wahn, junge Leute wären in ihrer Kindheit aller Verſtandeskräfte unfähig. Man ließ ſie alſo in der Faulheit und Kinderpoſſen hin laufen, dahin ſie doch ihre eigne Neigung mehr als zu ſehr antreibet.

Noch nicht gnug: Es ſcheinet, man habe zu den Zeiten recht mit Fleiß darauf geſonnen, den Weg zu den Wiſſenſchaften langweilig zu machen, und mit Dornen zu verhecken, ſo ſorgfältig führete man die annoch zarten Gemüther der Jugend durch unendliche Kreuzgänge einer verwirrten und widerwärtigen Lehrart herum. Endlich hat man aber die Fähigkeit der Kinder beſſer kennen lernen, und den Weg zur Wiſſenſchaft zugleich ebener gemacht und richtiger gebahnet.

Es kan ſich leicht zutragen, daß die künftigen Zeitläufe über die Dummheit der Kinder dieſer Zeit wohl gar noch eben ſo wohl ſtutzen werden, als wir uns über die Langſamkeit der Jugend voriger Zeiten verwundern. Ich zweifle auch noch ziemlich ſtark, daß die Wiſſenſchaft der Erziehung anietzo ſchon auf den höchſten Grad der Vollkommenheit geſtiegen ſeyn ſollte.

Ohneracht ich wohl weiß, daß Geiſter der erſten Gröſſe, denen ich mich zu vergleichen, mir nicht in den

Sinn

Sinn kommen laſſe, dieſe wichtige Materie abgehandelt haben; ſo unterwinde ich mich doch, einige Grundlehren von der Art und Weiſe, dem Verſtand junger Leute aufzuhelfen, in Vortrag zu bringen. Es iſt nicht unmöglich, daß nicht einige nützliche Betrachtungen, ſo den größten und verſtändigſten Männern entgangen ſind, iezuweilen von einer ſehr eingeſchränkten Vernunft, ſollten können aufgefangen werden.

So bald Kinder zu lallen anfangen, ſo bald bearbeitet man ſich gemeiniglich, ihre Phantaſie und Einbildungskraft zu erweitern, und das lebhafte Feuer, ſo ihnen die Natur verliehen, anzufachen. Man bewundert einen muntern ſchimmernden Gedanken, man lobet einen lebhaften Einfall, man jauchzet über eine ſinnreiche Bosheit, die ſie verübet haben. Ich müßte mich ſehr betrügen, wenn ich dieſe Aufführung nicht für ſehr ſchädlich und albern befände. Ein Kind, ſo durch übermäßiges Lob ſeiner Lebhaftigkeit gereizet wird, ſtrenget ſich mit gröſſerer Macht immer mehr an: Es glaubet, daß nichts ſchöner ſey, als ſeine muntern Gedanken über andere auszulaſſen: Auf ſolche Art gewöhnt es ſich an, mit ſeinen ſinnreichen Einfällen auf alle Leute loszuziehen, und ſich mit ſeinem Witz gehäßig und unerträglich zu machen. Ich meine nicht, daß man ſein Feuer erſticken ſoll, man muß es nur wohl einrichten, und indem man ſeine muthwillige Phantaſie recht ordnet, ſolches zur Richtigkeit der Vernunftſchlüſſe zu ſparen ſuchen. Lebhaftigkeit und ſinnreicher Witz ſind Zierrathen des Verſtandes, der gute Vernunftſinn iſt das rechte Weſen, und es iſt billig und recht, die erſte Sorgfalt auf das wichtigſte Theil zu wenden.

Ich

Ich hielte davor, man machte den Anfang mit Einrichtung der Vernunft eines Kindes, und daß man nach und nach die natürliche Vernunftlehre, welche allen Geiſtern, inſonderheit denen von guter Art angebohren iſt, in ihnen auskläre und erläutere. Man bildet ſich ein, wie ich wohl weiß, ein gutes Naturell würde auf dieſe Weiſe ſtumpf gemacht. Man vergleichet die Kindheit einem jungen Bäumgen, das durch überflüßige Früchte ſeine Kräfte erſchöpfet, und die Hofnung, ſo es von ſeiner Fruchtbarkeit ſpüren läſſet, zu ſchanden machet. Allein Gleichniſſe ſind keine Vernunftſchlüſſe; ſie dienen nicht zum Beweis, ſondern die Stärke eines Beweiſes nur zu befeſtigen. Würden zu der Lehrart, die ich anrathe, groſſe Kräfte erfordert, und ſie könnte nicht anders, als mit äuſſerſter Abmattung des Verſtandes ins Werk geſtellet werden, ſo blieb das Gleichniß nach ſeinem ganzen Umfang richtig, und der hieraus gezogene Schluß möchte meiner Meinung einen Stoß geben. Ich behaupte aber, daß es eine leichte Sache ſey, die Philoſophie der Kindheit einzuprägen, wenn man nur mit Klugheit dabey verfähret, und das Naturell, ſo man ausarbeiten will, gründlich kennet. Zwey Dinge halten, meines Bedünkens, den Gebrauch der Vernunft bey Kindern zurück. Die Kräfte ihres Verſtandes haben die Fähigkeit noch nicht, ſich lange anzuſtrengen, und ihre Begriffe ſind noch von den Ausdrücken, mit welchen man ihnen eine Wahrheit vorträget, allzuverworren.

Es kommt alſo darauf an, daß man ihnen bald Anfangs eine Beſchreibung der Worte machet, damit ſie ihre richtige Bedeutung faſſen, und deren mancherley Sinn aus einander ſetzen lernen. Dieſes kan nicht anders, als unter einem ergötzlichen Umgang geſchehen,

wobey ſie nicht einmal merken dürfen, daß ſie lernen ſollen. Man kan von ihren Tändeln, von ihren Spielen, ihnen bekannte Ausdrücke nehmen, wobey man ſie auf den bedeutenden Sinn eines Worts, welches ſie nicht zu unterſcheiden wiſſen, ohne allen mühſamen Zwang führen kan. Auf ſolche Weiſe werden ſie anfangen, nicht nur einen deutlichen Begrif von dem, was ſie vernehmen, zu faſſen, ſondern ſie werden ſich auch richtig ausdrücken lernen, und ihre Reden nicht mehr verwirrt und räthſelhaft, wie es in dieſem Alter gemeiniglich geſchiehet, vorbringen. Es wird ihnen nach dieſem leicht fallen, die erſten und einfältigen Wahrheiten zu begreifen, die man, ſo bald als man zu lallen anfängt, faſſet, und den Vorurtheilen nicht gelingen, ſolche zu verdunkeln.

Sie werden ſo gar Folgerungen ziehen lernen, wenn man ſie nur nicht zu ſehr angreift, und den Verſtand ermüdet. Wenn man ihre Fähigkeit zu dieſer Arbeit erkennen will, darf man ihnen nur in ihren Spielen folgen, welche die gemeinſte Beſchäftigung der Kindheit ſind. Dieſe Spiele haben allezeit gewiſſe Regeln, die nicht verletzt werden müſſen. Man wird ſehen, daß ſie dieſelben ſogleich merken, und wenn eins von ihren Mitſpielern darvon abzugehen ſcheinet, ſo werden ſie ſeine That mit den Geſetzen in Vergleich ſtellen, Folgerungen daraus ziehen, und mit verwundernswürdiger Richtigkeit den Schluß machen, daß dieſe That zugelaſſen, oder nicht erlaubt ſey.

Nach dem Maaß der zunehmenden Jahre muß man die Kinder ganz unvermerkt zu einer gröſſern Aufmerkſamkeit bringen, und ſie auf allgemeinere Grundſätze, beſonderer und mehr verdeckter Wahrheiten führen.

ren. Man wird bald inne werden, wenn man ſich nur die Mühe nimmt, Verſuche zu wagen, daß ſie, ohne ihnen den Kopf mit einem Haufen gekünſtelter Diſtinctionen wüſte zu machen, eine Schlußdreherey von einem richtigen Vernunftſchluß bald unterſcheiden werden. Man verſuche nur, z. E. ſie bey ihrem gewöhnlichen Zeitvertreib mit einer ſophiſtiſchen Spitzfindigkeit zu hintergehen, und wenn ſie dieſelbe entdecken, ſo trage man ihnen dergleichen unrichtigen Schluß bey einer ernſthaftern Sache vor: Was gilts, ſie werden eben ſo leicht den Knoten dieſes falſchen Schluſſes ausfündig machen. Sollten ſie ſich von ohngefähr in dergleichen gekünſtelten logicaliſchen Fallen fangen laſſen, und könnten ſich nicht wieder durch eigne Kräfte daraus wickeln, muß man ihnen helfen, und mit der möglichſten Deutlichkeit zeigen, worinne die Spitzfindigkeit, darauf ſie nicht Achtung gegeben haben, beſtehe. Sodann muß man ihnen die Regeln, ſo ihnen vorgeſchrieben worden, ohne Beyhülfe bey andern Exempeln anzuwenden lehren, und ihnen dergeſtalt unvermerkt und ohne alle ernſthafte Beſchäftigung weiſen, wie ſie ſich aus den ſpitzfindigen Schlußkünſteleyen heraus ziehen müſſen.

Will man ein Kind in dieſer wichtigen Wiſſenſchaft üben, ſo iſt es nicht nöthig, daß man es drey und mehr Stunden in eine Schulſtube verſchlieſſet. Dergleichen Uibung kan an allen Orten, bey allen Vorfällen und Gelegenheiten vorgenommen werden. Bey der Tafel, beym Spatziergang kan man Schule halten. Dieſelbe ſchickt ſich ſo gar bey allem kindiſchen Zeitvertreib, wobey es ohne diß ſehr nützlich iſt, daß man ſich iezuweilen mit einem jungen Untergebenen einläßt. Hier eben decket die Freude und die Luſt den Character

ſeines Verſtandes vollkommen auf, den man nicht behörig zuzubereiten wiſſen wird, wenn man keine völlige Kenntniß ſeiner guten oder ſchlimmen Eigenſchaften haben kan.

Hat man nun ſolcher Geſtalt die Vernunft eines Kindes eingerichtet, ſo kan man dieſelbe dadurch gar leicht wider den Eingang aller pöbelhaften Irrthümer ſicher ſtellen. Sie ſtoſſen ohne diß gemeiniglich wider die erſten Grundſätze der Wahrheit unmittelbarer Weiſe an, und ein Verſtand, der noch nicht Zeit und Weile gehabt hat, ſich für die Gewohnheit wohl zu verwahren, wird gar bald die Thorheit der Vorurtheile des gemeinen Haufens an ſich nehmen: Dahingegen ſich die wohl eingerichtete Vernunft eines Kindes allezeit unbefleckt erhalten, und in Unterſuchung der Wahrheit nichts hindern laſſen wird.

Auf der Welt iſt nichts freyer, als die Vernunft. Man muß alſo eines Kindes Vernunft in dieſer edlen Freyheit zu erhalten bemühet ſeyn, und ſelbige an nichts anders, als an die Deutlichkeit der Begriffe zu binden ſuchen. Man muß ihnen erlauben, wenn es auf Vernunftſchlüſſe ankommt, dem Lehrer nicht blindhin zu trauen, Einwürfe zu machen, ſeine Meinung nach allem Vermögen ſtandhaft zu vertheidigen. Es iſt in Wahrheit viel beqvemer, ihm mit einer obrigkeitlichen Mine Stillſchweigen aufzulegen, und eure Entſcheidung als Orakelſprüche anzunehmen. Das iſt aber auch, zum Unglück, das rechte Mittel, ſeine Vernunft in eine unempfindliche Gleichgültigkeit zu ſtürzen, und ihr den edlen Muth zu entziehen, der allein den Schwung über gemeine Geiſter geben kan.

Ich bekenne zwar, daß ein auf dieſe Art angeführtes Kind öfters bey Zeiten anfangen möchte, eine groſſe Meinung von ſeiner Geſchicklichkeit zu bekommen, die deutlichſten Dinge zu beſtreiten, und aus einem entſcheidenden hohen Ton zu ſprechen. Dieſes ſind nun wohl ſehr groſſe Fehler, das iſt gewiß, ſie ſind aber nicht ſo gar verzweifelt ſchlimm, daß ihnen nicht könnte abgeholfen werden.

Wollet ihr den Hochmuth eines Kindes, welches eurer Sorgfalt anvertrauet iſt, niederdrücken, ſo dürft ihr nur ſeinen Verſtand weit öfters auf ſolche Dinge bringen, die ihm unbekannt ſind, als die es weiß, damit es ſeine Unfähigkeit beſtändig vor Augen habe, und ſich alſo ſeine Eitelkeit in den Abgrund der Erkenntniſſe, welche ſein ſchwacher Verſtand noch nicht zu erreichen fähig iſt, verſenken möge.

Vor allen Dingen verwahret es nur wider den Gift der Schmeicheley. Bemühet euch ihm die Gefahr und das Lächerliche rührend empfindlich vorzuſtellen, wenn man ſich von Schmeichlern bey der Naſe herum führen läſſet, welche den größten Narren mit dem rechtſchaffenſten Menſchen zuſammen ſchmelzen, indem ſie den einen wie den andern loben und herausſtreichen. Ich bitte um Erlaubniß, daß ich allhier eine kleine Ausſchweifung mache.

Ich beklage die Kinder von einem gewiſſen Range recht von Herzen, die Verdienſte beſitzen, wider deren gutes Naturell ſich faſt alle Welt zu verſchwören ſcheinet. Sie haben etwan einmal zwey oder drey artige lebhafte Einfälle vorgebracht, nun ſind ſie in völliger Reputation. Sie dürfen keinen Schritt auf die Gaſſe thun, ſo umarmet man ſie, und macht ihrem

Verſtande eine Lobrede her. Nunmehr dürfen ſie in ihren Unterredungen wenig Verſtand mehr zeigen, man verrichtet dieſes ſchon für ſie, und findet darinne allenthalben einen Sinn, ja einen ſehr erhabenen Sinn ſo gar in ihren Narrenpoſſen. Diejenigen, welchen ihre Aufſicht anvertrauet iſt, müſſen äuſſerſt und ohne Aufhören bemühet ſeyn, in dieſen jungen Geiſtern die Empfindungen der Beſcheidenheit zu erneuern, welche alle Welt, aus denſelben zu reiſſen, um die Wette ſich zu beſtreben ſuchet. Man muß hier immer wieder von neuen anfangen, denn die natürliche Verderbniß des menſchlichen Herzens machet gemeiniglich, daß der Gift über den Gegengift die Oberhand behält. Ich kehre wieder zu meiner vorhabenden Sache.

Was anzufangen, wenn ein Kind bey Streitigkeiten allezeit Recht behalten will, und die Freyheit, ſo man ihm ertheilet, ſeine Meinungen zu unterſtützen, allzuweit treibet? Sein Hofmeiſter muß deſſelben Neigung wohl zu erkennen wiſſen, ob es aus Mangel der Einſicht, oder der Gelehrigkeit, nicht nachgeben will. Geſchiehet es aus hartnäckiger Haberechterey, ſo muß man daſſelbe mit Auferlegung des Stillſchweigens beſtrafen, und ihm mit Verachtung zu erkennen geben, daß man ſeine nichtigen Verdrehungen nicht zu beantworten würdiget. Sobald es ſich von dem Verdruß, den ihm dieſe Art der Verachtung ohne Zweifel zugezogen, wieder erholet hat, muß man mit aller Freundlichkeit wieder davon anfangen, auch ihm dabey zeigen, wie ſchön es ſey, eine edle Gleichgültigkeit gegen ſeine eigne Meinungen zu faſſen, und nur der Wahrheit allein nachzufolgen, daß mithin nichts rühmlicher, aber auch nichts ſeltſamer ſey, als mit gu-

ter Art zu bekennen wiſſen: Ich habe Unrecht; daß man einen weit rühmlichern Sieg davon trage, wenn man ſeiner Eitelkeit dieſes Bekänntniß abtrotze, als wenn man ſeinen Gegner unter der Stärke eines nicht zu widerlegenden Vernunftſchluſſes nieder gebracht hat.

Noch nicht genug. Man muß ſeine Lehren aber auch durch eigne vernünftige Aufführung zu befeſtigen ſich angelegen ſeyn laſſen. Es wiederfährt den geſchickteſten Leuten, daß ſie von einem Kinde mit allem Recht können eingetrieben werden. In dieſem Fall muß man ſich ja nicht in Logicaliſche Auswege verſtecken, den Einſichten junger Leute zu entwiſchen. Man muß vielmehr die Schwäche ſeines Vorgebens aufrichtig bekennen, und da ſie durch die von mir angeführte Maximen bereits wohl vorbereitet ſind, ſo werden ſie dieſes Geſtändniß um ſo viel weniger, als ein Zeichen einer ſchwachen Vernunft anſehen, vielmehr aber ſolches als einen Character eines wohlgeordneten Gemüths und redlichen Herzens betrachten. Es ſcheinet mir, daß man das entſcheidende Weſen bey einem Kinde, deſſen Vernunft bereits geordnet iſt, noch leichter verbeſſern könne. Man muß ihm nur deutlich zeigen, und ſo wohl durch Beweis, als Beyſpiele zu erkennen geben, die Entſcheidung ſey ein Zeichen der Narren, wie richtige Vernunftſchlüſſe ein Character geſchickter Leute. Wird man ihm dieſe Wahrheit wohl einprägen, ſich auch hüten, in ſeiner Gegenwart, von ſolchen Materien, die Uiberlegung und Nachdenken erfordern, nicht in einem entſcheidenden Ton zu reden, überdieſes aber ſich des Mittels vor bereits eingeriſſener Krankheit bedienen, ſo wird es ſich gewiß in acht nehmen, denen Unwiſſenden beyzutre-

treten, deren Narrheit durch eine lächerliche und auf-geblaſene Gelehrſamkeit noch ſchändlicher gemacht wird.

* * *

Iſt nun ſolchergeſtalt der Grund zum vernünftigen Denken bey einem jungen Menſchen gelegt, welches mir ſcheinet, das wichtigſte und beſte zu ſeyn, ſo kan hierauf nunmehro der Fleiß in der Unterſuchung ſeiner Pflichten gebauet werden. Bey einer gemeinen Erziehung macht ein Kind keinen andern Unterſchied unter guten und böſen Handlungen, als nur in der Abſicht, ihrer darauf folgenden Strafen oder Belohnungen, dieſes iſt vielleicht aber auch das allergeſchickteſte, ſelbiges auf immerdar zu verderben. Nichts iſt fähiger, ihm niederträchtige und verächtliche Meinungen in den Kopf zu ſetzen, als wenn man ſein Gemüth in eine nachläßige Unwirkſamkeit hin ſinken läſſet, und daſſelbe zum Sclaven der Furcht und Hoffnung machet. Es iſt das ſicherſte Mittel, ihn zu einer Unterſuchung zu bringen, nicht etwan, ob eine That an und vor ſich ſelbſt gut oder böſe iſt, ſondern, ob ſie anietzo für ihn gut ſey. Es wird gar bald ſeine Pflichten nach einem unvernünftigen groben Vortheil abzuwägen wiſſen, und glauben, daß alles vergönnt ſey, was nur den Augen derjenigen Perſonen entzogen werden könne, welche Macht haben, daſſelbe zu beſtrafen. Unendlich beſſer iſt es, wenn man ihm ſeine Pflichten nach Grundſätzen lehret, und es anweiſet mehr der Vernunft, als dem Anſehen ſeiner Lehrmeiſter folgſam zu werden, damit ſich ſein Gemüth aus freyem Willen und mit einer edlen Freyheit nach dem Guten lenke.

Man bilde ſich ja nicht ein, daß dieſe ſo vortrefliche Wiſſenſchaft über der Kinder Vermögen ſey, welche nach meinem Vorſchlag erzogen werden. Die Sittenlehre verbindet alle, die nur eine Vernunftskraft haben, und es iſt ganz natürlich, daß ſie durch ihr Nachforſchen darzu gelangen können, wenn ſie nur die Unterſuchung einer ſo beträchtlichen Sache mit Ernſt angreifen wollen. Erfordert ſie ja eine auſſerordentliche ſcharfe Einſicht, ſo geſchiehet dieſes nur in wenigen auſſerordentlichen und beſondern Fällen, welche noch darzu auf die allgemeine Aufführung der Menſchen wenig Einfluß haben. Sie iſt mit keinen Schwierigkeiten durchflochten, als nur für ſolche, deren Vernunft man in einer ſchändlichen Trägheit hat verlüdern laſſen. Man hat ihnen allzuviel Zeit gegeben, ſich ihren Leidenſchaften zu widmen, die falſche Ehre, und andere Vorurtheile des gemeinen Haufens haben ſie mit dem unrichtigſten und lächerlichſten Wahn bereits zu ſehr eingenommen. Sie haben, wie durch eine Verjährung, in ihrem Gemüth den Beſitz, mit Ausſchlieſſung der Wahrheit, ſchon genommen: Solche aber wieder aus ihrer Seele zu reiſſen, iſt eben ſo viel, als ihnen einen Theil ihrer ſelbſt zu nehmen. Wenn endlich auch die Wahrheit ihnen mit ihrem vollen Glanz in die Augen ſtralet, und ſich ihren angenehmen Jrrthümern widerſetzet, ſo ſcheinet es, als ob ſie ſich ſelbſt widerſtünden. Ein ſolcher anſcheinender Widerſpruch verwirret ihre ſchwache Vernunft, da wird unendliche Mühe und Arbeit erfordert, daß ſie ſich von ihren eingewurzelten Vorurtheilen losreiſſen, und ſie gegen alle Meinungen in eine völlige Gleichgültigkeit ſetzen können, welche eine überlegte und bedachtſame Unterſuchung erfordern. Hingegen wird die richtige Gedenkensart, darzu ein junger Menſch

bey Zeiten angeführet iſt, ihn gegen alle dieſe Fehler verwahren. Die Wahrheit trift ſodann in ihm keine andere Schwierigkeiten an, als die ſie ſelbſt bey ſich führet, welche gleichwohl zu überſteigen nicht zu ſchwer ſind.

Eine in ihren Pflichten wohl geläuterte Vernunft findet weniger Mühe, als ein mit Finſterniß und Dunkelheit umgebener Verſtand, über ein unbändiges Temperament die Herrſchaft zu behaupten; indeſſen kommt ſie doch immer zu kurz. Man muß daher auch bemühet ſeyn, das Herz bey guter Zeit mit in derſelben Intereſſe einzuflechten, und für die Tugend vortheilhafte Leidenſchaften darinne zu erregen. Man wird hierbey mit gutem Fortgang durch Beyſpiele arbeiten können. Man muß nur unabläßlich den Augen der Kinder das Betragen ſolcher Leute vorſtellen, die durch ihre Tugenden einen ewigen Nachruhm erworben haben. Man muß ihnen ihre Großmuth, Standhaftigkeit, die edle Erhabenheit ihres Gemüths, überhaupt auch ihre Leutſeligkeit, Gerechtigkeit, und alle hohe Eigenſchaften mit den lebhafteſten Farben vormahlen, damit ſie von den edlen Begriffen recht gerühret, ihnen eine zärtliche Bewunderung darüber eingeflößet werde: Anderer Seits müſſen ihnen die abſcheulichen Bilder ſolcher Leute vorgeſchildert werden, welche ſich durch ihre eigennützigen, grauſamen, ungerechten und ſchändlichen Thaten aller Menſchen Haß und Verachtung zugezogen haben. Hierdurch werden dero aufs empfindlichſte gerührte Herzen mit Abſchen gegen ſolche niederträchtige Meinungen erfüllet. Dieſe einem noch zarten Gemüth eingeprägte Begriffe, werden nie verlöſchen, und wenn es auch zwiſchen Tugend und Laſter unentſchloſſen ſtehet, ſo wird es

den

dennoch durch die beſtändig ihm vorgeſtellte Beyſpiele gerührt, denenjenigen eher zu folgen, welche es liebet und hochachtet, als denenjenigen, die ihm ſchändlich und verächtlich vorkommen.

Uiberdieſes alles muß man ein zum Nachdenken angewöhntes Kind aufmuntern, daß es die Einſichten ſeiner Vernunft allezeit zum Führer nehme, und derſelben aus Verehrung gegen die Gottheit und derſelben geoffenbarten Willen nachgehe, welcher ihnen ſobald, als es die Stärke eines Beweisgrundes merken lernet, zu erkennen gegeben werden muß.

Es ſind Beweisgründe von dem Daſeyn eines Gottes und von der Wahrheit der chriſtlichen Religion vorhanden, deren Klarheit und Deutlichkeit der tüchtig gemachten Vernunft eines jungen Menſchen, gar leicht einleuchten werden, wenn man ihr mit erläuterten Begriffen der Ausdrücke zu ſtatten kommt, und ſie wider die Tyranney der Vorurtheile ſorgfältig verwahret. Es kommt nur darauf an, daß man dieſe Beweiſe leicht und ordentlich vorträget, und niemals zu den Folgerungen ſchreitet, ehe und bevor der Grundſatz, aus dem ſie herflieſſen, zu einem recht deutlichen Begriff gebracht worden iſt.

Auch iſts ſehr dienlich, ſeinem Gedächtniß aufzuhelfen, welches die ganze Folge der Vernunftſchlüſſe nicht ohne Mühe faſſen kan, daß man ihn ſolche von ſelbſt aufſchreiben läſſet. Hierdurch werden ſich alle Theile des Beweiſes deſto beſſer in ſein Gemüth prägen, und er kan deſto leichter ieden Satz überſehen, welcher die Folgen ausheitert, die ihm Schwierigkeiten machen.

So bald demnach die Vernunft von dieſen beyden Grundwahrheiten vollkommen überzeuget iſt, kan man

man ihm die heilige Sittenlehre der göttlichen Schriften erläutern, und ſolche mit den Geſetzen, die uns die Vernunft, ohne Beyhülfe der Offenbarung, vorſchreibet, vergleichen. Man kan ihm aufs nachdrücklichſte zu erkennen geben, wie eins mit dem andern in gewiſſen Stücken völlig gleich ſey, und wie die erſtere gewiſſermaſſen die Erkenntniß unſers Verſtandes übertreffe, welcher niemals unterlaſſen kan, Wahrheiten zu ſchmecken und zu bewundern, zu denen er aus eignen Kräften niemals würde haben gelangen können.

Endlich iſt höchſt nützlich, ihm begreiflich zu machen, daß die von der Offenbarung uns vorgeſchriebene verwunderungswürdigen Geſetze nichts anders, als unſer eignes Beſte zum Endzweck haben, und eine weſentliche gegenwärtige Glückſeligkeit ein nothwendiger Erfolg auf die Ausübung unſerer Pflichten ſey.

So viel die ſo genannten Glaubenslehren anbetrifft, hielte ich davor, daß man anfangs ſich nicht in eine allzugroſſe Weitläuftigkeit einließ. Man könnte ſich begnügen, ihm diejenigen mit der möglichſten Deutlichkeit zu erklären, welche zum Grund der Religion dienen, und ſo klar und deutlich in der Heiligen Schrift enthalten ſind, daß man ſie ohnmöglich zurück weiſen kan, wenn man nicht die ſchuldige Ehrerbietung desjenigen gröblich beleidigen will, der ſie geoffenbaret hat. Es giebt aber noch andere, welche ich anzuführen nicht nöthig erachte, bey denen die geſchickteſten Männer ebenfalls wenig klare Deutlichkeit finden, und von denen ieder redliche Mann bekennen wird, daß man beträchtliche Schwierigkeiten antrifft, von welcher Seite man dieſelben betrachtet. Man

muß

muß ſich in Acht nehmen, von ſolchen einem Kinde etwas zu ſagen, damit man ſeine annoch ſchwache Vernunft nicht mit einem Joch beſchwere, welches der kräftigſte Verſtand zu ertragen, kaum Stärke genug beſitzet. Ich würde mich ſehr irren, wenn ich nicht davor hielte, es ſey viel nützlicher, daß man bis in ein gewiſſes Alter nichts anders wiſſe, als daß man ein Chriſt ſey, ohne an den verſchiedenen Secten blindlings Antheil zu nehmen, welche diejenigen unter einander in Streit ſetzen, die ſich doch eine Ehre daraus machen, den Namen der Chriſten zu führen.

Erfordern endlich die Fragen eines jungen Menſchen bey reiferm Alter, daß man ihm dieſe verſchiedenen Meinungen erklären muß, ſo bemühe man ſich, mit ihm davon ohne Bitterkeit und Leidenſchaft zu reden, man lege auch denen keine gehäßige Namen bey, welche die lächerlichſten Meinungen hegen, und an ſtat, daß man ſie einer hartnäckigten Bosheit beſchuldige, beklage man vielmehr ihre Blindheit und unglückliche Erziehung, welche daran Urſache iſt. Inſonderheit aber thue man, wenn es ſeyn kan, ſeiner Selbſtliebe Gewalt, und lege dieſe verſchiedene Lehrgebäude aufs treulichſte aus, man ſtelle die Gründe, dadurch ſolche unterſtützet werden, ins helle Licht. Gewiß iſts, daß ein wohl geübter Verſtand niemals ſolchen Secten beytreten werde, in welchen Menſchen-Anſehen und Aberglauben herrſchet. Soviel diejenigen anbetrift, welche einander Schwierigkeiten entgegen ſtellen, ſo auch die ſcharfſinnigſten Geiſter aufhalten, wird man meines Davorhaltens, am beſten thun, wenn man einem von allen einander gegenſeits gemachten Einwürfen wohl unterrichteten jungen Menſchen die Freyheit läſſet, ſein Urtheil aufzuſchieben,

oder wohl ſich von ſelbſt zu entſchlieſſen einer Partey beyzutreten, die ihm am vernünftigſten vorkömmt. Dieſe Maxime wird freylich wohl allen mit einem blinden Eifer eingenommenen Perſonen, wie ich nicht zweifle, ſehr mißfällig ſcheinen. Was! wird dieſer oder jener Vater ſagen: Mein Sohn ſoll durch dieſe Lehrart in Gefahr geſetzt ſeyn, ein Armenianer, oder ſonſt etwas zu werden? Den Augenblick wollte ich ihn enterben, wenn er in dergleichen vermaledeyte Irrthümer verfiel. Mein Kind, wird ein anderer ſprechen, möchte durch dieſe ſchönen Maximen verführet werden, dieſer oder jener Meinung beyzufallen, ich wollte es lieber im Grabe liegen ſehen, als, daß es ſolche betrübliche Gedanken hegen ſollte.

Auf ſolche Art glauben wir, daß unſere Kinder ihrem Untergang nahe kommen möchten, ie weiter ſie ſich von unſerm angenommenen Lehrgebäude entfernten. Ich bekenne allerdings, daß ſie ſich vergehen würden, wenn ſie ſich auf ihre eignen Einſichten allein verlieſſen. Sind ſie aber deswegen auſſer aller Gefahr, wenn ſie ihre Meinungen dem väterlichen Anſehen unterwerfen?

Wir wollen ſetzen, daß man den Irrthum gewiß entgienge, wenn man die Meinung des Vaters annehme, indeſſen würde mir dennoch meine Lehrart nichts deſtoweniger vernünftig ſcheinen, und ich unterwinde mich noch gar, zu behaupten, daß es beſſer ſey in einem Irrthum zu ſtecken, nachdem man vorher alle Kräfte, ſeine Vernunft recht auszuklären, angewendet hat, als der wahren Lehre, nur aus Gefälligkeit und Gehorſam, auf eine knechtiſche Art nachzufolgen.

Verfällt man in den erſtern Fehler, ſo handelt man wenigſtens, als ein Menſch, man wendet ſeine Vernunft an, der man allein von ſeinen Meinungen Rede und Antwort zu geben ſchuldig iſt, und da man ſich weder Trägheit noch hartnäckigen Eigenſinn vorzuwerfen, ſo geräth man nur in das Unglück, daß man ſich nicht durch eine gnugſame Stärke des Verſtandes von dem Irrthum losmachen kan. Iſt man aber ein Orthodoxe bloß aus Vorurtheil, ſo glaubt man, aufrichtig zu reden, gar nichts, man bildet ſich ein, man glaubet, und was man für eine Uiberzeugung im Verſtand anſiehet, iſt nichts anders als eine Leidenſchaft des Herzens. An ſtat, daß man ſeine Meinungen zur rechten Deutlichkeit bringen ſollte, ſo kommen ſie uns nur von ohngefehr alſo vor, und der bloſſe Zufall, in Anſehung der Eltern und des Vaterlands, macht nach ſeinem Belieben Juden, Chriſten und Mahomedaner.

Bey einer ſo übel angewendeten Erziehung lernet man die Meinungen haſſen und verabſcheuen, ohne dieſelben recht zu kennen, immaſſen man von Kindheit an diejenigen haſſen lernet, ſo dieſelben hegen, und ihnen beypflichten. Hieraus entſtehet der Verfolgungseifer, welcher alle chriſtliche Liebe aus Neigung zum Chriſtenthum erſticket, und das Werk GOttes zu vertheidigen, deſſen heiligſte Geſetze unter die Füſſe tritt. Dieſes iſt die Qvelle des grauſamſten Mords, wo alle Gottloſigkeit und eine hölliſche Raſerey ſich mit dem Schleyer der Frömmigkeit bedeckt, damit ſie die Religion von Grund aus untergraben möge.

Wollte GOtt, daß man mit ernſtlichem Eifer die Auferziehung der Kinder in dieſem Stück zu verbeſ-

ſern

ſern ſich angelegen ſeyn laſſen möchte, und ihre Leidenſchaften nicht beſtändig anreizte, eine Secte zu lieben, damit ſie die andere deſtomehr haſſen möge! Alsdenn würden ſich alle Menſchen bald für Brüder erkennen, und der verhaßte Name eines Ketzers, mit dem man links und rechts um ſich wirft, ſollte nicht mehr vermögend ſeyn, daß einer den andern für ungeheure Misgeburten der Gottloſigkeit anſehen würde. Man würde holdſelige Freundlichkeit, ſo die Chriſtenliebe eingeben kan, anwenden, die dunkeln Finſterniſſe zu zerſtreuen, welche den Verſtand der Irrenden umgeben. Man würde überdieſes aber noch begreifen, was es für eine unſinnige Narrheit ſey, Vernunftſchlüſſe mit Todesſtrafen anzugreifen, und die Begriffe des Gemüths mit Martern und Zerfleiſchung des Leibes über den Haufen zu werfen. Ich behaupte noch darzu, die Mannigfaltigkeit der Meinungen würde ſehr abnehmen.

Die Vernunft, welche allen Menſchen einerley Grundſätze darreichet, würde ſie auch ohne alle Schwierigkeit zu einerley Folgerung in den wichtigſten Seelenheilsangelegenheiten führen, welche uns ein gegen uns mit Güte erfülltes Weſen ſo leicht gemacht hat, wofern wir nur die ihnen würdige Aufmerkſamkeit widmen wolten. Man würde allem Anſehen nach, in nichts mehr als nur allein in den allerſchwerſten, aber auch zugleich unerheblichſten Religionspuncten von einander abweichen. Unſere Irrthümer würden durch keine Trägheit, Vorurtheile, Herzensleidenſchaften, durch keinen Geiſt der Partey, noch durch eine lächerliche Verehrung unſers gleichen unterſtützt werden. Mit einem Wort unſer Verſtand würde ſich ſodann von unſerer eignen Schwachheit, welche, meines Erachtens,

die

die gemeineſte Urſache unſerer Irrungen iſt, nicht mehr äffen laſſen.

* * *

Liebhaber von Kleinigkeiten und Lappereyen werden es ohne Zweifel nicht gerne ſehen, daß ich meine Betrachtungen über die Lehrart, dem Verſtand junger Leute aufzuhelfen, fortſetze. Ich muß zu meiner Schande bekennen, daß ich mich nach dem Geſchmack dergleichen Art Leſer aus einer puren Eitelkeit gerichtet habe, damit meine Blätter nur geleſen werden möchten. Dergleichen Gefälligkeit hat iezuweilen meinem Werke Schaden gethan: da ichs aber nicht lange mehr zu treiben gedenke, ſo bekümmere ich mich auch wenig darum, dem gemeinen Haufen zu gefallen, und will viel lieber, wenn es möglich iſt, von einer kleinen Anzahl vernünftiger Leute wohl aufgenommen werden.

Wenn man ſich nur einzig und allein beſtrebet, die Vernunft eines jungen Menſchen in Ordnung zu bringen, ſo wird man in Gefahr ſtehen, das Feuer ſeines Verſtandes gänzlich auszulöſchen, und ſeine Einbildungskraft allzuſehr einzuſchränken. Sein Umgang wird alsdann viel zu trocken und ſchläfrig werden, niemals wird er ſich in der Welt auf eine angenehme Art hervor thun, und ſeine Vernunftſchlüſſe nur in ſeine Studierſtube verſchlieſſen müſſen. Dannenhero wollte ich wohl wünſchen, daß man ſeinen Witz und ſeine Einbildungskraft eben ſo wohl erweiterte und bereicherte, als man ſeinen Verſtand in Vernunftſchlüſſen und ſcharfen Einſichten übete und in Richtigkeit brächte. Denn auf ſolche Weiſe wird ſeine Lebhaftigkeit nicht ausſchweifend muthwillig, und

ſeine Vernunft, die ein geſetztes Anſehen erhält, gewöhnet ſich die allerſchwerſten und ernſthafteſten Materien auf eine angenehme Art abzuhandeln.

Man kan ſich aber verſchiedener Mittel bedienen, das Feuer ſeines Verſtandes zu erwecken, und ſeine Einbildungskraft auszuſchmücken. Das erſte iſt, daß man ihn ſein Studiren nicht ſo weit treiben laſſe, bis der Geiſt müde, und die Aufmerkſamkeit matt werde. Dieſe Mattigkeit hinterläßt allezeit in der Vernunft etwas ſchläfriges und trübſinniges, daher macht ſie auch die Leute zum Umgang deſto ungeſchickter. Es iſt hiermit faſt eben, wie mit dem Magen beſchaffen, den man mit mehr Speiſen überfüllet, als er nicht verdauen kan, es bleibet allezeit etwas rohes zurück, welches in den ganzen Cörper böſe Feuchtigkeiten ausbreitet, die ihm Kraft und Muth benehmen.

Man muß überdieſes einem jungen Menſchen nach verrichteter Arbeit eine Ergötzlichkeit verſtatten, und inſonderheit das Vergnügen des Umgangs genieſſen laſſen, welches für einen vernünftigen Geiſt das ergötzlichſte iſt. Zu dem Ende wird es ſehr dienlich ſeyn, wenn man ihn in die Geſellſchaft ſolcher Perſonen führet, welche ihre natürliche ſcharfe Einſichten mit einer guten Art zu leben zu verbinden wiſſen, und durch den Gebrauch zu derjenigen Leichtigkeit im Ausdruck, zu der annehmlich feinen Gedenkensart, und zu der artigen vergnüglichen Unterhaltung in Geſprächen gelanget ſind, die man nirgends, als in der groſſen Welt erhalten kan, die man auch darinne weit höher achtet, als die gründlichſten Vernunftſchlüſſe, und die erhabenſten Erkenntniſſe.

Der Umgang mit artigen und vernünftigen Frauenzimmer iſt ebenfalls eine groſſe Hülfe wider das tro-

ckene Weſen, in welches der beſtändige und anhaltende Fleiß, den man auf Vernunftſchlüſſe wendet, den Verſtand verſetzen kan. Man weiß, daß eine lebhafte Einbildungskraft, ein geiſtreicher Witz, und eine zärtlich feine Wendung der Ausdrücke dieſem Geſchlechte beſonders eigen iſt. In deſſelben Umgang gewöhnet man ſich ganz unvermerkt an, ſeine Einbildungsart und deſſen Leichtigkeit einem Gedanken ſein volles Licht zu geben. Das allem Mannsvolk ſo natürliche Verlangen, den Schönen zu gefallen, nöthiget daſſelbe, ihnen nachzuahmen, und in allen Unterredungen dasjenige zu vermeiden, was nach Pedanterey riechet, die dem Frauenzimmer überhaupt zuwider iſt.

Ich finde es auch für zuträglich, jungen Leuten gewiſſe Bücher in die Hände zu geben, deren vornehmſter Endzweck die Beluſtigung iſt, und die gleichwohl unſerm Verſtand nützliche Lehren ganz unvermerkt einflöſſen, welche uns der annehmlichen Ankleidung wegen ergötzen. Darunter gehören die Schauſpiele des Moliere, welche alles enthalten, was den Verſtand beluſtigen, die Empfindungen des Herzens einrichten, den Geſchmack läutern, und die Vernunft wider alle lächerliche und laſterhafte Gewohnheiten verwahren kan.

Hierbey möchte man mir vielleicht einwenden, daß in dieſen Schauſpielen, ohneracht ſie die ſchönſten und klügſten ſind, ſo iemals ans Tages Licht gekommen, einige Stücke befindlich wären, welche man für die Jugend, ſo lange es nur möglich iſt, verbergen ſollte. Man wird aber, wie ich meine, dieſen Fehler gar leicht auf folgende Art abhelfen können.

Derjenige, dem die Aufſicht über einen jungen Menſchen anvertrauet iſt, und der ſich derſelben mit allem Fleiß unterziehen will, muß die Leſung mit ſeinen Untergebenen ſelbſt vornehmen, damit er ihm nicht allein die feine Artigkeit der Schreib- und Redensart, den witzigen Tadel, die Gründlichkeit einer Betrachtung, und die Schönheit eines Gedankens zu erkennen gebe, ſondern auch hauptſächlich die Begriffe in ſeiner Phantaſie richtig ordne, welche gewiſſe Ausdrücke in derſelben erregen könnten, ſo die Schamhaftigkeit nicht gnugſam geſchonet hätten. Man muß mit ihm davon in einem ernſthaften Tone reden, und ſich nicht merken laſſen, daß man von dieſen Gegenſtänden, von welchen man ſeinem Untergebenen den erſten Unterricht ertheilet, ſonderlich gerühret werde. Dieſem muß man eine weiſe und vernünftige Auslegung ſolcher zarten Materien mit wohl überlegten Lehren beyfügen, damit man die ſchwachen Herzen der Jugend mit dem Gegengift verwahre, ehe und bevor der Gift Zeit gewinnen möge, ſich über ihre Empfindungen auszubreiten.

Wird man dieſer Lehrart nicht nachgehen, und die Neugier eines jungen Menſchen in dergleichen Dingen nur abzuwenden, oder gar zu hintergehen ſuchen, ſo wird er beſtändig darauf denken. Er wird alle die Reden auffangen, welche mit ſolchen Dingen einige Verwandtſchaft zu haben ſcheinen: Wider euren Willen wird er Mittel finden, ſeine verwirrten Begriffe auszuwickeln, und eure Lehren werden ſodann allzulang verzögerte Hülfsmittel ſeyn, die das bereits tief gewurzelte Uibel auszurotten unvermögend ſind.

Es giebt Leute, welche glauben, das kürzeſte und leichteſte Mittel, dieſem Uibel vorzukommen, ſey dieſes, daß man der Jugend ſolche Bücher unterſagte, wegnehme, und ſie über dieſe kützliche Materie in völliger Unwiſſenheit ſtecken ließ. Allein, wenn ſie dieſes Verfahren ohne Vorurtheil überlegen wollen, ſo werden ſie die erſchrecklichen Folgerungen davon bald einſehen. Ein junger Menſch kan nicht immerfort unter der Aufſicht ſeines Lehrmeiſters bleiben, es kommt eine Zeit, wo er die Freyheit erhält, ohne Führer in Geſellſchaft zu gehen. Hier wird er eben ſolche Dinge, deren Wiſſenſchaft man für ihn aufs ſorgfältigſte zu verbergen geſucht hat, noch darzu in den frechſten Ausdrücken, und mit allen Zeichen eines Herzens, welches durch den unverſchämten Mund übergehet, hören und vernehmen. Dergleichen gefährliche Neuigkeit muß nothwendig ſeine Einbildung rühren, ſeine ohnediß in voller Kraft ſtehende Begierden erhitzen, und ihm einen faſt unüberwindlichen Trieb einflöſſen, ſolche Dinge weſentlich zu genieſſen, deren Vorbildung allein ſchon ſo angenehme Bewegungen in ſeinem Herzen erreget haben. Hat man man ihn aber ſchon bey guter Zeit vorbereitet, dergleichen Reden, welche ohnediß der Jugend ſehr gewöhnlich ſind, mit einem philoſophiſchen Ohr anzuhören, ſo werden ſie gewiß ſo gefährliche Eindrücke bey ihm nicht mehr verurſachen können: Iſt er noch darzu von guter Gemüthsart, ſo wird er bey dem Einfall ſolcher Gedanken ſich allezeit zugleich die Lehren in den Sinn kommen laſſen, mit welchen man ſein Herz wider alle Gefährlichkeit zu verwahren ſich bemühet hat.

Darf ich ſagen, daß die Leſung des Don Quixote mir eins von beſten Büchern zu ſeyn ſcheinet, das Gemüth

müth junger Leute zu ergötzen, und zugleich ihr Nachdenken wohl einzurichten.

Dieſes Buch hat einen allgemeinen Beyfall bey geſchickten Leuten erhalten, und es ſind der Bücher ſehr wenige, die dergleichen mehr verdienen. Es kan von allen Arten der Perſonen und des Alters mit Luſt geleſen werden. Leute, die an Lapperenen ein Vergnügen finden, können ſich weit ergötzlichern Zeitvertreib damit machen, als an den Mährgen der Zauberinnen. Die ſchönen Geiſter finden alles darinne, was ihren Geſchmack zu vergnügen fähig iſt, eine artige Schreibart, witzig ſchimmernde Gedanken, und eine annehmliche Veränderung der Materien, die aufs glücklichſte und natürlichſte mit einander verbunden ſind. Man kan noch mehr ſagen: Dieſer Schriftſteller legt den Philoſophen, welche die Schaale der Ausſchweifung, darein dieſes Werk verhüllet iſt, aufzulöſen wiſſen, eine unvergleichliche Sittenlehre, die vernünftigſten Gedanken über das Betragen der Menſchen, mit einem Wort, einen Schatz nachdenklicher Critik und vortreflicher Vernunftſchlüſſe vor Augen. Es geſchieht ſo gar, daß ſich dieſes Buch eben der Perſon, bey zunehmendem Alter und Einſichten unter allen dieſen verſchiedenen Geſichtspuncten und mannigfaltigen Grad der Güte, wie vormals artig vorſtellet. Wenn es ja einigen misfällt, ſo ſind es gewiß ſolche Leute, deren allzuernſthaften Gemüthsſäure dieſes Gewebe allerhand toller Abentheuer nicht ſchmackhaft gnug vorkommt, und welche die Abſichten des Verfaſſers nicht zu erreichen Fähigkeit genug beſitzen, daß ſie den Nutzen ſeiner vortreflichen Lehren einſehen können.

Ich

Ich geſtehe allerdings, daß die meiſten jungen Leute nicht im Stand ſind, den Werth dieſes Werks zu ſchätzen: Wenigſtens iſt es ſehr nützlich, ihnen den feinen ſpöttiſchen Scherz zu zeigen, den daſſelbe über die ausſchweifende Thorheit der Romanen, und die ſchädlichen Wirkungen, ſo dergleichen Bücher in den Gemüthern der Leſer verurſachen, auslässet. Dergleichen Fabeln ſind ſehr geſchickt, junge Leute empfindlich zu beluſtigen. Sie geben der Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen eine angenehme Beſchäftigung, und mit Beyhülfe des Wunderbaren, von dem ihre Phantaſie gerühret wird, verhindern ſie dieſelben, daß die das Ausſchweifende in den Abentheuren und den Regeln nicht wahrnehmen, welches ein geſetzter Leſer leicht finden wird. Was könnte demnach nützlicher ſeyn, als jungen Leuten einen Autor in die Hände reichen, der ihnen vor den Werken einen Eckel beybringet, welche ihren Verſtand und ihr Herz verderben. In dergleichen Gedichten iſt alles falſch; falſche Vorfälle, falſche Tapferkeit, falſche Großmuth, falſche Gedenkensart, und die leeren Hirnbilder der Tugenden, die man herausſtreichet, ſcheinen eine Geſtalt von allen verführeriſchen Reizungen des Herzens an ſich zu nehmen.

Dieſem muß man noch beyfügen, daß in den Romanen gemeiniglich wahrhafte Geſchichte mit Erdichtungen, ſo die Verfaſſer nach der möglichſten Geſchicklichkeit verkettelt haben, enthalten ſind. Dergleichen Miſchmaſch muß nothwendig das Gedächtniß junger Leute verwirren, und die Fabel mit der wahren Geſchichte unter einander ſchmelzen.

Worzu dienet über dieſes aber ſeine Zuflucht zu Hirngeſpinſten zu nehmen, wenn man die Liebe, ſo

junge Leute natürlicher Weiſe zu dem Wunderbaren und Auſſerordentlichen tragen, ſättigen will? Die Geſchichtskunde iſt fähig gnug, ihnen überflüßige Gnüge zu leiſten, es iſt auch eine der vornehmſten und nützlichſten Wiſſenſchaften, das Gemüth der Jugend auszuzieren.

So iſt es auch nicht erlaubt, daß ein Menſch, er ſey wes Standes er nur wolle, in einer Sache unwiſſend ſeyn ſoll, darinne alle Welt gelehrt zu ſeyn vorgiebt. Man wird es iederzeit, als ein offenbares Kennzeichen einer ſehr nachläßigen Auferziehung anſehen, wenn ein Menſch nicht die geringſte allgemeine Kenntniß von der Stiftung und dem Verfall der Staaten, von den Zeitpuncten der merkwürdigſten Vorfälle, und von den Thaten der berühmteſten Männer beſitzet, die durch ihre Aufführung etwas darzu beytragen haben. Ich geſtehe, daß dieſes nur eine überhinſtreichende Geſchichtskunde ſey: Es heißt auch keine hiſtoriſche gründliche Wiſſenſchaft, wenn man alles Stück vor Stück alle geringſte Kleinigkeiten in der Zeitrechnung weiß, und wenn man die Schriftſteller mit einander vergleichen kan, welche in den Zeiten von einander unterſchieden ſind, darinne ſich ein Vorfall zugetragen, daß man deſſen richtige Zeit beſtimmen will. Dieſes iſt eigentlich nichts anders, als der äuſſere Körper der Hiſtorie. Es liegt wenig daran, die Thaten eines Cyrus, eines Alexanders, eines Pompejus zu wiſſen, nur daß man ſie weiß, und bey Gelegenheit die treſliche Stärke ſeines Gedächtniſſes ſehen zu laſſen. Herz und Verſtand vielmehr, nicht aber eine eitle Neugier müſſen in dieſer Wiſſenſchaft ihre nützliche Rechnung finden.

Der vornehmſte und wichtigſte Endzweck derſelben beſtehet in der Auswickelung der Gemüthsart groſſer Leute aus ihren Thaten und Handlungen. Hier muß man die Grundſätze ausforſchen und bemerken, ob ſolche einer eitlen Prahlerey, oder vielmehr einer gründlichen Tugend zuzuſchreiben ſind. Man muß in die Urſachen ihres glücklichen Ausſchlags, in die Qvelle einiger ihrer übel abgelaufenen Unternehmungen eindringen. Man muß erforſchen, durch welche Mittel ſie ſich das Wohlwollen und die Zuneigung ihrer Mitbürger, und das Vertrauen ihrer Soldaten zuwege gebracht haben. Siehe da, dieſes iſt, meines Erachtens die Art und Weiſe, wie man der Jugend die Geſchichtskunde beybringen müſſe, wenn ſie ſich in der wichtigen Wiſſenſchaft des menſchlichen Herzes vollkommen machen, und daraus die Regeln ziehen ſoll, wie ſie ſich in der Welt mit Ruhm und Klugheit aufführen und zeigen müſſe.

III.

Die Selbſtliebe *.

Solte ich auch meinen angenommenen Character des Menſchenfeinds in die Schanze ſchlagen, ſo muß ich doch behaupten, daß die Menſchen wahrhaftig ſo gar verderbt noch nicht ſind, als man gemeiniglich vorgiebt, und man ihnen Unrecht thue, wenn man ſagt, ihre beſten Thaten leiteten ihren Urſprung aus unreinen Qvellen einer niederträchtigen Selbſtliebe und einem ſchändlichen Eigennutz her.

Der Herr de la Rochefoucault hat dieſe liebloſe Meinung in ſeinen Maximen weitläuftig und nachdrücklich angeführet; man findet ſie allerdings in vielen Beyſpielen nicht ungegründet. Dieſe halbe Wahrheit, weil ſie von einem Mann von Verdienſten, als etwas Neues herkommt, hat man faſt für allgemein angenommen.

Ich weiß wohl, daß dieſer groſſe Mann nicht eben allein einen geizigen Eigennutz, ſondern alles vortheilhafte Intereſſe überhaupt verſteht, nach welchem, ſeiner Meinung nach, die Menſchen alle ihre Handlungen und Thaten zu richten pflegen. Dieſe Meinung hat Grund, nicht aber wie Herr de la Rochefoucault davor hält. Er redet von einem groben Eigennutz, den man nicht zur Abſicht haben kan, wenn man nicht die Tugend von Grund aus niederwerfen will. Nicht aber von dieſem feinen und nicht unvernünftigen Intereſſe, welches in der innerlichen Zufriedenheit beſtehet,

*) LXXI Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

het, ſo die Tugend in einem ihr ergebenen Gemüth hervorbringet.

Die Liebe zur Gerechtigkeit iſt, ſeines Bedünkens nach, nichts anders, als eine Furcht gegen anderer Menſchen ungerechtes Betragen in Anſehung unſerer: Dankbarkeit heißt eine Begierde, erkänntlich zu ſcheinen, oder gröſſere Wohlthaten zu erlauſchen: Mäßigkeit iſt nichts als die Liebe zur Geſundheit, oder ein Unvermögen, da man nichts mehr zu ſich nehmen kan: Mäſſigung iſt Trägheit und Unwirkſamkeit des Gemüths, nicht aber eine Kraft der Vernunft, vermöge welcher man ſeine Begierden im Zaum hält: Standhaftigkeit im Unglück, heißt bey ihm eine Unempfindlichkeit des von ſeiner Noth betäubten Gemüths. Nach des Herrn de la Rochefoucault Meinung, ſind alle Thaten und alles Thun, ſo man tugendhaft nennet, böſe oder gleichgültig, denen die Selbſtliebe gar geſchicklich den Schein der Tugend anzuſtreichen weiß.

Ich bin zwar verſichert, daß er von den chriſtlichen Tugenden ganz anders denkt; allein ſeine Meinung ſcheinet mir dennoch nicht ſtathaft, in Anſehung ſolcher tugendhaften Thaten zu ſeyn, welche ihren Urſprung aus der Vernunft und Menſchheit ziehen.

Dergleichen äuſſerlich gut ſcheinende Handlungen, deren innerlichen Güte annoch ſtreitig iſt, können in pur mechaniſche, oder in ſolche Thaten eingetheilet werden, zu denen die Vernunft den Willen beyträgt, nachdem ſie vorher überlegt hat, auf welche Seite ſie ſich ſchlagen will.

Hoffentlich wird mir niemand ſtreitig machen, daß es nicht viel gute Eigenſchaften geben ſollte, welche nichts anders, als glückliche Leidenſchaften ſind, und

die

die Menſchen ohne vorhergehende Uiberlegung zu ihres Nächſten Nutzen antreiben. Sehr ofte liebet und übet man die Gerechtigkeit durch eine Art natürlicher Anziehungskraft zu dem, was recht und billig iſt; eben auf die Weiſe, wie manche Perſonen eine ordentliche gute Einrichtung von Natur lieben, und keine Unordnung und Verwirrung leiden können. Mit der Mildigkeit iſts eben ſo beſchaffen. Viele üben dieſelbe aus, weil ſie zum Mitleiden gebohren ſind, ohne darauf zu denken, was ihnen daraus ſelbſt widerwärtiges entſtehen könne. Nur natürlich harte unempfindliche Menſchen müſſen durch Vorſtellung, der ſie dermaleinſt zuſtoſſenden Noth, bey welcher ſie den Beytritt anderer vonnöthen haben möchten, zum Mitleiden beweget werden.

Man möchte mir hierbey einwenden, daß die Tugend in dieſer Art von Handlungen keine ſtat fände, allermaſſen dieſelben nicht von Vernunftſchlüſſen herrühreten, ſondern ihren Grund in einem gleichen Trieb mit dem Vieh hätten, ſeine Nahrung zu ſuchen, und die junge Zucht für Gewalt zu vertheidigen. Dieſes gebe ich gerne zu, es iſt aber auch gewiß, daß der Nutzen in dieſen Handlungen keinen Bewegungsgrund ausmache: Denn, wenn etwas des Nutzens wegen geſchehen ſoll, ſo erfordert ſolches vorher bedächtige Vernunftſchlüſſe.

In Betrachtung eben ſolcher Handlungen, und davon die Vernunft der einzige Grund iſt, ſehe ich nicht ab, wie man dankbar, leutſelig, liebreich, durch den einzigen Antrieb der Pflichtserfüllung werden, und durch die Ausübung dieſer Tugenden, das Wohlſeyn und die Ruhe der menſchlichen Geſellſchaft unterhalten

ten könne. Es iſt ſchon gnug und hinlänglich, ein redlicher Mann zu ſeyn, wenn er auch kein Chriſt iſt, um zu empfinden, daß eine aufgeklärte Vernunft zu dergleichen uneigennützigem Betragen fähig ſey, worzu auch die Heyden geſchickt geweſen ſind. Man ſetzet voraus, daß alle ihre Tugenden falſch und unächt geweſen, und daß Ehre und Ruhm der einzige Bewegungsgrund ſey, der ſie darzu angetrieben habe, es wird aber nicht bewieſen. Eben ſo wenig Grund iſt auch vorhanden, daraus man einen Beweis ziehen könnte, daß Leute, die von dem Daſeyn eines vollkommenen Weſens unterwieſen ſind, ihre Handlungen auf das Wohlergehen, demſelben durch Gehorſam ſeiner Geſetze gefällig zu werden, richten können.

Meine Meinung gehet nicht dahin, daß die Selbſtliebe in mechaniſchen und vernünftig bedächtigen Handlungen, davon ich geſprochen habe, gar im geringſten nicht einflieſſen ſollte. Ohne allen Zweifel iſt ſie in denſelben enthalten, nicht aber auf eine ſolche Weiſe, daß ſie ihnen den vollkommenen Schimmer mittheilen ſollte.

Mildthätige Perſonen, die das Temperament barmherzig macht, würden nicht zum Mitleiden bewegt werden, wenn ihr Herz nicht von der ängſtlichen Bewegung litte, darein ſie das Elend des Nächſten ſetzet, und wenn ihr Gemüth nicht die zufriedene Ruhe empfände, ſo bald ſie dieſer Art der Leidenſchaft Gnüge geleiſtet haben.

Leute, ſo mit vernünftiger Uiberlegung gerecht ſind, würden ihren Einſichten nicht folgen, woferne die Uiberzeugung, tugendhaft zu ſeyn, an allen Annehm-

lich-

lichkeiten unfruchtbar, und die innigſte ergötzlich rühzrende Freude nicht eine gewiſſe Belohnung der Tugend wäre.

Allein, dieſe gar nicht zu ſcheltende Selbſtliebe iſt vielmehr der Grund der Tugend. Und hätte die Tugend mit unſerm Nutzen keine Verwandtſchaft, ſo wäre ſie auch nicht fähig, uns einige Glückſeligkeit zu verſchaffen, ſo würde ſie auch an ſich ſelbſt kein wahres Gut ſeyn, man könnte nicht ſagen, daß ſie hoch zu ſchätzen, und unſerer Liebe würdig wäre. Die Tugend iſt nichts anders, als eine vernünftig richtig denkende Selbſtliebe. Sie iſt dieſe Stärke des Geiſtes, welche, mit Zerſtreuung aller Finſterniſſen der Vorurtheile, den äuſſerlichen groben Eigennutz dem zärtlich feinen innerlichen Intereſſe aufopfert. Der Beyfall, dem ſie die Vernunft ertheilet, wenn ſie mit ſich ſelbſt innerlich zufrieden iſt, die Heiterkeit eines guten Gewiſſens, welche ſich in einer tugendhaften Seele auskläret; ſiehe, dieſes iſts, was die Tugend würdig machet, daß man ſich derſelben völlig ergiebt, ie mehr man auch an dieſem Vergnügen Geſchmack findet, ie geſchickter werden wir, die Glückſeligkeit anderer Menſchen zu befördern.

Dieſe zärtlich feine und vernünftige Selbſtliebe nun, hat nicht allein einen Einfluß in die Tugenden, dahin ſich der Menſch durch ſeine eiguen natürlichen Kräfte erheben kan, ſondern ſie iſt auch von der chriſtlichen Tugend ganz unzertrennlich, welche eine in ihren Wirkungen ganz unbegreifliche Gnade in unſern Herzen erzeuget.

Das Chriſtenthum legt der Menſchheit die Vollkommenheit bey, es zerſtört dieſelbe aber nicht. Und iſt

iſt man ein Chriſt, ſo höret man nicht auf, ein vernünftig denkendes Weſen zu ſeyn. Es wäre, meines Erachtens, ein grober Widerſpruch, wenn man ſich den Begrif von einem denkenden Weſen machen wollte, welches ſeiner ſelbſt bewußt ſey, und ſich ſelbſt betrachten könnte, dabey aber meinte, dergleichen Weſen könnte gegen ſich ſelbſt eine kaltſinnige Gleichgültigkeit hegen. Denken, und ſich dabey nicht ſelbſt lieben können, ſcheinen mir Dinge zu ſeyn, ſo mit einander nicht beſtehen mögen. Man füge noch bey, daß ein gegen ſich ſelbſt gleichgültiges Weſen keiner Tugend fähig ſeyn könne, man mag dergleichen Begrif auch in einem Lehrgebäude hegen, in welchem man wolle. Laſſet uns einmal ſetzen, dieſes Weſen wäre überzeugt, daß es ſeinem Schöpfer eine reineſte und von aller Einmiſchung des Intereſſe befreyete Liebe ſchuldig ſey. Welcher Bewegungsgrund könnte daſſelbe wohl zu dieſem eiteln Hirnbilde der Pflicht antreiben, wenn es ihm gleichgültig wäre, tugendhaft oder nicht tugendhaft zu ſeyn? Seine Pflicht würde ihm eben ſo wenig lieb und angenehm, als ſeine Glückſeligkeit ſeyn.

Man muß niemals mit aufmerkſamer Uiberlegung die Eigenſchaft der Selbſtliebe betrachtet haben, wenn man ſich einbildet, daß die Tugend ohne dieſelbe vorhanden ſeyn und beſtehen könnte.

Wollen wir die Selbſtliebe beſtreiten, ſo iſt ſie es eben ſelbſt, welche uns dieſen Anſchlag in den Sinn giebt, und den Krieg wider ſich ſelbſt anzettelt: Unter ihrem eignen Panier tragen wir den Sieg über ſie ſelbſt davon. Gelinget es uns, daß wir ſie niederſchlagen, ſo erhebt ſie ſich aus ihrem eignen Umſturz, mit der Zufriedenheit, daß ſie übern Haufen geworfen worden:

Jedoch erhebt ſie ſich in einer Reinigkeit, mit Vernunſt, und in der Würdigkeit, die der Vortreflichkeit unſerer Natur anſtändig iſt.

Ich könnte dasjenige, was ich in Anſehung der nothwendigen Verbindung der Tugend mit der wohlgeordneten Selbſtliebe angebracht habe, durch triftigſte aus der geoffenbarten Theologie gezogene Gründe erweiſen; man möchte mir aber dergleichen Beweiſe, wenn ſelbige in einem fliegenden philoſophiſchen Blat erſchienen, nicht zu gute halten. Wir wollen vielmehr noch ein Wort über folgende Frage hier beyfügen.

Sollte es wohl der Selbſtliebe erlaubet ſeyn, daß ſie mit dem innern Vergnügen, welches aus der Tugend folget, allein nicht zufrieden iſt, ſondern daß ſie überdieſes noch in dem Beyfall der Menſchen ihre Luſt und Nahrung ſuche? Ich halte davor, daß man hieran gar keinen Zweifel hegen dürfe. Wir ſind mit unſerm Nächſten viel zu genau vereinigt, als daß uns deſſelben Hochachtung nicht auf einige Weiſe rühren ſollte. Das groſſe Gebäude der Geſellſchaft muß ſeinen Halt und ſeine Feſtigkeit von der wechſelsweiſen Hochachtung und zärtlichen Liebe dererjenigen bekommen, von welchen es zuſammen geſetzt iſt. Hätte die Tugend keinen Eifer, ſich von auſſen zu zeigen, und Beyfall zu begehren, ſo würde dieſe allzuſtrenge Verachtung des Eigennutzes der Geſelligkeit nur allzuſehr ſchaden, auf welcher doch das Wohlſeyn des ganzen menſchlichen Geſchlechts beruhet. Man ſetze noch bey, daß, wenn man liebet und ſich nichts drum bekümmern wollte, dem geliebten Gegenſtand zu gefallen, ſolches Dinge ſeyn würden, die nicht zuſammen beſtehen könnten. Die Hochachtung dererjenigen, wel-

che

che gegen uns nicht gleichgültig ſind, wird uns ebenfalls nicht gleichgültig ſeyn können.

Nur muß man ſich wider den heiſſen Durſt nach der Reputation wohl verwahren, und derſelben nicht durch dicke und dünne mit dem größten Eifer nachſetzen, oder ſolche durch verbotene Wege ſuchen. Anders nicht, als von der Hand der Tugend, iſt uns die Hochachtung der Menſchen anzunehmen, allein vergönnet. Das höchſte Lob, welches Salluſtius den Verdienſten des Cato mittheilte, beſtand hierinne, daß derſelbe viel lieber hätte wirklich tugendhaft ſeyn, als den Schein davon haben wollen. Dieſes iſt auch der wahre Character rechtſchaffener Tugend. Man muß iederzeit das wirkliche Daſeyn der Tugend dem gemeinen Ruf, als ob man dieſelbe beſäß, vorziehen. Das Vergnügen hochgeachtet zu werden, muß allezeit der Glückſeligkeit, hochachtungswürdig zu ſeyn, weichen. Es geſchiehet ſehr oft, daß man der Tugend zum Nachtheil Ehre und Ruhm erlangt, und iſt ſchwerer, als man denkt, eine allgemeine Hochachtung zu erhalten, und eine gründliche Tugend zu beſitzen. Folglich wird ein rechtſchaffener Mann bey der Wahl der Verdienſte und der Reputation die Hochachtung der Menſchen dem innerlichen Vergnügen, ſolcher würdig zu ſeyn, williglich aufopfern. Es iſt aber auch eine nicht zu ſcheltende Eitelkeit, welche der chriſtlichen Demuth auch nicht entgegen ſtehet, die Glückſeligkeit, ſeinem Nächſten zu gefallen, allen andern vorzuziehen, woferne nur dieſe Glückſeligkeit von der Zufriedenheit abhanget, daß man nicht aus ſeiner Pflicht ſchreitet, und demjenigen dadurch gefällig zu werden ſuchet, welcher uns die Vernunft zum Wegweiſer unſerer Aufführung mitgetheilet hat.

IV.

Die verkehrte Eigenliebe *.

Die meiſten Menſchen gründen ihre Hochachtung, ſo ſie gegen ſich ſelbſt hegen, und ihre Selbſtliebe nicht ſowohl auf die gute Meinung, ſo ſie von ihren vortreflichen Eigenſchaften haben, als vielmehr auf den Wahn, welchen, ihrer Einbildung nach, andere Leute davon faſſen möchten. Man thut nicht die die Frage an ſich ſelbſt: Haſt du denn Verſtand? Haſt du Groſsmuth? Rührt dich Empfindung gegen deinen Nächſten? Vielmehr fragt man ſich, ob uns die Menſchen für groſsmüthig, leutſelig, witzig und verſtändig halten. Nach dieſer Unterſuchung ſchreitet man von dem Begrif, den ſich die Leute von uns machen, mit einer feinen Art, auf ſich ſelbſt. Wir vermengen unſere Copie mit dem Urbilde, und rühmen uns wirklich der treflichen Eigenſchaften, welche doch nirgends, als in der Einbildung, die ſich andere von uns machen, vorhanden ſind.

Celimene thut ſich was rechts zu gute, auf ihre Schönheit, die ſie doch ſelbſt gekünſtelt, nicht aber von der Natur empfangen hat, und wird über falſche Schönheit hochmüthig. Ihre, durch den weiſſen und rothen Firnis betrogene Liebhaber ſchmeicheln ihren Reizungen, und ſie ſelbſt, ihrer Seits, durch das falſche Lob betrogen, das ihr eben ſo wenig, als ihre weiſſe und rothe Farbe zugehört, gläubet in der That, daſs ſie ſchön ſey, ſie würde auch groſſe Mühe anwenden müſſen, ſich eines andern zu bereden.

Alcan-

*) LXXVII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Alcantor firneſt ſeinen Verſtand faſt auf eben die Weiſe, wie Celimene ihr Geſicht an. Seine ſehr unfruchtbare Einbildungskraft bringt ihm nicht die geringſte feine Wendung, noch einen neuen Gedanken in den Sinn. Wie ſich ſein Verſtand noch in ſeinem natürlichen Zuſtand ſehen ließ, wurde er von geſcheuten Leuten nichts geachtet, die ſeine Schriften jämmerlich ſtriegelten, oder was noch kläglicher war, allen Leuten einen Abſcheu davor machten. Alcantor will gleichwohl mit Gewalt ein ſchöner Geiſt heiſſen, es koſte was es wolle. Er holt die Schminke ſeines Witzes bey Alten und Neuen. Er ſetzt die Schriften zuſammen, in welchen die beſten Stücken von andern Schriftſtellern abgeriſſen, und ziemlich geſchickt wieder zuſammen geflickt ſind, daß ſie ein beiſſendes Salz enthalten. Mit dergleichen zuſammen geſtoppelten Miſchmaſch läuft er herum und lieſt ihn unſtudirten Leuten vor, deren natürlicher Vernunftſinn gleichwohl das Schöne in den Werken des Witzes zu ſchmecken fähig gnug iſt. Man macht viel Weſens daraus, ſeine Werke werden wolkenhoch erhoben. Alcantor nimmt von den Bewunderern ſeines ſinnreichen Geiſts mit ſo herzlichem Vergnügen Abſchied, als ob das abgeſtohlne Lob ſein recht wohl erlangtes Eigenthum wäre.

Rodomont, der für einem rauſchenden Blat, das die Luft bewegt, aus Schrecken in Ohnmacht fallen möchte, bekümmert ſich um alle Ehre nichts, wenn er nur für einen Eiſenfreſſer gehalten wird. Er denket ſich ſelbſt Ebentheur, Gefechte und Zweykämpfe aus, die er andern, welche ihm nur zuhören wollen, erzählet, und welche er noch darzu mit feinen wahrſcheinlichen Umſtänden auszuſpicken weiß, ſo gut ſie

ſich nur erſinnen laſſen. Man glaubt das Ding, oder thut wenigſtens, als ob mans glaubte, denn Rodomont hat Geld, und man erſtaunet über ſeinen wunderbaren Heldenmuth. Von dem ungeheur ſchönen Begrif, den man von ihm, als von einem groſſen Held, faſſet, wird Rodomont ganz bezaubert, und dieſen Begrif ſtellet er an ſtat ſeiner eignen Perſon. Er trotzet auf ſeinen Muth ſo ſtolz, als ein Kriegsmann, der einen Sieg erfochten hat, und beſchäftiget iſt, das Blut und den Staub von ſich abzuwiſchen.

Wer ſich auf dieſe Weiſe für verehrungswürdig hält, weil man ihn hochachtet, der findet ſich oftmals ebenfalls glückſelig, weil andere Menſchen ſein Glück bewundern.

Clitander könnte mit ſeines gleichen ein recht angenehmes Leben führen, und alle Ergötzlichkeit genieſſen, welche die Freyheit verſüſſen würde. Allein der groſſe Herr ſteckt ihm im Kopf, alle Luſt rühret ihn nicht, wenn er ſie nicht mit Leuten vom hohen Rang genieſſen ſoll. Viel lieber würde er in einem beſtändigen Verdruß ſchmachten, als ſeine Ergötzungen ſo pöbelhaft erniedrigen, ſelbige mit Leuten, die unter ſeinem Stand ſind, zu theilen.

Er flicket ſich bey groſſen Herren durch Niederträchtigkeiten ein, und bezahlet die Ehre ihres Umgangs mit einer freywilligen Knechtſchaft. Eine genaue Aufmerkſamkeit auf alles ſein Thun martert ihn und macht ihn verwirrt, er darf weder lachen, noch reden, noch ernſthaft thun, wenn ers nicht vorher reiflich bedacht hat. Man ſollte faſt ſagen, er dürfte ſich nicht unterſtehen, derjenige zu ſeyn, der er iſt. Mit ſeines

nes gleichen kan er frey, luſtig, angenehm leben. Bey hohen Perſonen iſt er gezwungen, furchtſam, auſſer ſich; ſein Gemüth nimmt, wie ein weiches Wachs, einmal ums andere unterſchiedene Meinungen an, und ſcheinet ſeine Begriffe zu verändern, ſo bald die ihrigen verändert werden.

Hat er nun in dieſer Verwandelung vier bis fünf Stunden zugebracht, ſo kehrt er in ſeine natürliche Art wieder zurück, und zeigt ſich ſeines Gleichen mit einer ſtolzen Mine, welche nicht ermangeln, ſein Glück und ſeine Verdienſte, die ihn mit Perſonen von ſo hohem Rang vereinigen, zu bewundern. Er ſelbſt ſchätzet ſich glücklich, über die Eiferſucht und Bewunderung, ſo ihm die hohe Geſellſchaft zuziehet, deren Umgang er genieſſet, ohneracht er wohl fühlet, daß ihn der Verdruß dabey bis auf den Tod ängſtiget: Dieß bedeutet aber nichts, er findet ſich davor belohnt gnug, und noch überflüßig darzu, daß er mit ſtolzer Zufriedenheit ſagen kan: Ich habe mit dem oder jenem Grafen geſpeiſt: Bey dieſer Marqviſin habe ich ſo viel im Spiel verlohren: Und das Andenken einer Sache, deren Wirklichkeit ihn den heftigſten Verdruß verurſachet, erweckt bey ihm Freude und Hochmuth.

Nichts iſt ſo unbedächtig, als daß man ſich über ſeinen Stand erheben will, und den Umgang mit Leuten von hohem Rang ſuchet, durch die Erlangung dieſes eingebildeten Glücks aber ein ſo gründliches und koſtbares, als die Freyheit iſt, zu verlieren. Was muß man nicht thun! Was muß man, um die Gnade dererjenigen zu erhalten, nicht ausſtehen, welche gemeiniglich mehr Hochmuth, als andere Sterbliche beſitzen! Ich kan nicht begreifen, wie eine Perſon von

guter Vernunft ſich entſchlieſſen könne, ihre eigne Meinung zu verrathen, und der andern ihre anzunehmen, ſo unvernünftig ſie auch dieſelbe befindet. Dieſes iſt gleichwohl das Mittel, ſich bey den meiſten Groſſen erträglich zu machen. Will man mir nicht glauben, ſo widerſpreche man nur einer Perſon von hohem Range. Iſt ſie geſchickt genug, eure Einwürfe zu beantworten, ſo wird ſie gewiß eure Dummheit mit ſcharfer Lauge brühen. Muß ſie geſtehen, daß ihr Recht habet, ſo wird ſie euch doch mit groſſer Mühe kaum vergeben, daß ihr mehr Einſicht habt, als ſie ſelbſt. Nur ein einzig Mittel bleibt euch übrig, ihr müſſet ein unaufhörliches Stillſchweigen beobachten, damit ſie euch für einen einfältigen oder unaufgeräumten Menſchen halten möge.

Man könnte endlich wohl das Verlangen vieler Leute, die den Umgang mit ſehr Vornehmen ſuchen, hingehen laſſen, wenn die Groſſen Geſundheit des Leibes, und Zufriedenheit des Gemüths verſchaffen könnten. Da es aber ausgemacht iſt, daß dieſe unſchätzbare Güter nicht in ihrer Gewalt ſind, ſo kan man mit Wahrheit ſagen, daß diejenigen, welche Würden und Reichthum bey ihnen ſuchen, vielmehr ihr Glücke machen, als glückſelig ſeyn wollen.

Ich kan die groſſe Gemeinſchaft mit Prinzen nicht beſſer, als mit einem Opernſchauplatz vergleichen. Betrachtet man denſelben von ferne, ſo erſcheinet unſern Augen die allerprächtigſte Vorſtellung: Steigt man hinauf, ſo finden wir wenig oder nichts, das der Verwunderung würdig wäre.

Wahrhaftig, wenn diejenigen, ſo ſich über das Unvermögen ihrer Vernunft beklagen, nur eben die Mü-

he anwenden wollten, eine weiſe und ordentliche Aufführung zu halten, als ſie ſich beſtreben, das gnädige Wohlwollen eines groſſen Herrns zu erlangen, ich wollte ihnen meinen Kopf zum Pfande ſetzen, daß ſie einen ſo lobenswürdigen Anſchlag gewiß glücklich vollbringen könnten.

Ich weiß gar wohl, daß nicht alle Perſonen von hoher Geburt von Geringern eine niederträchtige Gefälligkeit fordern. Ich kenne deren viele, welche durch Leutſeligkeit und liebreiches Weſen ſich als Menſchen zeigen, und gerne ſehen, daß man durch ſeine aufrichtige freye Redlichkeit ſich gegen ihnen eben alſo bezeige. Dahero iſt nichts vernünftiger, als den Umgang mit dieſer Art von groſſen Herren zu ſuchen, wenn man nur ihrenthalben nicht gegen ſolche Leute nachläßig und verächtlich thut, welche eben ſo viel Verdienſte beſitzen, nur aber nicht im hohen Range ſtehen.

Es giebt Leute, welche in Anſehung des Verſtandes eben das thun, was diejenigen in Betracht des Rangs und der Geburt verrichten, von denen ich bereits geredet habe. Sie ſind begierig, den Ehrentitel eines ſchönen Geiſtes um wohlfeilen Preis zu erkaufen, ohneracht ihnen Verſtand und Wiſſenſchaft fehlet, indem ſie ſich nur zu ſolchen Leuten halten, welche das Anſehen erhabener Geiſter haben. Nichts iſt elender, als das Vergnügen, ſo ſie in dem Umgang zu genieſſen vermeinen, darinne Materien vorkommen, von denen ſie nicht den geringſten Begrif hegen, und wobey ſie ſtille ſchweigen müſſen, oder ſehr verkehrte Schlüſſe vorbringen. Es gehet ihnen nicht anders, als den Leuten, die ſich unter einem Volke befinden, deſſen Sprache ihnen unbekannt iſt. Indeſſen ſollte

man meinen, wenn man ihren Hochmuth anſiehet, daß der Verſtand der Leute, mit welchen ſie umgehen, auch in ihnen Einfluß erhalte, und ihnen eigen würde. Sie martern ſich, alle Augenblicke mit der Wiederholung, wie ſie den Fontenelle beſuchet, den Boileau geſprochen, mit dem la Fontaine geſpeiſet; oder nach deutſcher Art zu reden, mit Gellerten ſpazieren gegangen; mit Hagedorn ein Glas Wein getrunken: Leßing habe ihnen ſeine Gedichte vorgeleſen. Hierinne gründen ſie ihre Verdienſte, gleich als ob dieſe groſſen Männer ihnen eingepfropfet, und ſie mit denſelben ein Leib und eine Seele geworden wären.

Darinne werden ſie dem Rogotin, dem vornehmſten Held im comiſchen Roman ganz ähnlich, der, damit er ſeinen wunderbaren Verſtand auf die Schauſpiele zu erkennen gab, anführte, daß ſeine Mutter des Poeten Garniers Pathe geweſen, und er auch noch ſelbſt deſſen Dintenfaß wirklich im Beſitz habe.

Das Verdienſt ſolcher Leute kan keine andere Geſtalt haben, als dasjenige hat, welches die Philoſophen ein Accidens nennen, das für ſich allein nicht beſtehen kan, ſondern ſein Weſen von dem Dinge borgen muß, in dem es anzutreffen iſt.

Man findet noch andere, welche in eine demjenigen, was ich getadelt, ganz entgegen ſtehende Ausſchweifung gerathen, die noch weit verachtungswürdiger iſt.

Dieſes ſind diejenigen Leute, welche mit einer herrſchſüchtigen Gemüthsart gebohren und doch viel zu faul ſind, ſich ſonderbare Verdienſte anzuſchaffen, daher ſuchen ſie ſolches Volk auf, das weder Verſtand noch Auferziehung hat, damit ſie bey demſelben ihrer

natür-

natürlichen Begierde vornehm zu thun, Gnüge leiſten mögen, wobey ſie ſich auf die Maxime gründen:

Ein Narr trift allemal noch einen gröſſern an,
Der ihn nicht gnug bewundern kan.

Einen rechtſchaffenen Menſchen fliehen ſie wie ein Ungeheuer, dagegen ziehen ſie einen Schwarm von nichtswürdigen Pöbel hinter ſich her, dem ſie die Bewunderung ihrer Narrheit mit baarem Gelde bezahlen.

Sie laſſen ſich von niemanden zu Hauſe antreffen, wenn ſie mit Leuten ſolchen Gelichters ſchwelgen, denen ſie Stillſchweigen gebieten, wenn es ihnen beliebet, und bey denen ſie ihre lächerlichen Streiche frey auslaſſen können. Fehlet ihnen andere Geſellſchaft, ſo wiſſen ſie ſchon gewiſſe Rechnung auf ihre Lakeyen zu machen, wenn ſie nur ſich mit denſelben, als ihres Gleichen, zu Tiſche ſetzen, ſo ſtehen ſie doch noch in Gefahr, daß ſie mit weit erbarern Leuten umgehen, als ſie ſelbſt ſind.

Die ausſchweifende Thorheit ſolcher Leute, die den Umgang mit Groſſen und mit ſchönen Geiſtern ſo eifrig ſuchen, hat wenigſtens die Abſicht ſich in der Welt groß zu machen und dadurch rechtſchaffener Leute Hochachtung zuwege zu bringen. Allein die Narrheit dieſes kriechenden Ungeziefers, davon ich hier rede, dienet ihnen zu nichts anders, als zu aller Menſchen Verachtung, und daß ſie mit dem Packe, ſo ſie um ſich haben, in eine Brühe geworfen werden.

Dergleichen ſchlimmes Naturell führt gerade zur Grobheit, zu den ſchändlichſten Uippigkeiten und häßlichſten Laſtern. Zum wenigſten iſt der Verluſt des

Vermögens die gewiſſeſte Folge dieſer nichtswürdigen Aufführung, und diejenigen, ſo ſich dergleichen ergeben, fallen faſt allezeit unter den elendeſten Pöbel, über welchen ſie doch das Glück zu erheben bemühet geweſen. Oefters ſind ſie noch glücklich, daß ſie, wenn ſie ſich mit dieſem Lumpenvolk, deſſen Gefälligkeit ſie erkauft haben, ins Verderben geſtürzt, noch einen andern reichen Narren finden, den ſie, der Reihe nach, ebenfalls mit ins Elend ziehen können.

V.

Die verkehrten Characteren *.

Ein gewiſſer Herzog und Pair fande ſich einsmals bey einem prächtigen Gaſtmahl in Geſellſchaft eines Erzbiſchofs, welcher ſeiner niedrigen Geburt ohnerachtet, durch ſeine vortreflichen Gaben, zu dieſer hohen geiſtlichen Würde gelanget war. Der Herzog ärgerte ſich nicht wenig über die Freyheit dieſes Prälaten, mit welcher derſelbe ſeine Meinungen zu beſtreiten und deren Schwäche zu entdecken ſich nicht entblödete. Ihr würdet, ſagte er zu ihm, gewiß nicht übel thun, wenn ihr euch iezuweilen eurer Ankunft etwas beſſer erinnern wolltet. Ich erinnere mich derſelben mehr als zu wohl, verſetzte der Prälat, und weiß auch, wenn ihr der Sohn meines Vaters geweſen wäret, ſo würdet ihr ganz gewiß anietzo die Schweine hüten müſſen.

Nichts in der Welt iſt der bürgerlichen Geſellſchaft ſo ſchädlich, als die verkehrten Characteren. Nichts

erfüllt

*) L Bagatelle.

erfüllt ſie mehr mit lächerlichen und unnützen Volke, als dieſe verkehrte Wahl der Lebensarten. Wollte man dieſes erſchreckliche Uibel vermeiden, ſo könnte man es nicht anders machen, als daß man dem ſpartaniſchen Volk nachahmete, und die Kinderzucht nach ihrem Muſter einrichtete. Ihre Väter durften ſich nicht in ihre Erziehung mengen, weil ſie für Kinder der Republik gehalten wurden. Die weiſeſten Greiſe übernahmen ihre Unterweiſung, beobachteten ihr Betragen und waren eifrig beſorgt, ihnen die Liebe zum Vaterland einzuprägen, mithin ſie zum Nutzen des gemeinen Weſens geſchickt zu machen.

Allein zum Unglück war die Erziehung dieſer jungen Lacedämonier gar zu gleich. Dieſes Volk, welches vom Geldgeiz eben ſo ſehr befreyet, als es ein Sclave des Ehrgeizes war, dachte nur auf die Eroberung Griechenlands. Tapferer Muth war die Haupttugend, nach welcher man bemühet war, die Kinder dieſer kriegeriſchen Republik aufzuziehen.

Wollte man eine wohlgeordnete Regierung einführen, wo alle Unterthanen zur öffentlichen Glückſeligkeit das ihrige beytrügen, ſo müſte man den allgemeinen Plan darzu von Lacedämon zwar annehmen, denſelben aber auf eine beſondere Art ausführen. Die Kinder müſten mit dem Stand der Eltern nicht die geringſte Gemeinſchaft haben. Die weiſeſten, vernünftigſten und tugendhafteſten Männer eines Staats müſten die Aufſicht über ihr Thun und Laſſen beſorgen, ſie müſten die Gaben ihres Verſtandes, und die Beſchaffenheit ihres Herzens mit der genaueſten Aufmerkſamkeit unterſuchen. Wären ſie endlich zu dem Alter gekommen, wo der Character anfängt, geſetzt zu werden, alsdenn theilete man die Rollen unter ihnen

aus,

aus, die ſie auf der groſſen Schaubühne des bürgerlichen Lebens vorſtellen ſollten.

Auf ſolche Art würde kein Faullenzer vorhanden ſeyn. Nicht allein die vortreflichſten Eigenſchaften würden ans Licht geſtellet, ſondern auch die geringſten Gaben angewendet, und dem gemeinen Beſten eben ſo nützlich werden können, als oftmals die dünneſten Fäden zu dem ganzen Gewürk eines vollkommenen Stücks nützlich zu ſeyn pflegen.

Nach dem gegenwärtigen Zuſtand folgt faſt allezeit der Sohn dem Schickſal ſeines Vaters. Ein gelehrter Mann will einen gelehrten Sohn haben. Man bleuet ihm einige Worte Latein in den Kopf, die Natur mag wollen, oder nicht. Man beläſtiget das Gedächtniß mit einigen Beſchreibungen des Rechts, daraus wächſt ein Doctor und ein ſich und andern unnützer Advocat. Der Sohn eines Rathsherrn muß zum Rathsherrn-Handwerk erzogen werden, ſollte er auch ſeinem Amt und dem Andenken ſeiner Vorfahren Schimpf und Schande machen. Uiberdieſes wird man bey der ietzigen Einrichtung der Dinge befinden, daß ein betrübliches Schickſal manche Cicerons, Demoſthenes, Virgile, Cäſars und Richelieus an den Pflug geſtellet, und zu den niedrigſten Handwerken und Handthierungen verwieſen hat.

Was würde es nicht für ein reizendes Vergnügen ſeyn, wenn man ſehen ſollte, daß die Profeßions aller Menſchen nach der Fähigkeit ihres Characters durch eine weiſe und wohlbedächtige Wahl eingerichtet wären! Der kleine Prinz, z. E. welcher mit ſeiner tückiſchen, mürriſchen und wilden Mine, Anzeigen genug von einem grauſamen, blutdürſtigen Naturel giebt,

würden

würde ein weit beſſeres, annehmlichers Anſehen haben, wenn man ihn mit dem Beile auf der Schulter, mit dem Geſtecke Meſſer und Stahl am Gürtel und allem Zubehör eines Fleiſchers durch die Gaſſen gehen ſähe. Allem Anſehen nach würde er ſich in dieſer Profeßion vortreflich hervor thun. Wie zierlich und geſchickt würde nicht eine Kutſche von dem hochwohlgebohrnen Lycidas gelenkt und gefahren werden? Dieſem jungen Herrn, der ein ſo groſſer Liebhaber von Pferden iſt, und ſich in ſeine Stube einſchlieſſet, damit er ganze Stunden beſchäftiget ſeyn kan, zehen ſelbſt gekaufte Peitſchen zu verſuchen, um zu hören, welche am beſten klatſchet. Der Ritter Cleander mit ſechzehn bunten Schildern, hat eine Rieſen-Gröſſe, eine Stentors-Stimme, eine Herkules-Stärke. Allein vermöge ſeines Geburtsrechts mergelt er ſeinen Leib durch alle Arten der Schwelgerey aus. Wie glücklich würde er, wie glücklich ſeine Mitbürger ſeyn, wenn er zur Profeßion eines Aufläders oder Laſtträgers beſtimmt, mit geſetzten Schritten ſtraff und geſchwind einher gienge, ob gleich ſeine breiten Schultern mit einer ſchweren Laſt gedrückt würden! Wie ordentlich, wie wohl übereinſtimmend würde alles ſeyn, wenn man einen ſolchen vierſchrötigten Mann die Eſelshandthierung treiben ſähe, der ein ſo glückliches Naturel darzu hat!

Mir iſt der Staatsrath eines gekrönten Hauptes bekannt, der durch wunderbares Studiren, ſich vor allen, er ſey wer er wolle, aufs Porcellain am beſten verſteht. Beym erſten Anblick unterſcheidet er, welches aus Japan oder China, altes oder neues, ſeltſames oder gemeines iſt. Er hat ſelbſt ein ganzes Magazin davon geſammelt, mit welcher Sammlung

wenigſtens zehen groſſe Buden vollkommen beſetzt werden könnten. Eheſtens wird er eine Reiſe auf etliche Tage thun, nur eine Schaale in Augenſchein zu nehmen, ſo in ihrer Art die einzige iſt. Vielleicht kauft er ſie. Die Abſicht der weiſeſten Natur gieng dahin, dieſen Herrn in eine Porcellain-Krambude zu pflanzen. Warum muß ihn doch das falſche Glücke von ſeinem Beruf abgezogen und ihn an einen Thronhimmel geſtellet haben?

Warum muß es auch dem Cleander verhindert haben, ein ziemlich guter Buchhändler zu werden, ſo unwiſſend er auch iſt? Dieſen Mann, bey dem alle gelehrte Fremde einſprechen, eine zahlreiche und wohlgebundene Bibliothek zu bewundern, welche ihn in die Verſuchung bringt, daß er ſich den größten Gelehrten gleich achtet, ob er gleich kaum mit Mühe und Noth die Titel ſeiner Bücher leſen kan.

Dieſes iſt aber das Unglück nicht allein, welches die auf den verkehrten Platz geſtellten Characteren der Menſchen verurſachet. Ich unterſtehe mich noch zu behaupten, daß der Wahnwitz im Verſtand davon herkomme, und die Jecken- und Narrenhäuſer faſt mit lauter ſolchen unglückſeligen Leuten erfüllt ſind, deren Gaben dergleichen Zwang erlitten haben, indem man ſie zu ſolchen Dingen angehalten hat, darzu ſie ganz ungeſchickt geweſen ſind.

Man mags machen, wie man will, die natürlichen Fähigkeiten des Verſtandes verlieren ſich ſobald nicht, ſie widerſtehen fremden Fähigkeiten und Neigungen, darzu man ſie anſtrengen will, mit aller Gewalt, welches ein erſchreckliches Gewirre machen und das Gehirne verrücken muß. Man wird davon überzeugt wer-

werden, wenn man ſich nur die Mühe geben will, die Reden und Handlungen dieſer kläglichen Schlachtopfer der Gewohnheit mit einiger Aufmerkſamkeit zu beobachten. Man wird ihre natürlichen Gaben von Zeit zu Zeit unter ihrer Narrheit hervor blicken ſehen, und daher ſchlieſſen müſſen, daß, wenn ſie ihrem natürlichen Character gemäß erzogen worden wären, ſo hätten ſie vielleicht vortreflich brauchbare Glieder der Geſellſchaft werden können.

Auf der einen Seite wird man einen Schulmeiſter mit einem kriegeriſchen Geſichte ſehen, wie er den Hut in die Augen drückt, wie ein Dragoner flucht, einen Don Qviroten vorſtellet und mit dem Prügel in der Hand einen raſenden Angriff an die Wände thut. Muß man nicht von ihm urtheilen, daß dieſer Kerl im Kriege Wunder gethan, und auf der Breſche eben den unerſchrockenen Muth gezeigt haben würde, mit welchem er anietzo in ſeiner Clauſe eine ganz unnütze Parade machet?

Anderer Seits wird man einen magern, blaſſen Soldaten mit zerſtreuten und verkehrten Augen gewahr werden. Von Morgen bis zum Abend auf der Schildwache ſelbſt ſinnet er einer wichtigen Religionslehre nach, er führet ein neues Lehrgebäude auf, ſucht Beweisthümer, Ausflüchte, ja er predigt wohl gar in den Gedanken. Ich meines Orts kan nicht zweifeln, daß dieſer Menſch, wenn ſein Naturel recht bearbeitet worden wär, nicht einmal der ernſthafteſte und ſinnreichſte Geiſtliche dieſer Zeit hätte werden können.

Hier blöcket ein Kärner mit einem raſenden Anblick einige Stücke aus einem elenden Trauerſpiel her, und

rånket ſich dabey wie ein Beſeſſener. Allem Anſehen nach hat er in ſeiner Jugend Luſt zum Schauplatz gehabt, wenn man ihn bey guter Zeit darzu angeführt håtte, vielleicht würde er es den grősten Acteurs gleich gethan haben, die man anietzo auf der Schaubühne bewundert.

Dort iſt ein Eſeltreiber, den man nicht einmal leſen lernen laſſen, er macht Verſe aus dem Stegreif, die von Verſtand eben ſo leer, als ſie mit ſchlechten wohlklingenden Worten erfüllt ſind. Håtte man den Witz dieſes Menſchen zur Dichtkunſt angeführt, ſo würde man ihm ſo viel Witz verſchaft haben, als ein Reimſchmidt nőthig hat; und ſeine Verſe håtten wegen ihrer Redensarten und laufenden Reime allen Leuten gefallen.

Unter andern habe ich in dieſer Wohnung einen ganzen Narren angetroffen, der ſich vortreflich zum Staatsruder würde geſchickt haben, wenn man ihm nur bey guter Zeit die Metaphyſik der Regierungskunſt beygebracht håtte. Er machte erſtaunlich tiefe Betrachtungen, welche zum wenigſten eben ſo viel werth wåren, als die politiſche Betrachtung, die faſt ganz Europa angenommen, und wodurch man behauptete, der Kőnig in . . . håtte ſich ſein Reich aus einer Staatsfinte wegnehmen laſſen, damit er . . . deſto beſſer fangen mőchte.

VI. Un=

VI.

Unterſchied der Eitelkeit, des Stolzes und Hochmuths*.

Die Eitelkeit, (Vanité), der Stolz, (Fierté), und der Hochmuth, (Orgueil), ſind alle drey nicht einerley Laſter. Wir wollen noch mehr ſagen, ſie ſind nicht einmal die verſchiedenen Grade und Staffeln einerley übeln Herzensneigung. Die Eitelkeit iſt nichts anders, als eine ungemeſſene Meinung, die man von ſeinen guten Eigenſchaften, von ſeinen Verdienſten heget, und treibet nicht allezeit den Menſchen nothwendig an, daß er etwas aufgeblaſenes oder verächtliches in ſeinen Manieren ſehen läſſet. Betrachtet einmal den kleinen Philemon. Er hat viel Witz, ſeine Augen, ſein Geſicht, ſein Betragen, ſein ganzes äuſſerliches Weſen verkündiget, daß der kleine Mann einhertritt, als wenn er glaubte, er ſey das erſte Genie vom Range in Europa. Gleichwohl iſt er in ſeiner Aufführung erbar, höflich, zugleich auch ſchmeichelnd, freundlich und dienſtwillig. Er ſchätzt ſich ſehr hoch, iedoch merket man in ſeinen Manieren nichts davon, daß er diejenigen verächtlich hielte, ſo über ihm ſind. Wenn man *ihn* nur im Umgang das Vorwort läßt, und eben dasjenige Vergnügen über ihn bezeiget, das er von ſich ſelbſt empfindet, ſo iſt er vollkommen wohl zufrieden. Er wird auch nicht ſonderlich verdrießlich darüber, wenn man anders mit ihm verfähret.

*) LXXXVI Bagatelle.

ret. Er hat nur Mitleiden mit euch, deswegen meidet er aber euren Umgang nicht, er haſſet euch auch nicht.

Der Stolz hat, in ſo ferne er laſterhaft wird, die Eitelkeit zum Grunde. Man muß ihn aber doch nicht mit der Eitelkeit verwirren, die bis zu einer gewiſſen Ausſchweifung getrieben iſt. Man könnte ihn beſchreiben, daß er eine Eitelkeit ſey, die etwas wildes, etwas natürlich trotziges an ſich habe. Er iſt nicht allezeit auf eine ungemeßene Meinung von ſeinen Verdienſten gegründet, ſondern ſtützet ſich jezuweilen auf Schätze, auf ſeine vornehme Geburt, auf eine gewiſſe Gröſſe, die dem Menſchen gar nicht eigen iſt. Gemeiniglich bemerkt man den Stolz einer Perſon nicht, daß er ſich gegen diejenigen auslaſſe, die ihm ganz willig und gerne den Vorrang zugeſtehen, ſondern er ſtreubet ſich nur wider Höhere und ſeines gleichen: Hat er nichts zu befürchten, ſo giebt er überall nach, ſobald er aber bemerkt, daß man ihn drücken will, ſogleich blehet er ſich auf und erhebet ſich. So war des Cäſars Stolz beſchaffen: Gegen alle Menſchen, die er unter ſich ſahe, holdſelig und freundlich, aber auch hart und unfreundlich gegen die, deren Macht ihm fürchterlich vorkam.

Dieſes iſt auch des Lyſanders Character, dieſes hochwohlgebohrnen Mannes, deſſen Stolz faſt ſeiner hohen Geburt würdig iſt. Kaum erblickt er einen rechtſchaffenen Mann, ſo grüßt er ihn zuerſt, mit den freundlichſten und lächelnden Gebehrden. Er läßt die Caroſſe halten, ſteigt heraus, mit ihm zu ſprechen, fragt ihn, wie er ſich befindet. Seine artigen einnehmenden Manieren zeigen etwas aufrichtiges, bey denen ſich keine Urſache eines Verdachts oder

Miß-

Mistrauens ſpüren läßt. Eben dieſer Lyſander iſt gleichwohl unter groſſen Herren der unerträglichſte Mann von der Welt. Seinen Gang und alle ſeine Schritte zählet er nach dem genaueſten Maaß und Gewichte ab. Der allermindeſte Fehler im Ceremoniel, das geringſte Uiberſehen bringt ihn in Harniſch, und erreget in ſeinem Gemüth den bitterſten Zorn. Er kan ſich nicht faſſen, er beantwortet die eingebildeten Beleidigungen mit wirklichen Schimpfworten.

Der Stolz, wie ich ihn anietzo abgeſchildert habe, kan mit einem guten Character deswegen gar wohl beſtehen. Er kan wohl der einzige Fehler eines ſonſt vollkommen rechtſchaffenen Mannes ſeyn.

Es giebt noch eine andere Art vom Stolze, welche die Vernunft nicht mißbilliget, und die der chriſtlichen Demuth keinen Eintrag thut, auch allezeit wahren Verdienſten zur Seite gehet. Ein vernünftiger, tugendhafter Mann muß nothwendig die Vortreflichkeit ſeiner Natur in ſich fühlen und empfinden, und von den guten Eigenſchaften, mit welchen er die Hoheit ſeines Weſens beehret, gerühret werden. Er verachtet keinen Menſchen, er beſitzet aber doch das Recht keine Verachtung zu leiden, ſie komme von wem ſie wolle, auch werden ihn die Abſichten auf ein nichtswürdiges Intereſſe niemals verführen, ſich von einer niederträchtigen Ungerechtigkeit beugen zu laſſen. Ich will deswegen nicht ſagen, daß er ſich mit einem ſtolzen Trotz für die ihm widerfahrene Verachtung rächen, und Böſes mit Böſen vergelten ſoll. Keinesweges: Er muß ſich nur mit einer großmüthigen Standhaftigkeit wafnen, und ſeinem unvernünftigen

Unterdrücker zeigen, daß er ſich ſelbſt wohl kenne, ſich ſelbſt zu der Zeit Gerechtigkeit zu verſchaffen wiſſe, in welcher man ihm keine Billigkeit widerfahren zu laſſen ſich unterſtehet. Er kan ihm mit ſeiner beſcheidenen Kühnheit, mit dem edlen Vertrauen, welches die wahre Tugend in ſich ſelbſt wirket, zu verſtehen geben, daß die Verachtung, mit der man ihn zu belåſtigen ſuchet, die elendeſte und verachtungswürdigſte Sache von der Welt ſey.

Ich muß zwar auch bekennen, daß uns iezuweilen die Klugheit anrathen werde, dieſem Recht abzuſagen, und unter denenjenigen, welche ſich mit einem Anſehen der Verachtung ihres Nächſten brüſten, ſo verachtungswürdiges Volk zu finden ſey, daß es ſich kaum der Mühe belohne, auf ihre Narrheit Acht zu geben. Doch bleibet dieſes Recht an ſich ſelbſt allezeit feſt und ſicher, und man kan ſich deſſelben in vielen Gelegenheiten zu Nutze machen. Niederträchtige Meinungen, eine Unempfindlichkeit gegen die wahre Ehre können mit der Vernunft und Tugend nicht beſtehen. Wie jämmerlich ſiehet es aus, wenn man ein vernünftiges Weſen erblicket, das auf gewiſſe Art die ihm bezeigte Verachtung ertragen, ſich verringern, erniedrigen, etwas von dem Begrif, ſo es gegen ſich ſelbſt hat, durch die ihm zugefügte Verachtung abkürzen laſſen muß. Die Vernunft wirft ſich niemals ſo niederträchtig weit weg. Sie kennet ſich, ſie iſt überzeugt, daß die wahre Gröſſe in ihr ſelbſt den Sitz habe. Der Muth iſt ihr nützlich. Dadurch bringt ſie öfters ſolche Leute zur Erkenntniß, welche ſie zu verunehren ſich unterſtehen, durch dieſen Muth lehret ſie ihnen, wie ſie ihr den gebührenden Reſpect bezeigen ſollen.

So viel den Hochmuth betrift, ſo iſt derſelbe faſt niemals auf einen Begrif von einem weſentlichen Verdienſte gegründet. Er iſt eine natürliche wilde Aufgeblaſenheit, welche unter dem Schirm vieler Narrheiten ſich gemeiniglich durch einige Wohlthat des Glückes äuſſert. Nirgends, als in boshaften Herzen, in niederträchtigen Seelen, in kriechenden und knechtiſchen Gemüthern hat er ſeinen Aufenthalt. Ein Nichts ſchlägt ihn darnieder, ein Nichts hilft ihm wieder auf. Die elendeſten und kindiſchen Hirngeſpinſte können ihn erhöhen und erniedrigen. Standesperſonen ſind ſelten hochmüthig, wenn ſie nicht überhaupt ſehr ſchlecht erzogen, närriſch, laſterhaft, oder im hohen Grad dumm ſind. Perſonen von hoher Geburt ſind ſtolz, ſie haben nicht allezeit die Aufmerkſamkeit gegen Verdienſte, die ſie ihm ſchuldig ſind. Insgemein aber ſind ſie doch verträglich, leutſelig, gefällig und haben ganz verbindliche Manieren. Hochmüthige im Gegentheil ſind unhöflich, trotzig, herriſch, mit Verachtung anderer, auch wohl grob und ungezogen, wenn ſie ihrem Naturell folgen dürfen. Dieſes wird ihnen nicht allezeit geſtattet. Denn ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ich iemals einen geſehen hätte, der Herz im Leibe gehabt haben ſollte. Es ſind Praler, ſie reden aus einem hohen Ton, ſie wollen die Leute durch Hülfe der Lakeienhände prügeln laſſen. Sie ſchlagen nicht leicht aus, und es ſind mir öfters welche zu Geſicht gekommen, die ſich im Geſicht ſtark verfärbt haben, wenn ein ſchlecht gekleideter Mensch mit guter Art vom Leder gezogen hat. Bey ſolchen Gelegenheiten geben ſie es ſehr wohlfeil, ſie werden zahm, daß ſie kriechen. Kaum iſt aber der Sturm vorüber, ſo ſuchen ſie ihre hohe Mine wieder hervor, und ſtellen ihr Gemüth mit nichts anders,

als dem mit Gold beſchlagenen Kleide und ihrer prächtigen Eqvipage wieder zufrieden.

Eine groſſe Anzahl ſolcher närriſchen Kerls findet ſich unter gewiſſen Glücksrittern, deren Herz noch mit einer Rinde von Schmutz eines kleinen Handels eingefaßt iſt, der ſie unvermerkt zu beträchtlichem Reichthum gebracht hat. Man kennet ſie ſogleich ohne vielen Umgang mit ihnen zu haben. Sie greifen nicht an den Hut, wenn ein rechtſchaffener Mann bey ihnen vorbey gehet, wenn er nicht ein ſchamerirtes Kleid am Leibe trägt; oder wenigſtens geſchiehet es ſehr langſam, und nach einer mit ihrer Narrheit vorher gepflogenen reiflichen Uiberlegung.

Wenn ihr einen von ihrer Geſellſchaft anredet, ſo mengen ſie ſich nicht mit ins Geſpräch, ſie ſchweigen ſtockſtill, und ſind ſchüchtern und unruhig. Für Leute vom Verſtand und für Edelleute fürchten ſie ſich. Gegen dieſe ſchmiegen ſie ſich, und ſind niederträchtig kriechend, doch nehmen ſie ſich auch treflich in Acht, daß ſie ihnen nicht gar zu nahe kommen. Viel lieber halten ſie ſich zu einem Haufen elender Lumpenhunde, die ſie nach dem Stocke commandiren, und wo ihr Eigenſinn Geſetze vorſchreibt. Dergleichen Pack ziehen ſie mit in ihre Gelacke und Schwelgereyen, wodurch ſie ſich das ſchimpfliche Privilegium erkauffen, daß ſie mit ſelbigen ſo übel und unſinnig handthieren können, als es ihnen einfällt. Denn insgemein iſt Grauſamkeit vom Hochmuth unzertrennlich. Kurz, Hochmuth iſt der höchſte Gipfel aller Niederträchtigkeit des menſchlichen Herzens.

VII. Der

VII.

Der Hochmuth *.

Itane es ferox, quia habes imperium in belluas?
Terent.

Thuſt du darum ſo aufgeblaſen hochmüthig, weil du über wilde Thiere geſetzt biſt?

* * * * * * * * *

Die Stelle, ſo mir in der Hiſtorie des Herodotus am beſten gefallen hat, iſt dieſe: Cambyſes der Sohn des Cyrus, welcher ſich durch ſeine unſinnige unumſchränkte Gewalt die Perſer aufſätzig gemacht hatte, glaubte, er würde ſeine Herrſchaft nicht beſſer befeſtigen können, als wenn er ſeinen Bruder, Smerdis, der von ſeinen Unterthanen aufs zärtlichſte verehret und geliebet wurde, auf die Seite ſchaffte. Der Anſchlag wurde auch glücklich ins Werk gerichtet. Cambyſes lebte aber nach dieſer ſchändlichen That ebenfalls nicht lange, allermaſſen ihn die Groſſen des Reichs ſtark im Verdacht hatten. Die Magier, welche die Geiſtlichen im Morgenlande vorſtellten, und daher die Geheimniſſe der Fürſten einzuſehen weit geſchickter, als andere waren, hielte man dieſer an dem Smerdis begangenen Mordthat wegen für überzeugt. Der Geſchichtſchreiber ſaget es nicht, worauf man dieſe Gewißheit gegründet, mithin giebt uns ſein Stillſchweigen die Erlaubniß, zu vermuthen, daß ſie dem Cambyſes dieſen abſcheulichen Anſchlag wohl ſelbſt mögen unterm Fuß gegeben haben. Sie mochten lieber einen Platz in dem ſchändlichen Herzen eines

*) LVI Bagatelle.

Böſewichts erhalten wollen, als daß ſie von einer unſchuldigen und tugendhaften Seele die Verbannung befürchten ſollten. Dieſe Maxime iſt bis auf dieſe Stunde noch bey einigen Secten unter der Geiſtlichkeit nicht ungebräuchlich.

Dem ſey nun wie ihm wolle. Währender Unternehmung, welche Cambyſes in Egypten ausführte, machten gewiſſe Magier, die in dem königlichen Schloſſe ihren Aufenthalt hatten, einen Anſchlag, ſich des ganzen Reichs zu bemächtigen, indem ſie einen aus ihrem Mittel auf den Thron ſetzen wollten, der Smerdis hieß, und dem ermordeten Prinzen ganz ähnlich ſahe. Ob nun wohl der König vor ſeinem Tode von dieſer Empörung Wind bekam, und ſeinen Hofbedienten von der Betrügerey der Magier Nachricht gab, ſo fiel es ihnen doch ſchwer, die Sache zu glauben, und ganz Perſien wurde eine Zeitlang von dieſem nichtswürdigen Betrüger bey der Naſe herum geführet. Man entdeckte endlich die Verrätherey. Sieben der vornehmſten Herren des Reichs traten in eine Verſchwörung zuſammen wider die Magier, ſtürmten den Pallaſt und erwürgten ſie. Nach dieſem glücklichen Ausgang berathſchlagte man ſich über die Einrichtung, ſo man in der Regierung machen wollte. Darius, der Sohn des Hiſtaſpes, that triftige Vorſtellungen für die monarchiſche Form, und gab ſeinen verdrehten Schlüſſen durch Beredtſamkeit eine ſolche Stärke, daß er die Oberhand für denenjenigen behielt, welche das Regiment der Vornehmſten, oder des Volks vertheidiget hatten. Man faſſete endlich den Entſchluß, daß man es aufs Loos wollte ankommen laſſen, welcher unter dieſen Sieben den Thron des Cambyſes beſteigen ſollte. Otanes hatte ſtark für das Regiment des Volks geſprochen,

chen, er ſtand daher auf, und erklärte ſich, daß er we- der herrſchen noch unterthänig ſeyn wollte, und allen ſeinen Anſprüchen an die Crone, mit der Bedingung abſagte, daß er und ſeine Nachkommen frey, und der Herrſchaft der Könige nicht unterworfen ſeyn möchten.

Meiner Meinung nach, hat niemand den hohen Werth ſeiner Natur, und den unſchätzbaren Preis der Freyheit beſſer, als dieſer Otanes erkannt. Eine männliche und von Eitelkeit ungebundene Vernunft ge- het gerade dahin. Eine ſtille und ruhige Lebensart iſt für einen Menſchen, der ſeine Beſchäftigungen und ſeinen Zeitvertreib vielfältig zu verändern, ſich von al- len Augenblicken der Zeit des Lebens, durch Betrach- tungen, die ihm niemals mangeln, Herr zu machen weiß, das allerſchätzbarſte auf der Welt. Derglei- chen Menſch verlängert ſeine Tage, er lebet, ſo zu re- den, in einem Jahre länger, als der Pöbel in einem ganzen Jahrhundert. Dieſe Zufriedenheit kan er aber nicht genieſſen, als bis er ſo glücklich iſt, nur al- lein der Vernunft und der Wahrheit zu gehorchen.

Ich weiß wohl, daß ein weiſer und erleuchteter Mann den Beruf zur Führung des Reichsruders nicht von ſich ablehnen wird, er wird aber auch ſeine Erhöhung nicht anders, als eine Laſt betrachten, wel- che ihm die Liebe auf die Schultern legt. Sein End- zweck wird der Nutzen der Menſchen ſeyn, nicht aber daß er ſie zwingen, und ſeine Glückſeligkeit in ihrer Unterwerfung ſuchen wollte.

Die Aufführung dieſes berühmten Perſers ſo ver- nünftig ſie auch iſt, hat gleichwohl wenig Nachfolger. Wir wollen anietzo gar nicht von den Unthaten allhier

ſprechen, welche vor den Richterſtuhl der menſchlichen Narrheit entſchuldiget werden, wodurch der Ehrgeiz den von einer unumſchränkten Gewalt unzertrennlichen Verdruß erkaufet: Sondern wir wollen nur von Perſonen ſchlechtern Rangs reden, deren Hoheit uns ſo ſehr nicht erſchrecket, daß wir der Freyheit unſerer Vernunft deswegen Gewalt thun ſollten.

Ein Edelmann lebt beqvemlich, ruhig und vergnügt auf ſeinem Dorf. Er wird verehret und ihm Gehorſam geleiſtet, mit welchem eine mittelmäßige Eitelkeit wohl zufrieden ſeyn könnte. Er hat aber gehört, daß Leute ſeines Standes, durch Gunſt des Fürſten das Vergnügen erlangt haben, eine ungeheure Menge Knechte zu ihren Füſſen tief gebeugt herum kriechen zu ſehen. Bis zu der Stunde genieſſet er eine völlige Freyheit. Dieſe fängt aber an, ihm ſo unſchmackhaft, als einem beſtändig geſunden Menſchen die Geſundheit, zu werden. Er verläßt ſeine Hufe, geht nach Hofe, damit man allda die kriechende Knechtſchaft ſeines Verſtandes bewundern möge. Inniglich reizend wird er gerührt, daß er an der Seite ſeines Herrn in der Knechtſchaft gebeugt lieget, nur damit er andere ebenfalls unter der Laſt ſeiner Ketten ſeufzend ſchmachten ſehen kan. Die nichtswürdige Verachtung, ſo er nunmehro andern zu bezeigen die Gewalt hat, richtet ihn mit kräftigem Troſt gegen diejenigen auf, die er alle Tage ſelbſt über ſich ergehen laſſen muß.

Es braucht ſehr wenig Mühe, zu bemerken, daß der Hochmuth inſonderheit ſeine Niederlage in blöden Geiſtern hat, und den gröſten Narren das Befehlen am allerangenehmſten iſt. Ein Menſch ohne Verſtand, ohne vernünftige Zucht, der das Glück erhält

auf

auf einmal ein Lakey zu werden, ſetzt ſich ſogleich im Preis der Hochachtung, die er für ſein unſinniges Menſchengemächte trägt, höher, er hält ſich für ein doppeltes Weſen, er theilt Befehle an ſeinen Unterläufer mit einer trotzigen Stimme im gebieteriſchen hohen Ton aus, und ohneracht ſie beyde einander Naſenſtüber geben, wenn ſie allein ſind, ſo hat er doch ein innerliches Vergnügen, ihn in Gegenwart einiger Zeugen ausſchelten zu dürfen. Er zweifelt gar nicht einen Augenblick, daß die Beyſtehenden ſeinen edlen Hochmuth, mit welchem er ſich Gehorſam zu ſchaffen weiß, und die Glückſeligkeit ſeiner kleinen umſchränkten Herrſchaft bewundern werden. Der unglückſelige Lakey wird alle Augenblicke ohne Urſache und Verſchulden ausgehunzet. Sein Herr denket auf nichts anders, als Mittel zu finden, ihn auf den Schauplatz zu ziehen. Alle Augenblicke iſt was neues anzurichten. Iſt der Herr in Geſellſchaft, muß der arme Teufel immer gelaufen kommen, ihm was ins Ohr zu ſagen. Er thut keinen Tritt, da ihm der Kerl nicht hinten nach geht. Er würde viel Verdruß ausſtehen müſſen, wenn er eine einzige Gelegenheit verſäumen wollte, ſeine Beherrſchung nicht vortheilhaft anzuwenden. Er hält ſich zur Qvelle ſeines Glücks, und verdoppelt, ſo zu reden, ſeinen einzigen Lakey, ſo gut er kan.

Ich habe mir iezuweilen eine groſſe Luſt gemacht, das Verfahren eines armſeligen Handwerksmanns mit Aufmerkſamkeit anzuſehen, ſo er gegen einen armen Lehrjungen von zehen, bis zwölf Jahren, bezeiget, welcher das einzige menſchliche Weſen war, das unter ſeiner Bothmäßigkeit ſtand. Seine Befehle ertheilete er alle in dem Ton eines Kayſers aus dem

Trauer=

Trauerſpiel. Sein Anſehen hat etwas ſtrenges und ſehr ernſthaftes. Es ſcheinet, als ob er auf die unvernünftigſten Mittel ſtudirte, den Gehorſam ſeines unglückſeligen kleinen Sclavens auf die Probe zu ſtellen, und eine unausſprechliche Freude zu genieſſen, wenn er ihm ſeinen abgeſchmackteſten Willen thun muſte. Wenn er ſchilt, es mag nun mit Recht oder Unrecht ſeyn, ſo iſt ſeine Stimme donnernd, der arme Junge fährt zuſammen, ſtraft er ihn aber, ſo geſchiehet es mit der trotzigen Kaltſinnigkeit eines Tyrannen. Nach verübter Strafe ſieht er ſich unter den Beyſtehenden mit vergnügtem Geſicht um, und iſt in ſich ſelbſt überzeugt, daß ſie ſich über ſeine Gabe zur Herrſchaft recht ergötzen müſſen.

Dieſe Narrheit läſſet ſich vollends in ihrer ganzen Gröſſe bey einem Schulmeiſter ſehen, hier ſchimmert ſie in vollem Glanz. Wie luſtig iſt der Anblick, wenn man ihm mit dem hölzernen Zepter in der Fauſt auf ſeinen Richtſtuhl ſitzen mit ſeiner kleinen Heerde Volks umgeben ſiehet, deren Gemüthsbewegungen nach dem geringſten Zeichen ſeines Haupts ſich erregen, oder beſänftigen!

Annuit & totum nutu tremeſcit olympum,

Er winkt, gleich ſchüttert der Olymp.

Wie ergötzlich ſiehet man ihn recht ernſthaft, Belohnungen und Strafen austheilen, mit welcher trotzigſtolzen Miene nimmt er das Lobsgeſchrey über ſeine Narrheiten von einem Haufen unſchuldiger kleiner Narren an, die ſie vor Orakelſprüche halten! Wer wollte ſich doch wundern, daß Dionys von Sicilien nach Verluſt der Krone ſich einfallen ließ, ein Schulmonarche zu werden, damit er ſeinen Hochmuth mit die-

dieſer Königlichen Abbildung einen Zeitvertreib machen konnte.

Was denkt man wohl, warum ein Schuflicker öfters ſeine meiſte Zeit verliert, einen Hund abzurichten? Weil er vielleicht neugierig iſt, zu ſehen, wie weit der Fleiß des unvernünftigen Viehes es bringen könnte? Man glaube mir es nur ungeſchworen, ſeine Abſichten ſind gar nicht ſo philoſophiſch. Er dichtet nur darauf, ein verächtliches Stück der Schöpfung unter ſeine Bothmäßigkeit zu zwingen.

Vor einiger Zeit traf ich einen Menſchen dergleichen Gelichters am Rand des Canals an. Er hatte eine ganze Schaarwache von Volk um ſich herum. Zwanzigmal hinter einander muſte ſein Hund ins Waſſer ſpringen. Tauſend luſtige Sprünge muſte er machen. Das alles wurde ihm mit donnernder Stimme anbefohlen. Der Kerl machte ein abſcheuliches Lerm, er hielt ſich wenigſtens für einen Romiſchen Dictator in ſeinen Gedanken. Es ſchien, als ob ihn das Vergnügen, auf ſeinen Befehl dergleichen ſtracken und genauen Gehorſam zu ſehen, aufblehete. Er ſperrete ſich und gieng ſo trotzig und ernſthaft, wie ein junger Theologe, der den Prieſterrock angeleget, oder wie ein junger Fähndrich, der das erſtemal die Fahne in der Fauſt trägt.

VIII.

Das Heldenthum *.

Man kan, ohne einige Furcht in einen Irrthum zu fallen, wohl behaupten, daß die glänzende Eigenſchaft, ſo man Muth und Herzhaftigkeit nennet, die Urſache aller Verwirrung und betrüblichſten Zufälle auf dem Erdboden, und gleichwohl die prächtigſte Bahne zu Ruhme und Ehre geweſen iſt. Dieſe weit und breit ſtralende Eigenſchaft, hat die heldenmüthigen Tyrannen unſterblich gemacht, welche die Verwüſtung der Welt und deren Länder für ihre vornehmſte Tugend gehalten, und zur Belohnung ihrer ungerechten Grauſamkeiten in den Himmel verſetzt worden ſind.

Der dumme unwiſſende Pöbel iſts nicht allein, der die Helden mit tiefer Bewunderung verehret. Der vernünftige Mann kan ſich ſelbſt nicht enthalten, eine Art der Hochachtung gegen ſie zu empfinden, wenn ſeine Vernunft nicht gegen dergleichen ungegründete Hochachtung nicht wohl auf der Hut iſt. Ein heimliches Vergnügen nimmt uns gewaltig ein, ſobald man von einem unerſchrocken herzhaften Mann reden höret, der an der Spitze einer Handvoll trotziger Krieger ſich gegen eine ungeheure Macht zu ſetzen, unterſtehen darf, und für alle Gefährlichkeiten und Beſchwerung unempfindlich alle ſeine wilden Leidenſchaften in die Begierde, wie in einen Mittelpunct zuſammen zwinget, das menſchliche Geſchlecht unter ſeine Füſſe zu treten.

Aus

*) XLIV Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Aus welcher Quelle muß wohl dieſer Hang unſers Herzens nach einer ſo unüberlegten Bewunderung entſpringen? Und welcher Grundſatz dringet uns doch, einer Sache auf einige Weiſe gut zu ſeyn, welche der Menſchheit im höchſten Grad von der Welt entgegen ſtehet?

Der allgemeine Zweck der Tugend iſt der Wohlſtand des Menſchen; es iſt daher ganz natürlich, daß das Herz einer vernünftigen Creatur der Vernunft vorgreift, damit es ſeine Hochachtung ſolchen heilſamen Eigenſchaften widme, welche auf Ruhe und Ordnung in der Geſellſchaft, darzu ſie gehöret, abzielen: Man kan daher nicht begreifen, daß das Herz eben dergleichen Bewegung von Zärtlichkeit und Ehrerbietung gegen eine Eigenſchaft fühlen ſollte, welche Ruhe und Ordnung aus der Geſellſchaft verſtößt und verjaget.

Eine Quelle dieſer blinden Hochachtung gegen tapfern Muth, mag wohl, meinem Bedünken nach, die Selbſtliebe ſeyn, die ſich ganz unvermerkt in alle unſere Thaten, in unſere Gedanken und Meinungen einſchleichet.

Sobald uns eine That in die Gedanken kommt, ſo ſind wir ſchon gewohnt, uns alſofort an die Stelle desjenigen zu pflanzen, der ſie verrichtet. Wenn wir ſie zu der Zeit für laſterhaft und unſern Neigungen widerſprechend anſehen, ſo empfinden wir eine Verachtung gegen dieſelbe: Wenn wir im Gegentheil eine That, eine Meinung, ſie mag ſo ſchlimm ſeyn, als ſie will, unſerer Neigung gemäß befinden, ſo werden wir, ohne mit der Vernunft darüber zu Rathe zu gehen, derſelben Beyfall geben; und der Begriff, den

wir

wir von uns ſelbſt haben, wird mit dem Begriff von dieſer That, oder Meinung vereinigt, da er denn die Abſcheulichkeit derſelben verdeckt, und die Schändlichkeit davon völlig vertilget.

Dieſe allgemeine Regel laßt uns auf die vorhabende Sache ziehen. Nichts iſt dem Menſchen natürlicher, als ein ſtolzer Hochmuth. Man kan, ohne Anſtrengung der Vernunft, nicht gerne ſeines Gleichen, noch weniger einen Obern leiden. Es werden wenig Menſchen ſeyn, die, wenn es nur in ihrer Gewalt ſtünde, nicht herzlich gerne die Herrſchaft über die ganze Welt führen möchten.

Sobald wir in dieſem Hochmuth, der uns beſtändig begleitet, einen Blick auf einen Held, oder Eroberer werfen, ſogleich ſtellet uns unſere Phantaſie an die Spitze eines Heeres. Hier kämpfen und ſchlagen wir, hier werfen und reiſſen wir alles übern Haufen, was uns entgegen kommt. Wir ſuchen in allen Winkeln der Erde alles zu Sclaven zu machen, und in dem Augenblick, darinne wir den Henkern des menſchlichen Geſchlechts Opfer bringen und Weirauch ſtreuen, ſetzen wir uns ſelbſt auf dieſe Altäre und ſind die Gegenſtände unſerer eignen Anbetung.

Es iſt aber noch ein anderer Grund vorhanden, der in uns die Hochachtung für die heldenmüthigen Eroberer erreget, wenn wir nemlich bey der Vorſtellung ihrer prächtigen Thaten, unſere Aufmerkſamkeit meiſtentheils von demjenigen wegwenden, was in ihrer Aufführung, ungerechtes und grauſames anzutreffen iſt.

Der Muth, die Herzhaftigkeit, ſo ſich darinnen zu Tage leget, macht ſo ſtarken Eindruck auf unſer Herz, daß es bey dem übrigen ganz unempfindlich wird.

Die

Die unerſchrockene Herzhaftigkeit gehöret unter die Anzahl der Dinge, welche ſich Verehrung zuziehen, weil ſie ſeltſam ſind, und weil ein trotziger Muth die Kräfte des menſchlichen Herzens zu überſteigen ſcheinet.

Von Natur iſt der Menſch verzagt und kleinmüthig, die Liebe für ſein liebes Ich macht, daß er wegen ſeiner Erhaltung bekümmert iſt: Wer folglich den größten Gefährlichkeiten beherzt entgegen tritt, ſein Leben trotzig zu verſchwenden ſcheinet, bricht allem Anſehen nach, die Schranken der Menſchheit durch. Er iſt etwas mehr, als ein Menſch, und wir vergeben es dem Heidenthum willig, daß es dergleichen Männer mit der Gottheit vermengt hat.

Siehe, ſo läßt man ſich durch einen betrüglichen Schimmer die Augen verblenden. Wollte man ſich nur ein wenig bemühen, in die Natur der Dinge einzudringen, ſo würde man befinden, daß dasjenige, was man über den Menſchen erhaben zu ſeyn ſich einbildet, oftmals ſehr tief unter ihm erniedriget ſey, und daß das Heldenthum ſolche Leute wirklich mit dem Vieh vermenge, die es bis zur Gottheit zu erheben ſcheinet; ich ſage noch mehr, daß die blutgierigſten Thiere dem berühmteſten Eroberer noch vorgezogen werden können. Sie ſind mit keinem vernünftigen Nachdenken begabt. Ihnen kan ihre blinde und dumme Unempfindlichkeit gegen alle Gefahr nicht zugerechnet werden. Ihr heftiger Hunger entſchuldiget ihren Grimm, und wenn dieſer geſättiget iſt, ſo laſſen ſie auch von ihrer Grauſamkeit nach. Ein Eroberer im Gegentheil gleichet einem Waſſerſüchtigen, den das Trinken immer durſtiger machet.

Iſt aber Muth und Herzhaftigkeit gleichwohl nicht ein wahrhaftes Kennzeichen der Gröſſe des Gemüths? Allerdings: Allein man macht ſich insgemein ſehr verworrene Begriffe davon, und nimmt die verächtlichſten Wirkungen einer elenden Zaghaftigkeit für die Kennzeichen eines erhabenen Muths an. Die beyden Leute, welche ſich z. E. mit kalt ſcheinendem Geblüt in einem Zweykampf die Hälſe brechen, nennet der Pöbel ein paar recht tapfere Kerl, ob man gleich mit allem Recht behaupten kan, daß ſie ſich aus allzu groſſer Zaghaftigkeit grauffet haben.

Ich will ſie nicht etwan den elenden Helden beyſetzen, die vorher, ehe ſie zum Raufen gehen, einen Vergleich getroffen zu haben ſcheinen, daß ſie ſich nicht blutrünſtig machen wollen; ich unterſtehe mich aber doch zu behaupten, daß ſie noch verzagtere Lumpenkerl ſind. Ja, ja, ſie ſind es im höchſten Grad, ſie unterſtehen ſich nicht den Regeln zu folgen, die ihnen Vernunft und Menſchheit vorſchreiben. Sie beſitzen ſo viel Muth nicht, die Hochachtung einer Rotte vom unvernünftigſten Volk zu verachten, und ie wütender ſie auf einander losgehen, ie deutlicher legen ſie ihre niederträchtige Furcht an den Tag, eine Ehre zu verlieren, deren Erhaltung ſie ſich ſchämen ſollten.

Will man den herzhaften Muth unter dem Begriff einer Tugend betrachten, ſo kan man ſich denſelben unmöglich anders als die Stärke eines aufgeklärten Gemüths vorſtellen, die ſich an dasjenige hält, was vernünftig iſt, wovon es auch durch keine Betrachtung abwendig gemachet werden kan. Solchergeſtalt erſtrecket ſich der Muth auf alle Tugenden, noch mehr aber ſchlieſſen ſich alle Tugenden in den Muth ein. Jede wahrhaftig tugendhafte That rühret aus dieſer

edlen Herzhaftigkeit her, und es iſt kein Laſter, welches nicht ein verzagter Lumpenſtreich ſey, ja es iſt ſogar oft die Wirkung eines auſſerordentlichen Muths, wenn man ſich unterſtehet ſein Leben zu erhalten.

Ziehet man dieſen Begriff des wahren Muths auf das Betragen eines mächtigen Beherrſchers, ſo wird man befinden, daß ein Souverain den wahren herzhaften Muth beſitze, wenn er ſich aus einem Grundſatz der Vernunft, mit ſeinen Staaten begnüget, die ihm die Fürſehung anvertrauet hat, und den Frieden durch ſolche Handlungen zu erhalten ſuchet, welche der Pöbel niedrig und verzagt nennet, weil ſie dem Hochmuth und dem dummen Unſinn entgegen ſtehen. Nöthiget aber die Wohlfahrt der Unterthanen einen ſolchen Fürſten, zu den Waffen zu greifen, und ſich dem Unglück des Kriegs auszuſtellen, damit weit betrüblichere Drangſalen abgetrieben werden mögen, ſo bald gehorchet er der Vernunft, die ihn darzu anmahnet, ohne alles Bedenken, und trachtet nach Ruhm, welcher eine Belohnung der Tugend iſt. Alle Furcht, die er heget, entſtehet daher, daß er ſich von ſeiner Pflicht entfernen möchte, welche über ſein Gemüth eben diejenige Herrſchaft ausübet, welche ſie über die hochberühmten Unſinnigraſenden erſtrecket, deren Schandthaten man mit dem prächtigen Heldentitel behängt.

Es giebt noch eine ziemliche Menge wackerer Leute, welche die Ausſchweifung von dem Dinge, ſo man insgemein tapfern Muth nennet, gar wohl erkennen, allein ihr Verſtand mag ſich nur immerhin beſtreben, von dem Joch eines ſo ſchädlichen Vorurtheils loszumachen, ſo bleibt doch ihr Herz noch beſtändig darun-

ter ſtecken. Sie machen ſich eine Ehre daraus ihren Einſichten durchaus nicht zu folgen.

Vielleicht würde ich ſelbſt, ſo ruhig auch mein Gemüth, in meiner Studierſtube, mit dieſen Betrachtungen ſich beſchäftiget, verzagt genug werden, dieſer Furcht zu widerſtehen, für keinen feigen Kerl in der Welt zu paßiren, wenn mich einer zu beleidigen Luſt bekäme. Ich ſorge ſehr, daß ich mich nicht ſchämen möchte, vernünſtiger, als ein anderer zu ſeyn, und mit gutem Willen ein Laſter aus Zagheit zu begehen, daß mich vernünftige Creaturen verachten dürften.

Kriegsleute ſind inſonderheit, in Anſehung der Rache einer erhaltenen Beleidigung, herzlich zu betauren, ſie mögen ſich dabey aufführen, wie ſie wollen, ſo bleiben ſie dennoch allezeit dem äuſſerſten Unglück ausgeſtellet. Folgen ſie den Lehren des Chriſtenthums, ſo hält man ſie für die verächtlichſten Leute, und gehorchen ſie den Geſetzen der Ehre, ſo ſtellen ſie ſich in Gefahr, ihren Kopf auf ein Schavot zu tragen. Geben ſie der Menſchheit und der Vernunft Gehör, ſo werden ſie nicht allein für unehrlich in ihrer Cameraden Gedanken angeſehen, ſondern ihre Weisheit wird von ihrem Herrn noch darzu beſtraft, und der oder jener wird auf Ordre ſeines Königs fortgejagt, den eben dieſer Prinz würde gewiß haben an den Galgen hängen laſſen, wenn er die ihm angethane Beleidigung mit dem Blut ſeines Feindes abgewaſchen hätte. O welcher ungeheurer Mangel des allgemeinen vernünftigen Sinns findet ſich nicht in dergleichen Betragen! Ein beleidigter Kriegsmann ſoll ſich ſchlagen, oder er thut dieſes nicht; hier iſt kein Mittelweg. Thut er unrecht, wenn er ſich ſchlägt, ſo muß er alſo recht thun, wenn ers bleiben läßt.

Das Gegentheil einer ſtrafwürdigen That iſt ohne allen Zweifel unſchuldig, und nichts iſt natürlicher, als daß dasjenige ſchändlich ſey, was den Tod verdienet, und das muß lobenswürdig ſeyn, was dem Laſter gerade entgegen ſtehet. Allein man machet ſich von allen Dingen recht ungeheure Begriffe, dem Laſter legt man Lob und Ruhm bey, der Tugend theilt man Schmach und Schande zu, und ſchreibt den Menſchen Geſetze vor, die ſie unterweiſen ſchimpflich zu leben, oder rühmlich durch Henkershände zu ſterben.

IX.

Unbilliger Tadel der Eitelkeit *.

Ich kan es unmöglich begreifen, wie es zugehet, daß die Herren Philoſophen, welche doch in ihren eignen Lehren und Tadeln Eitelkeit genug antreffen, an der Eitelkeit anderer Leute ſo viel auszuſetzen finden. Man kan wohl ſagen, daß ſie hierinne ſchnurgerade wider ihre eignen Grundſätze anſtoſſen. Sie können mir doch einen gewiſſen Lehrſatz nicht ableugnen, den ich bereits anderswo angebracht habe: Daß nemlich das natürliche Verlangen glückſelig zu ſeyn, der Urſprung aller menſchlichen Handlungen ſey. Dieſe unſtreitige Wahrheit iſt der Grundpfeiler der ganzen Sittenlehre, und die Bemühung, ſo man anwendet, tugendhaft zu werden, iſt auf nichts anders gegründet. Zur Glückſeligkeit zu gelangen, hat man zween verſchiedene Wege: Den Weg der Vernunft und den Weg der Einbildung. Der erſtere dieſer Fußſteige ſteht niemanden, als nur der kleinen Anzahl

 von

*) XXV Bagatelle.

von Perſonen offen, denen man es nicht abſtreiten kan, daß ſie eine Seele beſitzen; folglich bleibt der andere nothwendig für diejenigen, welche die Eigenſchaft zu phantaſiren haben.

Derjenige, welcher ſich auf den erſtern Weg waget, muß überall herum tappen, und vorſichtig hin und her wanken; ein dunkler Schein iſt um ihn herum, und der falſche Schimmer von tauſend Irrlichtern bringt ihn in Gefahr, alle Augenblicke irre zu gehen. Jedoch findet er, auf allen Schritten, die er fort thut, einen hellern Schein des Lichts, der dieſe Irrwiſche verjaget: Dieſer Schein vermehret ſich unvermerkt, bis er endlich ſo rein und helle wird, daß er den Wandersmann gerade auf dasjenige führet, was die Vernunftstrotzer Tugend und die wahrhafte Qvelle der Glückſeligkeit nennen.

Nach ihrem Grundſatz, genieſſet ein Menſch, der dieſe beſchwerliche Reiſe glücklich vollbringet, eine ganz beſondere ihm eigene Zufriedenheit. Folglich darf er nur die Tugend ausüben, und ſie walten laſſen, wenn er mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn will. Alles was tugendhaft iſt, wird ihm auch nützlich, jede erbare und gute Handlung belohnet denjenigen alſobald, der ſie vollbracht hat. Alles was die Tugend ſchönes, groſſes, edles hat, das theilet ſich ſeiner Seele auf eben ſo innigſte Weiſe mit. Er empfindet ſelbſt alles Vergnügen, welches ſeine liebreiche Beyhülfe in andern wirket. Giebt er einem Armen ein Stück Brot, ſo ſchwimmt ſein Herz in Freuden, wenn er ſiehet, daß dieſer Gegenſtand ſeiner mitleidigen Mildigkeit dieſe Nahrung mit Luſt genieſſet. Wenn er einen wackern Menſchen aus dem Staube erhebt, den das Glücke unter die Füſſe hatte treten laſſen, ſo hat

er

er allein den Nutzen von allen Vortheilen, welche ein ganzes Volk aus der Tugend ziehet, deren Beſitz er ihm verſchaffet hat. Er kan eben ſo wohl eine durch rechtmäßige Wege erlangte Ehre genieſſen: Er kan ſie aber auch entbehren, und ſeine Vernunft kan ihn gar leicht von dem Begriff entledigen, unter dem er von einem Haufen Leuten, die in ihren wunderlichen Urtheilen und verwegenen Entſcheidungen abgeſchmackt verfahren, verehret und hochgehalten wird.

Ganz eine andere Beſchaffenheit hat es mit den Leuten, denen die Natur die Eigenſchaft, Vernunftſchlüſſe zu machen, verſagt. Denn in Wahrheit, wär es beſſer, vielen Leuten die Vernunft lieber ganz und gar zu nehmen, als ein ſo ungeheures Weſen aus derſelben zu machen, welches über alle unſere Fehler mit uns brummet, und doch die Macht nicht hat ſie zu verbeſſern; und das ärger, als ein Henker mit uns verfähret, an ſtat es unſer Arzt ſeyn ſollte. Dergleichen Leute würden in ſich ſelbſt eine Glückſeligkeit, die ihnen eigen ſeyn ſoll, umſonſt und vergebens ſuchen. Ihre einzige Stütze beſtehet in einem entlehnten unbeſtändigen Wohlſeyn, welches ihre Phantaſie aus fremden Gegenſtänden machet. Je lebhafter und munterer ihre Einbildung in dem Geſuch dergleichen flüchtigen Glückſeligkeit iſt, iemehr weiß ſie ſelbige zu verändern, und deſto klüger auch der Vernunft ähnlicher kömmt mir der Trieb vor, der ſie leitet.

Es kommt gar nicht auf die Unterſuchung an, ob der Gegenſtand unſerer Eitelkeit groß, oder klein iſt; ob er wirklich vorhanden, oder gar nicht da iſt. Darauf aber kommts an, daß man ſeiner Eitelkeit eine Nahrung vorlege, welche einen ſo weiten Umfang ha-

be, als es nur immer möglich iſt, und ſolche aus allen Dingen, ohne Wahl und Ausleſen, ziehen möge. Die Tugend der Vernunfttrotzer, welche ihrer Natur nach mit der Eitelkeit nicht beſtehen kan, möchte wohl das Recht haben uns dergleichen Nahrung zu verſchaffen; weil ſie ein uns eigner Vortheil iſt, und den wir uns ſelbſt machen können. Alle andere Dinge, ſie mögen auch, dem Anſchein nach, ſo unterſchieden von einander ſeyn, als ſie nur wollen, kommen alle darinne überein, daß ſie nichts ſind; und ein Menſch, der einen guten Vers machet, hat keinen beſſern Grund zu ſeiner Ehre, als derjenige, welcher einen künſtlichen Sprung zu ſchneiden geſchickt iſt.

In unſerm Vaterlande iſt nichts, mit dem man eine allgemeinere Eitelkeit offenbar zu treiben pfleget, als mit Schätzen und Reichthümern die man beſitzet, und man thut dieſes auf eine vollkommen gute Art. Man vermenget Reichthum und Verdienſte, und gehet mit dem einen, wie mit dem andern um. Die falſche Beſcheidenheit hält uns gleich ſehr zurück in der Bekänntniß, daß wir reich ſind, als in dem Geſtändniß, daß wir Verſtand und Wiſſenſchaft beſitzen. Wenn ſich einer von dem gemeinen Volk durch einen edlern und nicht pöbelhaften Begriff unterſcheiden will, ſo ſagt er auf gut edelmänniſch: Daß er arm ſey, daß er keinen Groſchen Geld habe; man erachtet ſich aus Höflichkeit verbunden, zu antworten: Daß ihm nur alſo zu ſprechen beliebte, und man wiſſe es wohl beſſer.

Was könnte man nun wohl einem Menſchen mehr ſagen, der Lob zu verdienen, mit ſeinem Verſtand und mit ſeiner Wiſſenſchaft beſcheiden thun wollte?

Gewiſ-

Gewiſſe Leute, welche in Entſcheidung des Verſtändigen und des Vernünftigen, finden, daß Verdienſte im Verſtande beſtehen, haben ſich hierüber geärgert. Ihrer Meinung nach haben Hochmuth und Beſcheidenheit nicht die geringſte Verwandſchaft mit einer gewiſſen Anzahl Gold- oder Silberſtücken, von dieſem oder jenem Gewicht und Gepräge, mithin ſey es die ſeltſamſte Ausſchweifung, wenn man Hochachtung wegen eines Guths verlangte, davon der Geiz eines unſerer Voreltern, oder auch ein blinder Zufall uns den Beſitz zuwege gebracht hätte.

Gemach, meine Herrn, nur gemach! Ihr macht zwar Vernunftſchlüſſe, aber ihr ſeyd nicht gar vernünftig. Iſt wohl im Verſtand mehr weſentliches, als im Reichthum? Ich habe euch ja ſchon geſagt, daß er nur von einem gewiſſen Zuſtand abhange, darinne wir uns befinden, und aus gewiſſen Umſtänden herrühre, die uns umgeben. Vielleicht haben euch meine Gründe nicht recht eingeleuchtet, mit Erlaubniß.

Eurem Wahn nach, iſt der Verſtand auf ſichere unwandelbare Grundſätze geſtellet, ich gebe es zu. Iſt es aber auch nicht wahr, daß ihr euch euren Verſtand angeſchafft habt, und daß er ſeinen Grund in einer gewiſſen Fügung des Gehirns habe, mit welcher ihr auf die Welt gekommen ſeyd? Hat euchs etwas gekoſtet, denſelben vollkommen zu machen, koſtet es nicht öfters eben ſo viel, reich zu werden, oder ſeine geerbten Schätze zu vermehren? Ihr wiſſet ja auch wohl, daß der Verſtand, ſeiner Natur nach, weder gut noch böſe iſt, und daß er, wie der Reichthum, nur durch den Gebrauch, wie man ihn anwendet, gut oder böſe werden kan. Begebet euch nur eurer Eitelkeit, oder

tretet lieber meiner Meinung bey, und ſeyd verſichert, daß die Eitelkeit die allernützlichſte Sache für das menſchliche Geſchlecht ſey, und daß man auch ſinnreich zu ſeyn ſich beſtreben ſoll, ſie in allen Gegenſtänden, ohne Unterſchied recht vortheilhaft zu nutzen.

Es würde eine rechte Grauſamkeit ſeyn, wenn man den Menſchen den elenden zerbrechlichen Grund ihres Hochmuths vor die Augen legen wollte; der gallſüchtigſte Miſanthrope in der richtigſten Form, ja ein recht weſentlicher Feind des menſchlichen Geſchlechts wäre es, wenn er hierüber mit uns einen Hader anfangen wollte. Wie viel giebt es nicht Chriſten, die ſich was rechts einbilden, daß ſie die göttlichen Loblieder mit einer weit ſtärkern Lunge, als andere Leute erthönen laſſen können? Ich ſehe öfters einen kleinen Mann in der Kirche, der ſo beſondere Trillern von eigner Erfindung componirt, als man kaum iemals gehöret haben wird. Er arbeitet ſo mühſam, als ein Galeerenruderer, unſere Bewunderung zu verdienen. So oft er die Lieder aus dem Geſangbuche mitſinget, wendet alle Welt die Augen nach ſeiner Seite, mit einer Art der Bewunderung, und da ſteigt er aufs kleine Bänkgen, ſo unten zu Füſſen ſteht, den Beyfall der ganzen Verſammlung einzuerndten.

Ich kenne noch einen andern, deſſen entſetzlicher Baß alle andere Stimmen in ſich ſchlucket. Iſt man vor der Kirche, ſo glaubt man nur eine einzige vollſtimmige Perſon ſingen zu hören, und ich bin gewiß, daß dieſer Mann ſich die ganze Woche über etwas rechts zu gute thut, auf die Ehre, ſo er des Sonntags erwerben wird.

Würde es wohl leutſelig heiſſen, wenn man dieſem mannhaften Sänger begreiflich machen wollte, ſein

Geſang

Geſang kåme dem brüllenden Ton eines Ochſen noch nicht völlig bey? Das wåre in Wahrheit etwas barbariſches.

Man ſetze dannenhero der menſchlichen Eitelkeit nur keine Grenzen, ie uneingeſchrånkter, ie beſſer iſt ſie. Wenn ein Prieſter über ſeine abgelegte vortrefliche Predigt in ſich ſelbſt höchſt vergnügt iſt, ſo iſt ja wohl dem Glöcknerfamulus erlaubt, ſich zu rühmen, daß er zu dieſer ſchönen Predigt die Glocke geläutet habe.

X.

Die Annehmlichkeit der eiteln Einbildung *.

Wenn die Liebe erfordert, daß man den armen Glöcknerfamulus in dem ruhigen Genuß der Ehre ungeſtört laſſe, die er ſich daraus macht, daß er zum Vergnügen derer, die er durch das Läuten ſeiner Glocke, zur vortreflichen Predigt gerufen hat, etwas beygetragen; ſollte man nicht eben ſo gefällige Nachſicht gegen eine unendliche Menge anderer Leute hegen, welche ihren Ruhm und Zufriedenheit in andern weit prächtiger glänzenden Gegenſtänden ſuchen?

Die Leute, welche die Vernunft nur deswegen zu beſitzen ſcheinen, daß ſie das menſchliche Geſchlecht aller Augenblicke zum Henker wünſchen, ſolten doch nur immerfort an jenem armen Griechen denken, dem eine rechte annehmliche Narrheit das Gehirne verrückt hat=

*) XXVI Bagatelle.

hatte, daß er den ganzen Tag auf den leeren Bänken im Schauplatz ſaß, und ſich nicht anders einbildete, als ſehe er die geſchickteſten Schauſpieler vor ſich, und hörte die vortreflichſte Muſik. Als ihn ſeine Freunde durch Nieſewurz und andere Arzneyen wieder zur Vernunft gebracht hatten, bezeugte er ihnen ſtat der Erkänntlichkeit, ſeinen groſſen Widerwillen. Womit habe ich euch doch beleidigt, ſprach er, meine Freunde, daß ihr mir auf dieſe Weiſe die angenehmſte Ergötzung entzogen habt?

Folge mir, mein freundlich lieber Leſer, und laß uns mit den begüterten und prächtig lebenden Eraſtes nicht ſo unbarmherzig verfahren. Ich weiß wohl, daß ihm ein edles und beſcheidenes Roth ſeine Wangen überſtreichet, wenn man ihm zu ſeinen ſeidenen Strümpfen mit den goldenen Zwickeln, zu ſeinem mit Gold und Silber bebremten Kleide, zu der wohl gekräuſelten blonden Perücke, die aus Engelland verſchrieben iſt, und ihm dreyßig Guineen baares Gold koſtet, Glück wünſchet. Mir iſt auch gar nicht unbekannt, daß er ſeine Lakeyen, ſeine Livreen, ſein Rüſtzeug und ſeine Pferde mit ſeinem Weſen unter einander vermengt, und dieſe Dinge alle mit ihm ein gemeinſchaftliches Intereſſe haben. Das weiß ich alles, und halte es ihm zu gute. Was würde er denn ſonſt haben, deſſen er ſich rühmen, oder damit er großthun könnte? Nichts, ja gar nichts hat ihm die Natur verliehen, daraus er ihre Gunſt abnehmen könnte. Soll er nun über ſeine Unvollkommenheiten tauſend ſchwermüthige Betrachtungen anſtellen? Soll er darauf ſtudiren, ſich gering zu achten, und ſich mit fünf und zwanzig tauſend Gulden jährliche Renten unglückſelig machen? Das wäre was! Er thut recht und wohl, daß er ſeine

Einbildung Tag vor Tag mit tauſend veränderlichem Vergnügen unterhält, und in einen Traum annehmlicher Narrheiten verſenket. Ich will ihm auch nicht einmal rathen, daß er dieſes Pappier leſen, oder wenigſtens den Character, den ich hier abſchildere, nicht etwan ſeinem Nachbar beylegen möge, der glücklich genug iſt, daß er ſich alle Tage ſo gut, als er, mit eben den Narrheiten luſtig machen kan.

Geſtern hatte ich das Vergnügen, dem Oenophilus zu begegnen. Das iſt der Mann im ganzen Lande, der am heldenmäßigſten trinken kan. Eheſtens wird er Rathsherr werden, wie ich gehört habe. Seine groſſen Verdienſte ſtecken in ſeinem Keller. Kein Menſch hat beſſern Wein.

Siehe da, mein Freund, redete er mich an, es iſt hübſch Wetter! kommt, laßt uns in meinen Garten gehen, da ſollt ihr einen rechten Götterwein zu koſten bekommen, zween bis drey gute Freunde ſind ſchon voraus.

Ich gieng mit, er zog ſogleich den Stöpſel aus einer Flaſche mit geheimnißvollen Gebehrden, ließ den Wein nach dem Tact heraus laufen, und mit einem aufmerkſamen Stillſchweigen verwandte er kein Auge von mir, meine Entſcheidung darüber zu vernehmen. Es war ein blanker Wein, der ſeinem Vorgeben nach ein franzöſiſch Gewächs ſeyn ſollte, und an dem die geſchickteſten Weinhändler allen Witz ihres künſtlichen Weinvergiftens angewendet hatten.

Wie er ſahe, daß dieſes Glas Wein in meiner Stellung, die ohnediß ziemlich kaltſinnig ausſiehet, nichts veränderte, ſo ſagte er: Ach, er ſchmeckt euch nicht, da ihm zugleich der Verdruß aus den Augen blick-

blickte. Euer Geſchmack iſt gar zu franzöſiſch. Wartet, wartet nur, ich habe was für euch. Hierauf nahm er einer Bouteille mit Burgunderwein die Haube ab, hob ſie mit gebogenem Arm in die Höhe, und ließ den Bacchustrank in ein Spitzglas heraus rieſeln.

Ich koſte; der Wein war unvergleichlich. Ich wende den Kopf auf eine Seite, und mache eine gelehrte Mine, mit einem ziemlich bedeutenden Wink. Siehe, da war mein Mann voller Freude, ſeine kupferne Naſe wurde feurig, er ſchrie für Freuden auf: Ach, das kan ein Weingen heiſſen. Treft ihr dergleichen in einem einzigen Keller an, ſo will ich gewiß mein Lebtage keinen Wein mehr trinken. Wohlan, ihr Herren, luſtig, laſſet uns ihm die Ehre anthun, weil er gut iſt.

Vortrefliche Urſache dieſer Eitelkeit! Hat etwan Oenophilus ſelbſt eine Reiſe nach Burgund gethan, und den Wein keltern laſſen? Denkt doch das Ding nicht. Er hat ihn nicht einmal ſelbſt gekauft. Er verläßt ſich auf einen Schmarotzer, ſeinen guten Freund, deſſen Geſchmack hält er für ein Orakel. Er zahlt das Geld. Iſt das nicht gnug, was zur Reputation eines wackern Manns erfordert wird, und daß er aus einem guten Glas Wein, das er ſeinen Freunden aus Eitelkeit vorſetzt, ein eben ſo lebhaftes Vergnügen ſchöpfet, als ein Eroberer aus ſeinen herrlichſten Siegen ziehen kan?

Weil es die Gelegenheit ſo mit ſich bringt, würden wir ſehr unbillig ſeyn, wenn wir nicht dem Narciſſus unſers Weltalters Gerechtigkeit widerfahren lieſſen. Der ſchöne Menſch hat eine zarte Haut, ziemlich fei-

nes

nes Haar, groſſe blaue Augen im Kopf, gar ordentliche Geſichtszüge. Doch ſehen die Augen ziemlich matt und ein wenig dumm aus. Weder in ſeinem Gewüchs noch in ſeinen Schenkeln iſt etwas vom Gelenke anzutreffen. Der Ton ſeiner Stimme iſt grob und bäuriſch, ſeine Stellungen trocken und gemein. Von Artigkeit und Höflichkeit weiß er nichts. Verſtand hat er gar nicht, der iſt für ſchöne Kerlgen, wie er iſt, nicht gemacht.

Gleichwohl bauet er doch auf dieſes ſehr winzig kleine Verdienſt eine eben ſo ausſchweifende, als zärtlich feine Eitelkeit. Der Himmel ſey den Frauenzimmer gnädig, die ihn anſehen. Er darf ſich nur zeigen, gleich ſind ſie gefangen. Seine ausſchweifende Phantaſie triumphiret über das ganze ſchöne Geſchlecht. Die Schöne, die Häßliche, jung und alt, Frau und Magd alle müſſen ihm unterliegen.

Es würde wenig ſeyn, wenn ſeine Eitelkeit nur bey ſeiner Geſtalt bliebe; er kan ſich nicht enthalten, ohne Verſtellung zu ſprechen, und ohne alle Zweydeutigkeit zu reden.

Haben ſie nicht die lächelnde Mine geſehen, mit der mich dieſe Perſon grüßte? Sie hat wohl zwanzig mal nach uns geſehen; es iſt ein artig Ding, ich muß mich mit ihr bekannt machen.

Die Köchin dort iſt ein luſtig Menſch, bey meiner Treue, ſie hat viel Fleiſch und Blut. Ich weiß nicht, warum mich das loſe Aas immer ſo anſiehet, wenn ich da bin. Sie kommt öfters in die Stube, wenn ſie gleich nichts darinne zu thun hat: Der Henker hole mich, ſie hat Luſt zu mir.

Kennen

Kennen ſie die alte Doris? Ich glaube, daß die alte Schachtel bis zum Marks in Knochen verliebt iſt. Geſtern ſahe ich ſie an der Thüre ſtehen, ich machte ihr eine tiefe Neigung: Sie neigte ſich wohl zwey mal tiefer, mit einer ſehnſuchtsvollen Mine, daß ich dachte, ich müßte berſten vor Lachen. Aber hintenum. Das iſt kein Wildpret für mich, ich weiß wohl andere Gelegenheiten, wo ich meine Gaben anwenden kan.

Das ſind gemeiniglich ſeine Reden, mit welchen der glückliche Narciß ſeiner Phantaſie was zu gute thut.

Damit er auch iezuweilen mich auf die Seite ſeiner Eitelkeit ziehen möge, ſo wendet er alle Mühe an, die meinige mit ins Spiel zu ziehen, indem er mir ſagt, ich möchte doch die freundlichen Blicke einer Schönen bemerken, die ſie, ſeinem Vorgeben nach, auf meine Figur geworfen. Ich kenne den Vogel ſchon, es geſchieht nur, daß ichs auch ſo machen ſoll, damit unter uns ein gemeinſchaftlicher Narrenhandel entſtünde, davon er den beſten Nutzen zu ziehen hoffet.

Ich muß bekennen, daß Narren und blödſinnige Schöpſe mit der Gedenkensart des Narciſſus reichlich verſehen ſind, und ſeine Eitelkeit einen Narren in Lebensgröſſe vorſtelle. Es iſt ganz natürlich, daß ein Frauenzimmer eben ſo viel Vergnügen empfinde, eine ſchöne Mannsperſon zu ſehen, als wir haben, ein ſchönes Frauenzimmer zu betrachten. Gewiß iſts aber auch, daß dieſes Vergnügen und die Liebe ganz unterſchiedene Sachen ſind. Ich habe iezuweilen in Geſellſchaft geſehen, daß ein ſchöner Narr aller Augen des Frauenzimmers nur einige Augenblicke auf ſich gezogen, wenn

ſich

ſich aber die Unterredung verſtärket hat, haben ſie den Schöps in ſeinem dummen Stillſchweigen ſitzen laſſen, und ſich nach den Unterredungen gewendet, wo Verſtand herrſchte, ohneracht von der Seite viel ſchöne Bilder nicht vorhanden waren.

Mit dem allen iſt zwar Narciſſus ohnſtreitig das liebe Kind der Natur, diejenigen aber ſelbſt, welche ſeine lächerliche Thorheit zu erkennen am fähigſten ſind, müſſen doch ſeine glückliche Unſinnigkeit beneiden. Wenn es gewiß iſt, daß für einen in der Blüte ſeines Alters ſtehenden Menſchen kein reizender Glück ſey, als wenn er beym ſchönen Geſchlecht in gutem Ruf ſtehet; kan man alſo wohl in dieſem, wie in vielen andern Stücken zweifeln, daß die Einbildung nicht die Wirklichkeit überflüßig erſetze, als welche doch nie ſo weit, als die Phantaſie zu reichen pfleget.

XI.

Die glückliche Narrheit der Eitelkeit und der Phantaſie*.

Einem in Trauerſpielen ziemlich berühmten Dichter unter den Engelländern begegnete das Unglück, daß er von dem Parnaß ins Narrenhaus wandern mußte. Ein ziemlich gemeiner Weg. Ein witziger Mann, der ihn kannte, und ſich, wie es ſchien, eine Luſt machte, die verſchiedene Narrheit der Einwohner dieſes Orts zu unterſuchen, ſtutzte gewaltig, wie er ſeinen Freund hier antraf. Ey armer Herr Lee, ſagte er zu ihm, was hat ihn für ein klägliches Schickſal in dieſes unglückliche Gefängniß geführet? Was ſoll man machen, antwortete der Poet, Die Narren haben endlich die Oberhand behalten, und Mittel gefunden, uns hier einzuſtecken.

Der arme Herr Lee mochte gute Abwechſelungen haben, wie man aus dieſer Antwort urtheilen kan. Mich deucht, ſie hat viel ähnliches mit dem Befehl, den Harlekin, der Menſchenfeind, dem Baumeiſter ertheilte, der ihm eine Stadt bauen ſollte. Ich will, ſagte er zu ihm, keine Häuſergen haben, aber rechte kleine, ganz kleine. Ey wie denkt ihr denn, erwiederte der Baumeiſter, daß alle Narren einer ganzen Stadt darinne Raum haben können? Das iſt es nicht, verſetzte Harlekin, ich will die weiſen Leute dahinein bringen, aus Beyſorge, ſie möchten von dem Umgang mit den andern verderbt werden.

Ernſt-

*) XXVII Bagatelle.

Ernſthaft von der Sache zu reden, ſo iſts nicht ſo, daß die Einwohner der kleinen Häuſer weiſer ſeyn ſollten, als die, ſo ſelbige hineinſperren. Es iſt auch eben ſo wohl nicht ſo, daß ihr Gehirne in gröſſerer Unordnung ſeyn ſollte, als die Köpfe der Leute, welche man für vernünftig hält. Man zeichnet ſie nur deswegen als Hauptnarren vor andern aus, weil die Verwirrung ihres Verſtandes etwas auſſerordentliches hat, und den bereits angenommenen Gebräuchen Eintrag thut. Ihre Narrheit hängt nicht zuſammen, ſie iſt nicht ſyſtematiſch, mithin läßt ſie ſich mit dem ganzen Klumpen der allgemeinen menſchlichen Narrheit nicht füglich zuſammen kneten. Indeſſen iſt ſie doch gemeiniglich auf eben dem Grund erbauet, und ich will ſagen, ſie ruhet auf der liebenswürdigen reizenden Eitelkeit, auf der zärtlich feinen Liebe zu Hirngeſpinſten; der faſt einzigen Qvelle der Glückſeligkeit armer Sterblichen, welche über dieſen Punct einander gewißlich nichts vorzuwerfen haben würden, wenn ſie ſich nicht zum Unglück von der Vernunft überraſcheln lieſſen. Wir ziehen alleſammt unſere Luſt, in der That, aus gewiſſen mit vielem geiſtreichen Witz angebrachten vielfältigen Nichts. Das Nichts des einen iſt nur ein wenig glänzender, als das Nichts des andern, ſehet, darinne liegt der ganze Unterſchied.

Ein mit einem hohen Begrif von ſich ſelbſt aufgeblaſener, von ſeinen laſterhaften Siegen aufgeſchwollener Eroberer: Ein Staatsmann ſtellet ſeinen größten Ruhm in die Eigenſchaft, weder Treu noch Glauben zu haben, und nicht dem . . . zu taugen. Ein Poet hält ſich für die Annehmlichkeit des menſchlichen Geſchlechts, weil er mit Mühe und Schweiß dasjenige in Reimen herſaget, was ein anderer mit

gröſſter Leichtigkeit ungereimt ſprechen würde. Sind ſie deswegen in ihrer Phantaſie weniger verrückt, als ein Stutzer, der ſich einbildet, er ſey der Schönen Abgott, oder als der andere dort, welcher mit ſeinem prächtigen Aufzug, mit ſeinen Kleidern, mit ſeinem Wein, und mit ſeinem Koch in einen Teig zuſammen geknetet iſt? Alles dieſes iſt eigentlich einerley, und machet den recht weſentlichen Grund unſerer Glückſeligkeit aus.

Wohlan demnach, ihr Herren und Frauen Sterbliche, durchſtreichet die Laufbahne der Bagatellen mit einem edlen Eifer. Ihr ſeyd hochweiſe alleſammt, weil ihr alle ganze Narren ſeyd, und die völlige Narrheit, die fruchtbarſte Qvelle der rührendſten Ergötzlichkeiten iſt.

Niemand auf der Welt kan euch den Vorzug der Glückſeligkeit ſtreitig machen, es müßte denn etwan ein recht vollkommener Vernunfttrotzer ſeyn?

Diejenigen, welche nur eine Helfte von Vernunft beſitzen, ſind, man muß es bekennen, die unglückſeligſten Geſchöpfe von der ganzen weiten Welt. Sie werden von der Narrheit zur Vernunft, und von der Vernunft zur Narrheit unaufhörlich geprellet und gewippt. Sie können keine ruhige Stunde haben, da ſie weder die ſüſſe Zufriedenheit, ſo uns die eine verſchaffet, noch die luſtigen Träumereyen, in welche uns die andere lieblich verſenket, ruhig ſchmecken und genieſſen. Dieſe unverſöhnlichen Feinde ſtehen in unaufhörlichem Gefecht, dem das Herz der armen Sterblichen zum betrüblichen Kampfplatz dienen muß.

Ich werde mich aber wohl in Acht nehmen, daraus den Schluß zu machen, daß die Vernunft mit aller Gewalt ausgearbeitet werden müßte, damit ſie zu demjenigen Grad der Vollkommenheit gelange, welcher der Menſchlichkeit möglich ſey. Das Werk wäre unerhört beſchwerlich, davon nur das Andenken unſerer natürlichen Unempfindlichkeit uns erſchrecklich vorkommen würde. Laßt uns nur bey der Narrheit bleiben, das iſt der kürzeſte und geradeſte Weg zur Glückſeligkeit.

Unterdeſſen kan ich mich doch des Lachens kaum enthalten, wenn ich mir eine recht reine Intelligenz, einen von aller Materie entblößten Geiſt und Verſtand vorſtelle, der ein aufmerkſames Auge auf den kleinen Sandhaufen wirft, den wir bewohnen, und die Grundurſachen der Bewegungen dieſer kleinen belebten Cörper betrachtet, die man Menſchen nennet. Beſſer kan ich ſie nicht abſchildern, als wenn ich eine kleine Allegorie darzu gebrauche, die ich in einem Engelländiſchen Schriftſteller angetroffen habe. Ich bediene mich hierbey des Wiedervergeltungsrechts. Denn dieſe Herren plündern die Schriftſteller anderer Völker, und thun, als wenn ſie kein Waſſer betrübten. Hier iſt das Gleichniß, welches ich nach meiner Art eingerichtet habe:

„Laßt uns einmal dieſen kleinen Hügel unterſuchen, „den ein Maulwurf auf dieſem Anger aufgeworfen, „hat. Er iſt mit Ameiſen beſetzt, die Verſtand und „Leidenſchaften wie wir haben. Seht mir einmal „dieſe dicke und fette vierſchrötige Ameiſe, männlichen „Geſchlechts an, die mit treflicher Bedachtſamkeit ein„her tritt. Es iſt das reichſte Ungezieſer der ganzen

„Südſeite des Hügels, es beſitzet im Thale faſt ein
„halbe Elle und mehr als ſechs Zoll breit Landes ei-
„genthümlich: Uiberdieſes hat es ein Vorrathshaus,
„das mit zwölf Körnern Getreyde, und mehr als drey-
„ſig Körnern Hirſe angefüllet iſt.

„Dort betrachtet eine andere, wie ſie ſo anſehnlich
„und majeſtätiſch fortſchreitet, ſie hat ein Härgen von
„blauer Seide um den Hals, und ziehet alle Reichthü-
„mer von dem vorher benannten Cröſus.

„Wir müſſen auch einen Blick nach den Schönen
„dieſes Hügels thun. Da ſeht ihr eine Ameiſenco-
„quette. Gebt Achtung auf ihren lebhaften und tro-
„gen Gang, wie ſie den Kopf voll Wind hat. Ein
„groſſer Haufe Anbeter umgiebet ſie von allen Seiten.
„Bald nahet ſie ſich dieſem, bald jenem, und ſie ſchei-
„nen alleſammt mit ihrem Bezeigen recht wohl zu-
„frieden zu ſeyn, ieder hält ſich für den Hahn im
„Korbe.

„Wundert ihr euch nicht über den langſamen matt-
„herzigen Hergang dieſer andern dort? Ein kleines lu-
„ſtiges Ungezieſer von einer ſchlanken, geſchmeidigen
„Geſtalt begleitet ſie mit einer demüthigen Stellung,
„es ſagt ihr vor: Sie ſey eine Göttin und keine Ameiſe,
„ihre Auge wären blitzende Sonnen, Leben und Tod
„ſtünden nur in ihren Krällchen. Das kleine Amei-
„ſen-Frauenzimmer glaubt ihm auf ſein Wort, und
„giebt ſich tauſend hochanſehnliche Minen darauf.

„Zuoberſt dieſer kleinen Erhöhung kommt mir ei-
„ne weibliche Ameiſe ins Geſichte, die von Alter ganz
„eingeſchrumpft iſt. Gleichwohl thut ſie ſo trotzig ſtolz,
„als eine von allen ihren Nachbarn kaum thun kan.
„Funfzig Tagelöhner ſind um ſie herum, die ſich bald

„zu

„zu Tode arbeiten, ſie reich zu machen, und die ſie doch „mit der trotzigſten Art anfährt, ohneracht ſie dennoch „hundert mal beſſer ſind, als das alte Muſter. Ihr „Hochmuth rühret nur allein von ihrer Geburt her. „Nicht ein einziges Ungeziefer unter dem ganzen Hau„ſen trägt ein ſo ſchönes Geblüt in ſeinem Geäder, als „dieſe Alte. Von ihren Kindesbeinen an hat ſie in „einer nichtswürdigen trägen Unwirkſamheit hinge„ſchlafen, die ſie auch zu einer frühzeitigen Veralte„rung gebracht haben mag. Von ie her hat ſie ſich „eingebildet, ſie darf nicht arbeiten, oder einen Fuß „regen, weil ſie von dem edlen Geſchlecht der Ameiſen „in gerader Linie herſtammet, zu der **Salomon** vor„mals den Faulen abgefertiget hat.

„Zum Unglück ſeht mir das Schauſpiel an, wel„ches uns den Haufen auf einmal aus den Augen rü„cket. Ein Vogel ſchießt auf dieſe kleine Geſellſchaft „herunter, frißt und verſchluckt alle Mitglieder, ohne „gegen ihre trefliche Gaben und ihren Rang die ge„ringſte Ehrerbietung zu bezeigen. Die Alte vom „edlen Geblüt wird mit ſamt ihren Tagelöhnern weg„gerafft. Die Schmeichler mit ihrem Cröſus ſind „fort: Und das Verhängniß der Coqvette iſt mit dem „Schickſal der armen Narren, die ſich von ihrer ſtol„zen liebkoſenden Mine haben betrügen laſſen, auf „einmal vermengt und zerſtört worden.

XII.

Die Herrſchaft des allgemein eingeführten Gebrauchs *.

Vor einiger Zeit befande ich mich auf dem Lande bey einem Engelländer, der mir auſſer Zweifel zeigen wollte, daß er von der Liebe zu ſeiner Nation ſo ſehr nicht eingenommen ſey, als man ſeinen Landsleuten insgemein Schuld giebt. Er erzählte mir mancherley Exempel der auſſerordentlichen Zärtlichkeit, welche die Engelländer gegen ihren Geſchlechtsnamen trügen, wenn ſie denſelben auch nur an Leuten fänden, die ihnen ſo wenig, als der groſſe Mogol verwandt wären. Unter andern brachte er eine Geſchichte auf die Bahne, die mir beſonders merkwürdig ſchien, daß ich ſie mittheile.

Ein gewiſſer Buchhändler in London, Nahmens Nicholſon, der ſeit funfzig Jahren die Gaſſen dieſer Stadt wacker durchſtrichen, und den Koth darinne gemeſſen hatte, war endlich zu einem ziemlich groſſen Vermögen gelanget, und wuſte keine lebendige Seele, die mehr Recht zu ſeiner Erbſchaft, als die andere hätte. Er wurde krank, er mußte alſo einen Erben ernennen. Was zu thun? Er machte ein Teſtament, darinne beſtellte er zween Erbſchaftsverweſer, der eine war ein Zinngieſſer, mit Namen Nicholſon, der andere ein Biſchof, der auch Nicholſon hieß. Einem ieden von dieſen vermachte er fünf hundert Pfund Sterling, mit der Bedingung, daß ſie ſorgen ſollten, die übrige Erbſchaft dem erſten Nicholſon auszuantwor-

*) VII Bagatelle.

worten, der eine Nicholſon heyrathen würde, er möchte nun aus einem Winkel des Königreichs herkommen wo er wollte, wenn er von dem guten Geſinnen dieſes ämſigen Buchhändlers ſeinen Nutzen zu ziehen verlangte.

Mein Freund, der Engelländer, wunderte ſich ſehr, daß er mich über eine Sache, die mir, ſeinen Gedanken nach, recht abgeſchmackt vorkommen müßte, nicht mit vollem Hals lachen ſahe, und die vielleicht einigen meiner Leſer, die vernünftig thun, eben ſo vorkommen möchte. Was? werden ſie ſagen, funfzig Jahre hinter einander zu arbeiten, Blut und Waſſer ſchwitzen, ſichs ſauer werden laſſen, alle Tage zehen mal den Koth meſſen, wie tief er iſt, ein Gut zuſammen ſammeln, und ſolches endlich im Teſtament verlaſſen, aber an wen? An einen Theil der A B C-Buchſtaben, die auf gewiſſe Art geordnet ſind, und das wollet ihr nicht abgeſchmackt und im höchſten Grad für etwas lächerliches halten? Durchaus nicht; was hätte er denn mit ſeinem Geld anfangen ſollen? Sprechet ihr vielleicht, er hätte es an einige rechtſchaffene Leute wenden ſollen, die ſich dadurch aus der Dunkelheit gezogen, auch ihre Tugend und Gaben dem menſchlichen Geſchlecht nützlich gemacht haben würden. Allein, wiſſet ihr denn, ob er ſich auf die Tugend ſo wohl verſtanden hat? Man könnte mir auch ſagen, er hätte können von ſeinem Vermögen mildthätige Stiftungen machen. Solche Dinge mochten aber nicht nach ſeinem Geſchmack ſeyn. Ich habe ſchon geſagt, daß er ein Buchhändler war, non habebat animam, erat enim bibliopola, d. i. er hatte keine Seele, denn er war ein Bücherverkaufer. Man muß mir zugeben, daß dieſes gar leicht ſeyn könne.

Doch laßt uns ernſthafter reden und zuſehen, daß dieſe Art mit ſeinem Vermögen zu ſchalten, nicht lächerlicher ſeyn kan, als die Verordnungen, ſo man alle Tage bey allen geſitteten Völkern ſiehet, und darwider man folglich nichts einzuwenden haben wird.

Bey uns läßt man ſein Vermögen, wenn man keine nahen Anverwandten hat, entweder an einen ſchmeichelhaften Freund, der, erbfähig zu ſeyn, keine andern Verdienſte beſitzet, als daß er unſere Sitten durch niederträchtige Schmeicheleyen, durch knechtiſche Gefälligkeiten verwahrloſet hat; oder man hinterläßt es einem weitläuftigen Verwandten, den man öfters ſo wenig, als Even oder Adam kennet, oder vielleicht aus Indien zurück kommt, den Beſitz einer reichen Erbſchaft anzutreten, die ihm im Schlafe ins Maul geflogen iſt.

Sollte man nun wohl daran zweifeln, daß der gute Nicholſon eben ſo klug, als alle dieſe Leute verfahren habe? Die zukünftigen Eheleute, der Herr Nicholſon, und die Frau Nicholſon könnten wohl alberne und noch darzu ſehr laſterhafte Leute ſeyn, und die eine ſolche unverhofte Erbſchaft ſehr übel anwendeten; es könnte aber auch nicht unmöglich ſeyn, daß ſie dieſes Glückes würdig wären.

Es wäre ein Ohngefähr, ein Wurf eines Würfels. Der Erblaſſer hatte ſein Vermögen aus des Glücks Händen erlangt, und beym Sterben gab ers dem Glücke wieder, damit nach ſeiner Phantaſie zu ſchalten und zu walten. Dieſes Betragen iſt ohne Widerrede das allervernünftigſte, es iſt eine Art der Rückgabe.

Wir wollen nur ein Wort von der natürlichſten Art zu erben ſprechen: Da ein Kind in das Vermögen ſeines Vaters tritt. Nichts iſt gerechter, inſonderheit wenn das Kind gute Eigenſchaften beſitzet, und ſeine Pflicht beobachtet hat, dem Urheber ſeines Lebens die Ehrerbietung zu bezeigen, die die Natur von ihm fordert. Wenn aber ein Sohn von allen guten Eigenſchaften entfernet iſt, ſoll er deswegen ſein Erbſchaftsrecht verlieren? Hier muß ein Unterſchied gemacht werden. Beſitzet er nicht Geiz genug, oder heyrathet wider ſeines Vaters Willen ein artiges und tugendhaftes Weibsbild, ſo muß er enterbt werden, dabey iſt gar keine Schwierigkeit zu machen: Ich berufe mich hierinne auf den Gebrauch. Iſt aber dieſer Sohn nur ein Vieh, hat er niederträchtige und heßliche Neigungen; ſchwelget er, wenn er dabey nur kein ausgelaſſener Verthuer iſt; kurz, wenn er aus einer edlen Neigung zum Gewinſt ein wenig Schelmerey beſitzet; ſo dann iſts eine andere Sache, warum ſollte der nicht Erbe ſeyn? Er hat alle erforderliche Geſchicklichkeit, das Vermögen bey der Familie zu erhalten.

Gleichwohl iſt mir ein alter Edelmann bekannt, der gar nicht dieſer Meinung war. Er hatte etwas von einem Vernunfttrotzer, welches ein ſeltſamer Character unter alten Leuten iſt, die ſonſt gemeiniglich die Erfahrung gar zu wohl genutzt zu haben meinen, als daß ſie ſich von der Vernunft ſolten in die Schule führen laſſen.

Dieſer Edelmann lebte von ziemlichem Einkommen auf dem Lande, ſeine Leibesgeſundheit erhielt er mit mäßiger Bewegung, und dasjenige, was er die Geſundheit ſeiner Seele nennet, durch Leſen und Betrach-

tungen. Seine Zufriedenheit würde vollkommen geweſen ſeyn, wenn unter ſeinen drey Söhnen nicht zween geweſen wären, die ſeine auf ſie gewendete Sorgfalt ſehr ſchlecht belohnten.

Der älteſte war ein Kutſchpferd, wild, ungeſtüm, herrſchſüchtig, ein geſchworner Feind von alle dem, was man Wiſſenſchaft, Höflichkeit nennet. Sein Beſchäftigung beſtand im Jagen, ſein Zeitvertreib war, daß er die Bauren prügelte und die Bauermägde verführte.

Der andere war ein Dummkopf, ein Narr, der hier keinen Character verdienet. In ſeinem achtzehenden Jahre konnte er kaum leſen, und ſeine Kindheit und erſtern Jahre ſtrichen vorbey unter Schäckereyen mit den Knechten und Bedienten, mit den Hunden zu ſpielen und die Tauben zu locken, davon er alle Arten auf ein Haar kannte.

Der jüngſte hatte alle Verdienſte des ganzen Hauſes beyſammen. Am meiſten hielt ſein Vater von ihm, weil er faſt eine natürliche Neigung an ihm fand, alles vernünftig zu überlegen. Dieſe glückliche Neigung machte, daß er ſich auf den Vorzug ſeines Adels wenig einbildete, und denſelben nur in ſo weit achtete, als es die ihm anhängige Pflichten erforderten. Er liebte das Studiren, dieſes aber wendete mehr an, die Vernunft einzurichten, als viel zu wiſſen, und überhaupt war ſeine Aufführung von aller Praleren entfernt. Er fande immer Zeit gnug, ſich mit etwas nützlichen zu unterhalten, ohne daß er durch den vielfältigen Zuſpruch rechtſchaffener Leute einige Verwirrung ſpüren ließ. Es ſchien, als ob er groſſe Neigung zur Wirthſchaft habe; er wuſte, wie die Ein-

künf-

künfte eines Gehölzes vermehret werden konnten, wenn jährlich eine gewiſſe Anzahl Bäume aufs neue geſetzt würden; iedoch ſchiene es, als ob er nur deswegen wirthſchaftete, damit er Mittel erlangte, ſeine Großmuth auszuüben. Sein Vater gieng mit ihm um, wie mit einem geſellſchaftlichen Freund mehr, als mit einem Sohn; er ſeiner Seits, bezeigte ſeinem Vater nicht ſo wohl die ſchuldige Hochachtung, als ein Sohn, ſondern vielmehr, als ein rechtſchaffener Menſch gegen einen vernünftigen und in der Welt erfahrnen Mann zu thun pfleget. Zu dieſen ſchönen Gaben ſetze man noch das beſtändige Nachſehen gegen ſeines älteſten Bruders Aufführen und die zärtliche Gedult mit ſeines jüngern Bruders Blödſinnigkeit, ſo wird man ſich nicht wundern dürfen, daß dieſer glückſelige Sohn dieſes alten Edelmanns Luſt und Freude war.

Er hat mir öfters geſagt, daß er ſich äuſſerſt bemühen würde, alle ſein Vermögen, dieſem lieben Kinde zuzuſchanzen, und er glaubte, es würde für ſeine beyden andern gnug ſeyn, wenn ſie ſich nur des Hungers erwehren, und ieder acht hundert Pfund Renten, auch eine Hütte aufm Lande haben könnten.

* * *

Mit groſſer Verwunderung über dieſe Rede des wackern Edelmanns fragte ich um die Urſache eines ſolchen Entſchluſſes, der aller, auch ſogar der bravſten Leute Aufführung entgegen ſtünde.

Sie wiſſen doch ohne Zweifel, antwortete er mir, mit was für einer edeln und großmüthigen Art der berühmte Phocion die Geſchenke von ſich wies, die ihm der groſſe Alexander anbieten ließ. Als ihm die Kö-

*) VIII Bagatelle.

Königlichen Geſandten zuredeten, er möchte doch dieſe Schätze, ſo ſie ihm darbrächten, für ſeine Söhne aufheben, die ſie vielleicht einmal nöthig haben könnten: So beſtand ſeine Antwort darinne, daß, wenn ſeine Söhne laſterhaft ſeyn würden, ſo hätten ſie noch immer gar zu viel. Die ganze Antwort hat meinen vollkommenen Beyfall, fuhr mein Alter fort, nur befinde ich, daß das erſtere in dieſem Zeitlauf, darinne wir leben, zum Unglück, nicht kan zur Ausübung gebracht werden.

Zu Phocions Zeiten war Armuth mehr ein Ehrentitel als eine Beſchimpfung. Sie ſchloß der Tugend die Pforten zur Ehre, zum Ruhm und zu hohen Würden nicht vor der Naſe zu. Oftmals kam eine armſelige obrigkeitliche Perſon aus ihrer Hütte herausgekrochen, ſtand von ihrem hölzernen Stuhle auf, in den verſammelten Rath zu gehen und unter ihrem Anſehen, eine ganze Republik zitternd und bebend zu machen. Ich bilde mir auch wohl ein, daß man zu der Zeit den Reichthum iezuweilen aus Ehrgeiz verworfen habe.

Dem ſey nun, wie ihm wolle, die Welt wird anietzo durch ganz andere Maximen regiert. Verdienſte bleiben begraben, wenn ſie das Glück nicht an das Licht ziehet, und mit alledem ſind die Reichthümer nicht übel angewandt, wenn ſie ſich in den Händen der Tugend befinden.

So viel den andern Theil der Antwort des Phocion betrifft, ſo beſteht dieſelbe in einer für alle Zeiten und für alle Völker unwandelbaren Wahrheit. Ein Narr oder ein boshafter Menſch wird allezeit unglücklich, wenn er reich iſt.

Was

Was meinen Sie wohl, bitte ich Sie, würde aus meinen zween Aelteſten werden, wenn ich ihnen nach meinem Tod ein ſo beträchtliches Gut hinterließ? Mein dummer Schöps würde ſich in einem prächtigen Rüſtzeuge, unter Bedienten auf einem Schloſſe ſehen; folglich erhielt er von aller Welt die tiefe Verehrung, die wir alleſammt aus einer Art eines natürlichen Triebs dem Gelde, auch ohne alle Hoffnung eines daher zuziehenden Vortheils, erweiſen. An Schmeichlern wirds ihm nicht fehlen, wie man leicht denken kan. Dieſes Ottergezüchte wird mein armes Götzenbild in die Höhe ſtellen, auf einen Altar ſetzen und es wohl gar anbeten. Mein dummes Kalb, das in ſeinem ganzen Leben noch keine Gedanken gehabt, wird ſodann das erſtemal zu denken anfangen, und meinen er ſey ein geſchickter Kerl, dadurch wird ſeine Dummheit vollends die rechte Ladung von Narrheit und Alberkeit erhalten. Vielleicht dürfte er wohl gar alle dieſen Gewinnſt treflich theuer bezahlen müſſen, und durch die Belohnungen ſeiner Schmarotzer mit alle ſeinem Gut ſich den Untergang erkaufen.

Von dieſer Gefahr will ich ihn losreiſſen, wenn ich ihn in eine Hütte ſtecke, darinne er für die äuſſerſte Dürftigkeit ſicher geſtellet ſeyn ſoll. Er wird freylich Lebenslang ein Dummkopf bleiben, gleichwohl aber ein Schöps ohne ſchamerirten Aufzug und ſeine Einbildung wird nicht weiter fliegen, als ihn ſein bisgen Vernunft führet. Da wird er Zeit gnug haben, die Hunde zu ſtreicheln, die Tauben zu paaren, mit den Bauren zu ſchwatzen, und es wird ſich kein ſpitzbübiſcher Schmeichler leicht in Sinn kommen laſſen, ſich ſeiner Erbſchaft bey ſeiner Lebenszeit anzumaſſen.

So viel meinen älteſten Thu nicht gut, anbetrifft, fuhr er weiter fort, ſo betrachte ich ſein Unglück mit Schrecken, wenn ich darauf denke, daß er einmal die Fäuſte voll Geld und Gut bekommen ſoll. Das Schwerdt in der Hand eines Raſenden kan ſo gefährlich nicht ſeyn, als Reichthum, den ein boshaftes Herz im Beſitz hat. Ich habe ſchon längſt bemerket, daß er niemals trotziger, herrſchſüchtiger thut, als wenn er prächtige Lappen auf dem Leibe trägt, oder in einer vergoldeten Kutſche allein fährt.

Würde ich meinem älteſten im Teſtament den gröſten Theil zuwenden, ſo hätten ſeine boshaften Neigungen gewiß den freyen Lauf. An ſtat, daß er aller Verachtung würdig wär, würde man ihm groſſe Ehrerbietung erweiſen: Wenig Leute könnten ſeinem unſinnigen Betragen Thor und Riegel vorſchieben; des Schwelgens wäre kein Ende und die abgefeimteſten Jugendverderber würden von allen Enden nach ſeinen Pfennigen zugelaufen kommen. Iſts nicht beſſer, einem tollen Pferde die Schenkel zu feſſeln, als ſolches ohne Zaum und Gebiß aufs freye Feld hin rennen laſſen? Ich fürchte ſehr, er möchte ſich nimmermehr beſſern. Wär aber noch hierzu ein Mittel auf der Welt, ſo wird es unfehlbar dieſes ſeyn, ſo ich ausgedacht habe. Er wird ſich in den engen Schranken eines mäßigen Glücks eingeſperret ſehen; niemand wird ſich die Mühe geben, eine lächerliche Gefälligkeit gegen ihm zu hegen. Sein unſinniger Trotz wird durch überwichtigern Gegentrotz zurück geſtoſſen werden, man wird ſeine Geſellſchaft meiden. Auf dieſe Weiſe möchte ſich der Rauch ſeiner närriſchen Einbildung zerſtreuen, die tollen Hirngeſpinſte, die er ſich von ſich ſelbſt in den Kopf geſetzt, mit fortführen, und

er

er müſte endlich mit Gewalt und aus Noth ein rechtſchaffener Mann werden.

Man kan ſich leicht die Rechnung machen, daß ich mich mit dieſem altväteriſchen Vernunftstrotzer, über ſein abgeſchmacktes Teſtament, in keine Vernunftſchlüſſe werde eingelaſſen haben. Hätte ich ihm auch Schluß gegen Schluß ſetzen wollen, ſo würde ihm gewiß im Grunde nichts abzugewinnen geweſen ſeyn. Allein der eingeführte Gebrauch ſtehet hier entgegen, und folglich muß auf dieſe Schlußmacherey der Vernunft nicht ein Haar Acht gegeben werden. Die Haupturſache, die mir die Vernunft ſo widerwärtig machet, iſt, daß ſie in Betrachtung der Begriffe vortreflich ſchön, in derſelben Ausübung aber gar nichts tauget, und die albernſte Sache von der Welt iſt. Es iſt doch unmöglich, daß dergleichen ſcharfſinnige Grübeleyen werkſtellig gemacht werden können, wenn man ſich nicht des widrigen Urtheils von etlichen Dutzend Zeitläuften und eben ſo viel Millionen lebender Menſchen ausſtellen will; ja ich ſetze gleich meinen Kopf, der mir doch ſehr lieb und werth iſt, gegen einen Kreutzer, daß mein naſeweiſer Edelmann, wenn er ſeinen Anſchlag ausführen könnte, nicht allein, als ein unſinniger Mann, ſondern auch als ein unnatürlich harter Vater würde ausgeſchrien werden.

So lange die Welt geſtanden hat, ſind die Söhne ihrer Väter Erben geweſen, und man ſiehet klar und deutlich, daß dieſe Art von Erblaß im Völkerrecht gegründet iſt, welches faſt eben ſoviel, als ein natürliches, das allerunverbrüchlichſte unter den Menſchen bekannteſte Recht iſt.

Damit aber doch auch der Praleren der Vernunftstrotzer, über einen erhaltenen Triumph, welche ihnen gar sehr gemein zu seyn pfleget, ein Nagel vorgeschlagen werden möge, so will ich sie hierbey mit ihren eignen Waffen bestreiten.

Ich frage sie demnach, ob es nicht gerecht und billig sey, daß Geld und Gut ein wenig in der Welt zertheilet werde? Ob Tugend und Verdienste kein Gut und ob Reichthum und Vermögen nicht ebenfalls Güter sind? Sie müssen dieses zugestehen, oder eine Ursache vorbringen, warum nicht? Daraus schliesse ich, daß ein reicher Vater, der einen rechtschaffenen Sohn, und einen Taugenicht hat, vollkommen wohl thun werde, wenn er dem erstern gar nichts, dem andern aber alles überlässet.

Jener ist schon reich genug, die Natur hat ihn ausgestattet, er darf nur seine Schätze in seiner Einbildung so hoch anschlagen als er sie treiben kan. Er darf bey Genuß seines trockenen Brotes nur großmüthig sprechen: Der weise Mann ist reich. Steht er unter der Herrschaft eines reichen Narren, wer wehret es ihm, bey sich selbst zu rufen: Der Weise ist frey, der Weise ist ein König.

Und richtet gleich ein abgeschmackter Feind der Tugend wider ihn ein brausend Wetter an, so mag er sich in seine Philosophie, wie in einen Mantel hüllen.

Er würde Unrecht thun, wenn er meinen wollte, er stünde mit seinem Bruder nicht in richtig gleicher Theilung, der nur die Ergötzlichkeiten eines beqvemen Lebens, Freunde, Hochachtung und Ehre für ihm voraus habe.

Hier finde ich mich mit den Vernunftstrotzern im gleichen Spiele. Sie ſtehen an einem Ende, wie ich an dem andern. Da ſieht man, was Vernünfteln und Schlußmachen heißt.

Ich ſchlieſſe alſo daraus, man folge dem gebahnten Wege, und laſſe die Söhne ohne allen Unterſchied ihres Vaters Erben bleiben, es müſte denn ein Landesgeſetz dem Aelteſten einen Vorzug für den andern geſtatten. In dieſem Stück, wie in vielen andern, halte ichs mit dem Wahn des Publici, woferne das Publicum mit mir einſtimmet, daß alles dieſes nicht klüger und vernünftiger iſt, als das Teſtament des Herrn Nicholſon.

XIII.

Die Herrſchaft der Mode im Verſtand, Witz und Herzen *.

Zu wünſchen wär es, daß die Mode ihre Herrſchaft nur auf das Aeuſſerliche der Menſchen ausübte. Denn die menſchliche Schwachheit muß ſich doch in einer Sache äuſſern. Wie ſehr gut würde es ſeyn, wenn ſie ſich nur allein mit der Kleidung und dem Putz begnügte, welches weder der Vernunft noch der Empfindung des Herzens groſſen Eintrag thun würde. Allein die Mode breitet ihre Gerichtsbarkeit gar zu weit aus. Der Verſtand und das Herz ſelbſt kan ſich für ihrer Tyranney nicht bergen.

Wenn wir dem de la Bruyere glauben wollen, ſo iſts die Mode, welche den Hofmann andächtig machet.

*) LXIV Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Dieſe Mode verlohre ſich. Anietzo verändert er den Character und wird ein Freyſinn, welcher ihm auch weit natürlicher iſt.

Dieſer ſeltſame Eigenſinn bey Hofleuten läßt ſich auch ſehr wohl begreifen. Der Fürſt iſt ihre einzige Gottheit und ihre ganze Religion beſtehet darinne, ſich deſſen Willen zu unterwerfen. Da man aber nicht allezeit einen Prinz behält, und der Prinz nicht einerley Neigung hat, ſo iſt auch den Hofleuten die Religion eben ſo wenig ans Herz gewachſen, als ihre Kleidung. Es fällt ihnen leicht, alle Geſtalten von der einen eben ſo wohl, als von der andern an ſich zu nehmen. Ihre Aufführung kömmt mir eben ſo wenig fremd vor, als das Betragen der Philoſophen und Theologen, welche ihre Meinungen und Lehrgebäude mehr, als gar zu oft der Mode zinsbar machen.

Ariſtoteles war lange Zeit im Ruf, man begieng eine Miſſethat, wenn man ſeine Ausſprüche in Zweifel zu ziehen, die Frechheit begieng. Die Vernunft war unter den Namen Ariſtoteles ſelbſt auf die Erde geſtiegen, die Geheimniſſe der Natur aufzudecken, und die Schwierigkeiten in der Sittenlehre ſo wohl, als in der Staatskunſt aufzulöſen.

Deſcartes jagte dieſen berühmten Griechen vom Thron der Philoſophie, damit er ihn ſelbſt einnehmen konnte. Seine Art von Vernunftſchlüſſen gefiel allen Leuten und man nahm mit ſeiner Lehrart zugleich ſeine Meinungen an. Die geſcheideſten Leute ſchlugen ſich auf ſeine Seite, und die andern folgten getroſt nach, eben als ob ſeiner Partey beytreten, und ein geſchickter Mann ſeyn, einerley wäre. Wollte man ſeine

ſeine Reputation nicht verlieren, durfte man den Ariſtoteles nicht vertheidigen. Es war zu der Zeit nicht anders, als es anietzo iſt, wenn man aus Eigenſinn groſſe oder kleine Hüte, lange, oder kurze Peruken zu tragen verreden wollte.

Deſcartes fängt ſchon ziemlich zu wanken an, und man wird bereits lächerlich mit einigen ſeiner Meinungen, dabey man ſich anfangs würde haben todtſchlagen laſſen. Die Engelländiſchen Philoſophen thun ſich hervor, und ob gleich die Mode, ihnen nachzufolgen, noch nicht völlig zur Reife gediehen iſt, ſo hat es doch das Anſehen, daß die Neuigkeit ihrer Vernunftſchlüſſe, die noch darzu mit wahren Verdienſten begleitet werden, in dem Verſtand aller dererjenigen ziemlichen Eingang finden möchten, die ſich von dem Pöbel auszeichnen wollen.

Iſt es nicht der Mode zu danken, daß der Coccejenthum in den Niederlanden eine groſſe Herrſchaft erhalten hat? Es wanket zwar ziemlich, gleichwohl war es vor einiger Zeit unmöglich, für einen geſchickten Mann gehalten zu werden, wenn man nicht ein Coccejaner war. Ein Prediger mochte gleich noch ſo viel Stärke in Vernunftſchlüſſen beſitzen, die reineſte Sittenlehre predigen, er blieb eine Verachtung des Volks, wenn er ſich nicht in Vorbildern verwirrete: Wär er mit einer Feder aufm Hut und mit einem verbremten Kleid auf die Canzel geſtiegen, ſo würde es ein ſolches Aufſehen nicht gemacht haben, als eine Sittenlehre ſo ſchlechthin zu lehren. Einige trieben dieſe Mode freylich zu hoch, wie ſie alle weit getrieben werden und dieſe wurden deswegen nicht weniger bewundert.

Ich will mirs ausbitten, daß ſich der Leſer nicht etwan verſehen wolle. Ich tadle die Meinungen gar nicht, die von Zeit zu Zeit in Schwang kommen, dieſe Leute aber verdienen Tadel, welche dieſelben, wie eine Mode annehmen, nicht aber als klar begriffene Wahrheiten auffaſſen.

Uiberhaupt iſt der ſchöne Geiſt der Mode gänzlich unterthan. Es giebt immer gewiſſe Arten von Werken, die alle Leute nachzupfuſchen, ſich einen Ruhm machen wollen, und dieſes iſt eine fruchtbare Qvelle alles elenden Zeugs.

Man unterſuchet ſein Genie nicht, ob es zu dieſer oder jener Schreibart geſchaffen ſey oder nicht, man ſiehet nur den Geſchmack des Hofes an. Hier werden die Oden bewundert. Ich habe mehr Geſchicke zu Epigrammen und zu Madrigalen, allein Oden muß ich machen. Die Bewunderung gegen den la Motte ſollte mich hindern, ihm mit einem ſehr mittelmäßigen Genie nachzuahmen, und dennoch feuert ſie mich an in ſeine Fußſtapfen zu treten, Minerva mag wollen oder nicht. Das Regiment der Sonnete hat eine lange Zeit gedauret.

So ſchwer dieſe Art von Gedichten iſt, ſo machten doch alle Leute Sonnete. Diejenigen, welche ihren Witz gerne auf die Marter ſpannen, beſchäftigten ſich eben ſo fleißig damit, als diejenigen, deren Genie das Joch verwirrter Regeln ſo wenig, als die Dornen am Halſe leiden können.

Für einen Poeten war zu der Zeit auſſer den Sonneten kein Heil. Man nahm ſich dergleichen poetiſcher Gemächte mit vieler Hitze an, und das Sinngedicht des Voiture auf die Urania, wie auch des

Benſerade Sonnet auf den Hiob machten den ganzen Hof getheilt. Die Uraniſten und Jobelins erregten in dem ſchönen Geiſt nicht geringern Lärm, als die Schleuderer und die Rojaliſten im Staat verurſachten.

Die Mode der galanten Briefe hat ihren Lauf ebenfalls eine Zeitlang. Dieſe Schreibart erfordert ein beſonderes Genie, wenn man was geſcheides zu Markte bringen will. Es gehört eine ungezwungene Wendung, eine neuerliche Artigkeit, die von gemeinen Complimenten entfernt iſt, eine durch die feineſte Kunſt verſteckte Ordnung, gemeine und nicht niedrige Ausdrücke, und ein aufgeräumter freyer Verſtand darzu. Mit einem Wort, einen galanten Brief zu ſchreiben, braucht man nicht ſo wohl einen tiefſinnigen Verſtand, als eine artige Höflichkeit, die man nirgends, als in dem Umgang der groſſen und ſchönen Welt antreffen und erlernen kan. Indeſſen machten ſich doch die Pedanten an dergleichen Werke, und die Schulfüchſe wollten galante Briefe, wie die freyen, artigen Hofgeiſter ſchreiben. Solche poetiſche Profeßionsverwandten, welche nirgends anders, als mit den Muſen im Winkel verſteckt lagen, und ſich über die Schreibart des Balſacs ſchwingen wollten, machten, daß der gute Vernunftſinn in ihren auf Stelzen gehenden Briefen unter der ungeheuren Laſt redneriſcher Figuren ſeufzen muſte. Die gewöhnlichen Gegenſtände ſolcher Briefe waren für dergleichen Köpfe nicht reich genug. Sie ſchaften ſich Correſpondenten im Reich der Phantaſie an, welche ihnen Gelegenheit zu galant ſchimmernden Antwortſchreiben an die Hand gaben, worinne alles viel romanenhafter, als in den Cleopatren und den Clelien heraus kam.

Soll ich mir denn die Mühe nehmen, etwas von der Romanenmode zu ſagen? Man hat einige verfertiget, die voller Witz und Zärtlichkeit ſtecken, ich habe aber noch keinen geſehen, in welchem ſo viel Wahrſcheinlichkeit zu finden iſt, daß ſich ein Mann von gutem Geſchmack daran halten ſollte. Von den Geweben unglaublicher Abendtheuer, die öfters elend gnug zuſammen geflickt ſind, rede ich nicht. Der Verſtand, ſo von etwas neuen natürlicher Weiſe gereizet wird, beſchäftiget ſich oftmals mit wunderbaren Vorfällen ſo ſehr, daß er ſich kaum Zeit nimmt, an die Dinge zu gedenken, die nur ein wenig wahrſcheinlich ſind. Man muß aber gegen die Characteren der Romanhelden aufſtützig werden, weil ſie von den Helden der wirklichen Geſchichte ſo gar unterſchieden ſind.

Uiberhaupt hat das Frauenzimmer, welches ſich durch die romanhafte Beſchreibung der Abentheuer der alten Eroberer einen ewigen Ruhm zu erdichten gelüſten laſſen, denenſelben nicht nur die rechtkünſtlich ausſtudirte franzöſiſche Höflichkeit entzogen, ſondern ſie auch noch darzu ſo ſchwach und armſelig gemacht, daß man mit den armen Schächern, die wir doch ſonſt bewundern, Mitleiden haben muß. Unter ihrer Feder werden Cato und Socrates ein paar Jungferknechte. Die Scythen und Maſſageten machen die artigſten Madrigal und ſchreiben die ſinnreichſten Liebesbriefgen. Einen Zweifelsknoten in der Galanterie aufzulöſen und die Landcharte des Landes der Zärtlichkeit auf ein Haar zu kennen, haben Hannibal und Hamilcar ihres gleichen nicht; ja der Frau von Scudery iſt es zu danken, daß die franzöſiſchen Landjunker die Complimenten des Cyrus zu ihrem Muſter, als die vortreflichſten zu nehmen pflegen, davon wir den Boileau zum Zeugen anrufen.

Die kleinen Geſchichte und Erzählungen ſtachen die Romanen ab. Die franzöſiſche Ungedult fande dieſe kleinen Werkgen ſehr angenehm, und ſie würde ſich dieſelben noch immer zu Nutze machen, wenn die erſchöpfte Einbildungskraft der Schriftſteller nicht immer einerley Streiche wiederholten, und es nicht eben ſo viel wäre, hundert Hiſtörgen, oder nur ein einziges zu leſen.

Die Balladen und Rondeaux des Sarraſin und des Voiture brachten eine Zeitlang alle Leute auf die Sprünge, Rondeaux und Balladen zu machen. Es ſchien, als ob Gaulois ein ſicherer Schild vor alle Narrheiten, und Marot ein freyer Geleitsbrief aller unſinnigen Poſſen wäre, die man in den Mantel ſeiner tollen Schreibart verhüllete.

Man hat noch wohl Zeiten geſehen, darinne, der Mode ſey es gedankt, man ſich eine Ehre daraus gemacht hat, die artigen Geſpräche der Heringsweiber den römiſchen und griechiſchen Helden in den Mund zu legen. Das Genie des Scarron hat in dieſer Schreibart den Triumph davon getragen, und ſeine beſondere witzige Wendung wuſte die Mundart der Kaufleute auf dem Krautmarkt dem feineſten Geſchmack angenehm zuzurichten. Allenthalben ſahe man den Geiſt des Scarrons durch die lächerlichen Ausdrücke heraus gucken, und ſeine ungeſchliffene Schreibart drückte oftmals die ſinnreichſten Sachen ſehr artig aus. Mit ſeinen Nachahmern iſt es ganz anders beſchaffen. Sie reden nicht nur wie das Hutrich, ſondern denken auch wie der Pöbel, daß ſie niemand, ohne übel zu werden, leſen kan.

Die aufgegebene Reimbände haben in der Poeſie eben ſoviel Verwüſtung, als die lächerlichen Poſſen

verübet. Anfangs glaubte man, es ſey recht ſchwer, den Verſen einen Sinn zu geben, deren Reimbände ſo wunderlich verwirrt zuſammen gezwungen wären, und eben aus der Urſache, wollte ein ieder ſein Geſchicke darinne ſehen laſſen. Die elendeſten Schulfüchſe miſchten ſich darein, und es gelung ihnen oftmals beſſer, als den witzigen Geiſtern. Die Reime brachten ſie auf Einfälle, daran ſie nimmermehr gedacht haben würden, wenn ihre Einbildung den freyen Zügel gehabt hätte. Ehe man ſichs verſahe, war Frankreich mit Reimbänden überſchwemmet. Man konnte nicht mehr ruhig auf der Gaſſe gehen, man muſte ausgefüllete Reimbände, die aufgegeben waren, herſagen, oder ſich die Ohren mit ſolchem närriſchen Zeuge reiben laſſen, und Sarraſin wurde genöthiget, ihnen mit allem Ernſt auf den Leib zu gehen, damit nur rechtſchaffene Leute ihrer los werden konnten. Nach erlittener Niederlage zogen ſie ſich mit den Räthſeln in die Mercurs zurück, wo ſie ſich eine Weile verſchanzten, bis ſie etwan wieder einen neuen Ausfall auf den allgemeinen Vernunftſinn wagen dürften.

Wer weiß nicht, wie hoch die Schildereyen und Abbildungen, in Verſen und in der Proſe, bey Hofe geſtiegen ſind? Anfangs ſchilderte man einige Bilder des Königs und etlicher Prinzeßinnen vom Geblüt. Hierauf gieng es über die Herzoginnen und Marqviſinnen her und darauf muſte der ganze franzöſiſche Hof herhalten. Man war nicht zufrieden, ſich von andern abgemahlt zu ſehen, man grif ſelbſt zum Pinſel und mahlete ſich ab, man verlangte von keinem andern Mahler, als von ſeiner Eigenliebe abgeſchildert zu werden. Bey ſeiner Geſtalt gebrauchte man die Farben ganz beſcheidener Weiſe, allein beym Verſtand,

ſtand, beym Witz und den Meinungen grif man nach den ſchönſten und erhabenſten, damit man ſeines Schadens wieder beykam. Man ließ einige kleine Fehler mit unterlaufen, man mahlete ſich allzulebhaft, ein wenig ſtolz, ein wenig leichtfertig, iezuweilen gab man ſich auch einen Zug von einer etwas unandächtigen Mine; im übrigen aber ſchilderte man ſich, als den beſten Freund, großmüthig, redlich, beſcheiden, und niemand ſtand mehr im Zweifel, daß bey der mehrern Reife des Herzens, man endlich ein vollkommenes Tugendbild vorſtellen würde.

XIV.

Die Mode in der Andacht *.

Die Mode hat eine ſo unumſchränkte gewaltige Herrſchaft über die menſchlichen Handlungen, daß auch die Andacht ſelbſt unter ihrem Gebote ſtehet, und was zu einer Zeit fromm und andächtig iſt, das iſts zu einer andern nicht mehr. Zur Zeit meiner Jugend gieng die Vergieſſung der Thränen bey dem begeiſterten Volk ſtark im Schwange. Die Kirchen waren Thränenplätze, und wer eine Predigt mit trockenen Augen anhörete, ſpielete an ſeiner Frömmigkeit Bankerut. Er hatte ein unbeugſames verſtocktes und in der Unwiedergeburt verhärtetes Herz im Leibe. Das Weibsvolk, welches in dem Vermögen zum Thränenfluß für den Mannsvolk viel voraus hat, ſpielte in dieſem andächtigen Poſſenſpiel die Hauptperſon. Alles ertönete von ihrem ſchluchzenden Seufzern. Dahingegen das männliche Geſchlecht, zur Beybehaltung

*) LXIV Bagatelle.

tung ſeiner Reputation, genug zu ſeyn vermeinte, wenn es incognito weinte, und ſich iezuweilen die Augen wiſchte. Nach und nach wurde die Sache ſo gemein, daß alle Welt greinete. Was war alſo für ein Mittel übrig, wenn man nur ein wenig Empfindlichkeit im Herzen hatte, daß man nicht wider ſeinen Willen an dieſem allgemeinen Jammer hätte Antheil nehmen ſollen? Bald darauf ſahe man die Thränen nicht mehr für den entſcheidenden Character der Heiligung an, denn dieſe Mode mußte einer andern ihre Stelle einräumen, welche auf ganz andere Art beweglich erbaulich war. Eine Dame brachte ſelbige am erſten auf, die ein rechtes Muſter der Frömmigkeit in ſo hohem Grad vorſtellete, daß ſie ein genaues Regiſter aller Sündenfälle ihrer Nachbarn, ja ſo gar derſelben zweydeutigen Handlungen hielt, ſich auch die Pflicht ſelbſt auflegte, zu aller Stunde des Tages ſie zu beſuchen, und ihnen ſolche zu verweiſen, wobey ſie weder Schimpf noch Schelten ſparete, damit ſie nur auf den geraden Himmelsweg gebracht werden möchten. Da ſie eins Tages dem Prediger mit einer Aufmerkſamkeit zuhörete, daß ſie ganz unbeweglich darüber wurde, ſchloſſen ſich ihre Augen auf einmal feſt zu, ſie verbleichete im Geſicht, die Knie zitterten, und wurden unter ihr matt, ſie ſank zur größten Erbauung aller Zuſchauer in Ohnmacht hin. Alle Welt lief dieſer heiligen Frau zu Hülfe, ſie machte einen Aufſtand in der Kirche, daß der Prediger inne halten mußte, iedermann brachte ihr Schwammbüchſen, und hielt ſie ihr für die Naſe, man ſtrich ſie mit ungariſchem Waſſer an. Das half nichts, ſie blieb weg. Man trug die Heilige aus der Kirche, und in einer halben Stunde ſpürete man noch kein Leben in ihr.

Man kan ſich leicht einbilden, was für einen lieblichen Geruch der Heiligkeit eine ſolche zu ſo rechter gelegener Zeit, und mit ſo guter Art angebrachte Ohnmacht der Reputation dieſer Dame zuzog. Die ganze Stadt war davon voll, zu allen Geſprächen der Andächtigen gab es den Text, alle Phantaſien waren davon gerühret, und den darauf folgenden Sonntag machten vier verſchiedene Ohnmachten frommer Weiber in vier beſondern Kirchen einen gewaltigen Spuck, daß einige Monate hindurch manche Prediger, die eben nicht ſonderlich beweglich predigten, den Ruhm erhielten, daß ihre Ermahnungen mit einigen andächtigen Ohnmachten beehret wurden. Die ſcharfſinnige Andachtsbrüderſchaft machte ſogleich die Eintheilung dieſer Entzückungen in zwo Claſſen. Einige entſtanden aus der ſehr erhabenen beſchaulichen Andacht, die andere zogen ihren Urſprung aus dem Anfang der Wiedergeburt, welche eine geſchwinde und unvermuthete Bewegung in der cörperlichen Maſchine veranlaſſete. Das muß ich zwar geſtehen, daß dieſer erſtere Ruck der Heiligkeit nicht alle Leute mit ſo groſſer Heftigkeit anſtieß; man konnte aber doch auch nicht in die Andachtszunft aufgenommen werden, wenn man nicht zum wenigſten denſelben fühlete, und aufs genaueſte zu ſagen wußte, welchen Tag, welchen Augenblick des Tages dieſe glückſelige Veränderung ſich ereignet hatte.

Wie es nun ſehr leicht fällt, anderer Erfindungen ſchöner aufzuputzen, ſo gab es einige durch die heilige Nacheiferung aufgebrachte Weiblein, welche den Entſchluß faßten, ſich über die Ohnmachtsheldinnen weiter hinauf zu ſchwingen. Sie hielten ſich für würdig, den Haß des Satans auf eine ganz beſondere großmüthige Art zuzuziehen, daher unterlieſſen ſie niemals

währenden andächtigſten Religionsceremonien mit dieſem Erbfeind des menſchlichen Geſchlechts einen Kampf anzutreten. Zu der Zeit, wenn ſie ihre Hand an den Mund bringen wollten, erſtarrete ihnen der Arm auf einmal, gleich als ob er von einer höhern Kraft und Gewalt zurück gehalten würde, hierbey wurden auch weder Verrenkungen noch die greulichſten Gliederverzuckungen aus der Acht gelaſſen. Nach einem von beyden Theilen hartnäckigen Kampf trug die Fromme endlich den Sieg davon, und man führte ſie im vollen Triumph von allen Kräften, die ihr dieſe herrliche Ehre gekoſtet hatten, ganz matt und ausgemergelt wieder nach Hauſe.

Alle dieſe Moden ſind endlich ganz aus dem Gebrauch gekommen. Nicht etwan deswegen, als ob die Kennzeichen der Andacht, die ſie ſo herrlich vorlegten, nicht glänzend und ſchön geweſen wären: Nein, man hat ſie nur deswegen abkommen laſſen, weil ſie allem Anſehen nach, allzubeſchwerlich auszuüben waren.

Anietzo giebt es ſehr erleuchtete Leute, welche ſo glücklich ſind, in ihrem Verſtand eine faſt unmögliche Vereinigung zwiſchen den Coccejaniſchen Grundſätzen und der Carteſianiſchen Philoſophie zu machen, und ſo unfehlbare Kennzeichen der Heiligkeit ihres Nächſten gefunden haben, als es ihnen das untrüglichſte Wetterglas kaum anzeigen könnte. Mit einer erſtaunenden Richtigkeit wiſſen ſie, daß dieſer vier Grad der Heiligkeit, der andere neun, der dritte zehen bis zwölfe beſitze.

In der vergangenen Nacht ſchlief ich ein, nachdem ich lange Zeit über die Grundſätze dieſer Ausrechnung

nachgedacht hatte, die meine kleine Sphäre des Verſtandes überſteiget, und träumete mir, als wenn ich auf einmal mit einer Maſchine verſehen würde, welche wie ein Heiligungswetterglas eingerichtet war. Bey der Annäherung einer ieden Perſon fiel oder ſtieg die in der gläſernen Röhre befindliche Feuchtigkeit, nach dem Maaß der geiſtlichen Stärke, ſo dieſe Perſon beſitzet. Von der Mitte an bis in die Höhe waren die Grad an der Röhre auf folgende Art bemerket: Wiedergeburt, Andacht, Eifer, Entzückung, Begeiſterung, Beſchaulichkeit, halbe Seligkeit. Wie in den Träumen immer etwas von Verwirrung herrſchet, ſo konnte ich die Nahmen der untern Grade nicht ſo gar genau bemerken.

Dieſe ſeltſame Maſchine zu verſuchen, nahm ich ſie alſobald mit mir in eine Verſammlung von vielerley Perſonen. Der erſte Gegenſtand, ſo mich rührete, war ein guter kleiner Handwerksmann, ein guter Nachbar, ein guter Freund, ein guter Hausvater, der ſeine Kinder nach äuſſerſtem Vermögen erzog, daß ſie niemand zur Laſt fallen möchten. Ich geſtehe es, ich hatte von dieſer Art eines ehrlichen Mannes alle gute Meinung, allein zu meiner größten Befremdung ſahe ich, wie mein Andachtswetterglas tief unter Andacht herunter ſank.

Ich traf hierauf einen Bürger an, der faſt wie der erſtere gekleidet war, allein in der Einfalt ſeines Anzugs viel netter einher gieng. Er verſtand ſein Handwerk, iedoch durch einen ganz beſondern Beruf trieb er ſelbiges nicht. Die meiſte Lebenszeit brachte er damit zu, daß er gewiſſe Frauengeſellſchaften beſuchte, die Predigten zu wiederholen, Vermahnungen zu thun, Texte auszulegen, Glaubensſtreitigkeiten zu treiben.

Dieſes brachte ihm eine gute Mahlzeit zu Mittage und Abends, Zeug zum Kleide, und alſo bekümmerte er ſich nicht, ob ſeine Kinder zu Hauſe mit einem Rindgen ſchwarzen Brots und ein wenig Molken vorlieb nehmen müßten. Es gieng ihm überall ein Weibsmenſch nach, deren Kleidung bey ihrer Einfalt ziemlich koſtbar ſchien. Ihrer finſtern Ernſthaftigkeit im Geſicht ohneracht, war ſie doch gar artig, und ihre Augen, die ſie von dem andächtigen Manne nicht verwendete, hatten etwas von ſchmachtender Sehnſucht in ſich, welche einer mit Traurigkeit begleiteten Zärtlichkeit beykam. Mit alledem mein Wetterglas ſtieg geſchwind und blieb zwiſchen Eifer und Entzückung ſtehen.

Von hier ſenkte es ſich mit größter Geſchwindigkeit bey der Ankunft eines nach ſehr guten Geſchmack gekleideten Mannes, von gutem Anſehen. Man hielt ihn für eine erleuchtete und ſehr vernünftige Perſon, welche niemals unterließ, ihrem Nächſten bey aller Gelegenheit, alles mögliche Gute zu erweiſen. Dieſes war ſeine angenehmſte Beſchäftigung. In ſeiner Aufführung gab er eine tiefe Verehrung der Gottheit zu erkennen, deren Gebote er ſehr genau beobachtete. Es iſt wahr, daß er in ſeinem Betragen etwas freudig lächelndes hatte, und gewiſſe Ergötzlichkeiten, welche die Vernunft für rechtmäßig hält, nicht ausſchlug.

Mein Wetterglas blieb immer auf eben der Stelle, dahin es geſunken war, als ich es bey einem jungen ziemlich weltlich geputzten Frauenzimmer, das zwar die Mode ſo gar hoch nicht triebe, auf die Probe ſtellen wollte. Man hat mich gleichwohl verſichert, daß ihre Weisheit gegen alle Verſuchung feſt hielt,

daß

daß ihre holdſelige Beſcheidenheit, ihr guter Vernunftſinn allen denjenigen, die mit ihr umgiengen, das gröſte Vergnügen machte, und ſie in ihrer Kleidung, Schmuck und Zierrath ſo viel erſparete, daß ſie armen Leuten, die es verdienten, in der Stille wohl davon thäte. Dieſe liebenswürdige Verworfene betrachtete einen Menſchen mit groſſer Aufmerkſamkeit, der niemanden anſahe, und in einer tiefen Zerſtreuung verſenkt war. Seine Zähne waren von dem ſtarken Tabackrauchen ganz ſchwarz. Das war auch ſeine einzige Beſchäftigung, wodurch er in der Wiſſenſchaft von Vorbildern ſehr weit kam. In dem gelinden Wegblaſen des Rauchs entdeckte er verſchiedene Figuren, als Pferde, Kutſchen, Ungeheuer, und endlich wurde er gewahr, daß er von allen dieſen nichts mehr ſahe. Mein Wetterglas that ihm zu Liebe einen gewaltigen Satz in die Höhe bis zur Begeiſterung.

Indem ich dieſe unbegreifliche Luftzeichen zu entwickeln beſchäftiget war, trat ein altes, mageres, verſchrumpftes Mütterlein her. Ihre Augäpfel waren kaum zu erkennen, ſo tief waren ſie verkehrt, als ob ſie ſehen wollten, was in dem Gehirne vorgieng. Ich glaubte im rechten Ernſt, ſie käme aus dem Jeckenhaus oder vom Blocksberg. Man ſehe aber nur, wie man ſich auch im Schlaf in Acht zu nehmen hat, daß man nicht verwegener Weiſe urtheile. Das Verdienſt dieſes Gerippes machte gleichwohl, daß mein Wetterglas bis zur Entzückung ſtieg. Einen Augenblick darnach, da ſie wider die weltliche Schöne, davon ich oben geſprochen habe, anſtieß, verſchwand ſie auf einmal, und ich ſahe, daß die Feuchtigkeit im Glas bis oben an, nur noch ein wenig unter halbe Seligkeit gerückt war.

XV.

Der Eheſtand nach der Mode *.

Der Graf von Guiche wollte eines Tages ſeinen Beſuch bey der Gräfin von Olonne abſtatten, fande aber wider ſein Vermuthen das Zimmer der Schönen verſchloſſen. So gleich fiel er auf den Verdacht, es würde ihm ein anderer Liebhaber den Rang abgelaufen haben. Seine Neugier zu vergnügen, ſahe er durchs Schlüſſelloch. Zu ſeiner größten Beſtürzung aber bemerkte er, daß die ſchöne Gräfin ihrem Gemahl die zärtlichſt lebhaften Liebesbezeugungen erwies. Er führte ſich mit der äuſſerſten Verzweiflung ab, und ſagte zu einem ſeiner guten Freunde, der ihm eben in den Weg kam: Potztauſend! mein Wertheſter, können ſie ſich wohl einbilden, wie weit die Gräfin von Olonne die Coqvetterie treibt? mit meinen Augen habe ich geſehen, daß das verwünſchte Weib ſo gar auch mit ihrem Gemahl verliebt thut.

Der cavalieriſche Ausdruck enthält allerdings guten Vernunftſinn in ſich. Dieſe Schöne, welche zehen der wohlgeſtalteſten Liebhaber am Hofe zu ihren Dienſten hatte, muſte nothwendig in Mark und Bein etwas noch ſchlimmers, als nur bloſſe Coqvetterie tragen, daß ſie gegen ihren Gemahl, der doch anders nicht als aller ihrer Galanen Gegenfüßler angeſehen werden konnte, verliebt thate.

Ich geſtehe mit dem Graf von Guiche, dieſe Art der ehelichen Liebe war bey ſolcher Gelegenheit eher für eine

*) XLVI Bagatelle.

eine Vergröſſerung des Laſters, als eine eheliche Zärtlichkeit anzuſehen. In allen andern Fällen aber kan ich nichts für abſcheulicher halten, als die öffentliche Hochachtung, ſo man in gewiſſen Ländern der Verachtung gegen die heiligen Bande des Eheſtandes zu bezeugen pfleget. Sollte es denn möglich ſeyn, daß die Natur ſich ſelbſt verleugnete, und ihrem eignen Nutzen und Vortheilen entgegen, etwas ſo widerwärtiges in dieſe Verbindung gelegt haben ſollte, die doch der ſtärkſte Grundpfeiler der bürgerlichen Ruhe und Zufriedenheit iſt?

Man könnte ſich nichts unvernünftiger, als dergleichen Ding einbilden. Ich weiß gar wohl, daß es ganz natürlich ſeyn muß, daß die eheliche Zärtlichkeit mit gewiſſen Commerce- und Staatsheyrathen nichts gemein habe, und man dem Herz alsdann etwas verſchaffet, wenn Ehr- und Geldgeiz befriediget ſind. Was mich aber Wunder nimmt, iſt, daß man eine durchaus nothwendige Sache daraus machet, die lebhafteſte und auf Freundſchaft und Hochachtung gegründete Zärtlichkeit ſogleich auszulöſchen, ſobald ſie durch das Ehebündniß beſiegelt worden iſt. Man trift bey einer Liebſte erhabene Annehmlichkeiten des Verſtandes und der Herzens-Meinungen an. Sie iſt ein Schatz, den man mit dem feurigſten Eifer wünſchet. Ein Kuß von ihren Lippen iſt ein kleines Paradies. Wie entzückt muß man bey dem Beſitz werden? Dieſer ſehnlich erwünſchte Beſitz wird erlangt. Gute Nacht ſchöne Paßion! kaum ſind zween Monat aufs höchſte verſtrichen, ſo iſt der Eckel für die Aalpaſtete vorhanden.

Gleichwohl iſt nichts gewiſſer, als daß eine eheliche Beſtändigkeit zwiſchen zwo vernünftigen und tu-

gendhaften Perſonen, welche die Einfalt ihrer natürlichen Begriffe nicht von ſich geworfen haben, allerdings und vollkommen möglich ſeyn kan. Wenden ſie nur einigen Fleiß an, ihre Liebe durch eine wahrhafte und weiſe Freundſchaft zu unterhalten, und das Vergnügen, ſo zu reden, durch Pflicht anzufeuern, ſo kans nicht anders ſeyn, als daß ſie die zärtlichſten Ergötzlichkeiten einer gemeinſchaftlichen Liebe um ſo ſüſſer empfinden können, als dieſelben vom Laſter frey und entfernet ſind. Sie werden wie Bancis und Philemon, in ihren ſpäteſten Jahren das Ende ihrer Zärtlichkeit nicht eher, als von dem Tode zu erwarten haben.

Die barbariſche Tyranney der Mode allein macht allein dergleichen Verbindungen ſeltſam. Nirgends als an dem Hof eines unbeſtändigen und in der Liebe zu Lüſten erſoffenen Volks kan das Laſter einen Glanz erhalten. Unreine Liebe iſt an demſelben von ie her das Schooßlaſter geweſen. Es hat ſich ein Anſehen vom Rang und Hoheit zuwege gebracht. Der Ehrenpunct hat ſeine Vertheidigung übernommen, und der ſchönen Geiſter Witz hat dieſen Punct der Ehre im Schwung erhalten. Erzählungen, Comödien, galante Briefe, alle Arten witziger Schriften rufen und predigen, es ſey eine bürgerliche Schwachheit, ſeine Ehegattin zu lieben: Ein Bürgeranſehen aber iſt unter den Bürgern ſelbſt der verwerflichſte Abſcheu. Wo iſt der Mann zu finden, der gegen ſeine Reputation ſo feindſelig verfahren, und ein geſchworner Narr der Vernunft lieber, als ein rechtſchaffener Mann, dem guten Vernunftſinn zum Poſſen ſeyn ſollte? Kömmts auf die Wahl bey der Tugend und den artig ſchönen Manieren an, wer wollte ſich lange beſinnen,

nach dieſen zu greifen, ſonderlich in einem Lande, wo alle Welt mehr oder weniger zur Prahlerey gebohren iſt, wo die Mode nach allem ihren Eigenſinn, bald Andacht bald Frechheit wüten läßt?

XVI.
Die wahre und eingebildete Glückſeligkeit *.

Da ich in meinen erſtern Bagatellen ** ſpottweiſe behauptete, daß diejenigen, aus deren Betragen man nicht ſchlieſſen könnte, daß ſie etwas von einer Seele hätten, am beſten thäten, wenn ſie um fremde Gegenſtände herum hüpften, und von denſelben tauſend annehmliche und ſchmeichelhafte Hirngeſpinſte erborgten; ſo war mein Abſehen darauf gerichtet, Leute lächerlich zu machen, die ihren Verſtand noch ſo ziemlich ausgearbeitet haben, ſich aber doch wohl unterſtehen, die Vernunft, als eine Qvelle unſers Unglücks anzuſehen.

Es iſt wahr, daß ich zuförderſt feſt ſtellete, ein wahres und beſtändiges Gut müſte nur allein aus der Vernunft herkommen, wenn ſich dieſelbe auf einen gewiſſen Grad erſtreckte. Andererſeits aber gab ich auch den Freunden der Bagatellen (Bagatelliſtes) Beyſpiele und Beweiſe an die Hand, zu beſtärken, daß man aus Unſinnigkeit glückſelig werden könnte, und daß die Glückſeligkeit dieſer Art allen Menſchen gemein ſey. Dadurch aber wollte ich ihre Neigung zu einer

*) XLIX Bagatelle.

** Siehe in der I Abtheil. die XI Abhandlung.

einer ſo unvernünftigen, mechaniſchen Glückſeligkeit, beſchämen.

Weil ich anietzo nicht mehr in der Ironie, ſondern im rechten Ernſt rede, ſo halte ich mich verpflichtet, den erſtaunlich weiten Unterſchied zu zeigen, der ſich unter einer vernünftigen und der Hoheit eines Menſchen würdigen gegen die erborgte Glückſeligkeit befindet, die man aus dem Gewimmel der Einbildung aufraffet.

Gewiß iſts, daß man öfters tauſenderley Verdruß ausſtehen muß, wenn man anfängt, die Stärke einer noch ungeübten Vernunft gegen die Schwermerey der Leidenſchaften zu verſuchen. Iſt aber dieſelbe durch hinlängliche Uibung ausgehärtet, ſo verſchaffet ſie uns auch eine weſentliche, dauerhafte, gleiche, von aller Verwirrung ungeſtörte Glückſeligkeit. Vermittelſt einer ſolchen Vernunft legt man iedem Gegenſtand ſeinen richtigen Werth bey. Man empfindet ein Vergnügen, wenn man ſiehet, daß uns andere Menſchen ſo hochſchätzen, als man wirklich werth iſt. Wird man ja der Zufriedenheit beraubt, ſein wahres Ebenbild in dem Gemüth des andern nicht anzutreffen, hält man ſich an das Weſentliche, ohne daß man ſich lange darüber kränken wollte, man verſchanzt ſich in ſich ſelbſt, man vergnügt ſich, daß man ſein eigner Herr iſt. Dieſe Vernunft breitet ſich über die ganze Aufführung des Menſchen, über alle Zufälle des menſchlichen Lebens aus. Sie kan ſich der Gunſt groſſer Herren, den Würden, dem Glücke leihen, allein damit ich mich des Ausdrucks eines alten Philoſophen bediene, deſſen er ſich in Anſehung ſeiner Liebhaberin gebrauchte, ſie beſitzet dieſelben, ſie wird aber nicht von ihnen beſeſſen. Hat das ſtürmende Schickſal ihr alle frem-

fremde Vortheile geraubet, ſie rettet ſich aus dem Schifbruch. Indem ſie alles verläßt, erhält ſie ſich ſelbſt, und iſt geſchickt auf Seiten der Ruhe und Zufriedenheit dasjenige wieder zu gewinnen, was ſie von Seiten der Pracht und Hoheit verlieret.

Von denenjenigen, welche ſich den phantaſtiſchen Beluſtigungen überlaſſen, auſſer ſich ſelbſt herum ſchweifen, damit ſie ſich ganz in die äuſſerlichen Gegenſtände verſenken, kan man wohl ſagen, daß ſie alles einbüſſen, wenn ſie dieſelben verlieren. Wie ſie von den Urſachen ihrer Glückſeligkeit beſeſſen ſind, und dieſelben doch ſelbſt nicht in Beſitz haben, ſo verſchwinden ſie, ſo zu reden, und vergehen zugleich mit ihm.

Gewiſſe Tadler werden dieſe Betrachtungen vielleicht allzuhoch metaphyſicaliſch anſehen. Laßt uns aber dieſelben auf ſinnlichere Gegenſtände ziehen, dieſe Wahrheit recht handgreiflich zu machen: Daß ein ſchlechter Zufall von ohngefähr eben dieſe Hirngeſpinſte, daraus die meiſten Menſchen ihre Glückſeligkeit machen, in Qvellen des Unglücks verwandeln könne.

Ich habe bereits geſagt, daß dieſe Qvellen entweder in den von ohngefähr zuſammen laufenden Bildergen in der Phantaſie, oder in gewiſſen Vorurtheilen, denen man ſonderlich günſtig iſt, beſtehen. Die erſtern bringen augenſcheinlich Wohl und Wehe durch den von ohngefähr ſich ereignenden Zufall hervor, und man kan von einem ſchwachen Verſtand, der ſich in dieſe Sclaverey hingiebt, mit guter Richtigkeit ſagen:

Er lacht, er weinet oft, und weiß doch nicht warum.

Von denenjenigen, die ihre Glückſeligkeit in ihren Vorurtheilen finden, iſt es auſſer Streit, daß ſie elend

werden, ſo bald der ſchwache Grund ihrer Glückſeligkeit einen rechten Stoß erhält. Ein ſchöner junger Herr, der die Herzen des ſchönen Geſchlechts in ſeiner ſichern Verwahrung zu haben vermeinet, wird vor Verdruß raſen, ſobald ein Frauenzimmer Gleichgültigkeit oder Verachtung gegen ihn blicken läßt, die doch ſeine witzige Narrheit ganz vergebens zu beſtürmen bemühet iſt. Ein Redner, der ſich einbildet, alle Herzen ſeiner Zuhörer zu feſſeln, wird weit unruhiger über den Tadel eines einigen verſtändigen Starrkopfs, als über den Beyfall eines ganzen Haufens Zuhörer. Ein Mann, der über die ſtärkſten Vernunftſchlüſſe einen entſcheidenden Machtſpruch thut, und in ſeinem Rang, in ſeinem Vermögen, oder in ſeinem Alter das Recht zu finden vermeinet, einen ſtrengen Hauptrichter der Wahrheit abzugeben, geräth in Verzweiflung, wenn ihm der gute Vernunftſinn eines geringern Collegen den Kopf bietet: Man begehet ein Laſter der beleidigten Majeſtät an ihm, man thut in ſeine unumſchränkte Gewalt über die Vernunft einen ſträflichen Eingrif.

Trägt man Belieben, eben dieſe Wahrheit in den gemeinſten Gegenſtänden recht glänzen zu ſehen; ſo richte man nur ſeine Augen auf den jungen Herrn Nettſchmiegel. Die Qvelle ſeiner Glückſeligkeit liegt in ſeinem wohl gedrechſelten Fuß, ſeine Eitelkeit hat mit ſeinem Leibe einerley Grundpfeiler. In der That iſt ſein Fuß artig und wohl gemacht, und er thut ſich etwas darauf zu gute, daß er alle ſeine Mitbürger mit ſeinen wohlbekleideten Schenkeln übertrift. Iſt das nicht ein Unglück, daß er nicht ſo reich iſt, Kutſche und Pferde zu halten? Es iſt aber auch wahr, daß er aus der Noth eine Tugend machet, und darauf ſtudirt

hat,

hat, dem ſchlimmen Wetter, ohne dergleichen prächtiges Rüſtzeug, trotz zu bieten. Er beſitzet das wunderbare Kunſtſtück ſich über den Gaſſenkoth wegzuſchleichen, und ſeine Schenkel drehen ſich auf die flüchtigſte und luſtigſte Weiſe von der Welt, damit ſie die Sohlen nett und ſauber auf die erhabenſten Steine bringen. Gehet er mit etlichen ſeiner Freunde auf der Gaſſe, ſo darf man nicht denken, daß er mit ihnen ſchwatzen werde. Kümmerniß und Unruhe ſieht ihm zu den Augen heraus. Er ſinnet nur, einer Pfütze, einer Goſſe, auszuweichen. Die übrigen erzählen einander im Gehen etwas neues, ſie belachen etwa ein Mährgen, oder einen witzigen Einfall. Nettſchmiegel ſucht ſein Vergnügen, die Schuh nicht zu beſchmutzen, er ſieht ſie immer von allen Seiten an, betrachtet bald den, bald jenen, ſtellt ſie mit ſeiner Cameraden beſchmutzten Trappen in Vergleich, die er mit einem verächtlichen Blick betrachtet, und ihnen, wie ſie ſich ſo heßlich zugerichtet hätten, trotziglich verweiſet. Er hat bey allen Schuſtern in der Stadt zur Probe arbeiten laſſen, er kennt aller Stärke und Schwäche in der Arbeit. Dieſer hat einen treflichen Schnitt in einſöhlichten Schuhen mit niedrigen Abſätzen, jener beſitzt ein herrliches Genie in breiten Schuhen mit Ecken.

Wie gleichwohl das Schickſal aller angewandten Kräfte des menſchlichen Fleiſſes zu ſpotten pfleget, ſo iſt es auch dem jungen Herrn Nettſchmiegel öfters wiederfahren, daß er ſich hat, wie die andern, die Schuh wieder ſauber machen müſſen.

Infandum . . . jubes renovare dolorem.

Bey dergleichen unglücklichem Zufall beſiehet er ſeine Schuhe mit jammervollen Augen, ſein Geſicht ver-

ziehet ſich in die verdrießlichſten Falten, er fluchet der Kutſche, die ihn ſo beſpritzet hat, nach, und wünſchet alle Caroſſen in der ganzen Welt zu allen T... Man erwartet ihn in einer Geſellſchaft, er wird aber nicht eher, als in einer halben Stunde erſcheinen, bis nemlich der Schuputzer ſeinen Schuhen ihre erſte Schönheit wieder hat angedeyen laſſen.

Krummhaar hat endlich nach dem ſorgfältigen Gebrauch der vortreflichſten Pommaden, und der geſchickteſten Haarfriſirer ein ziemlich artiges Köpfgen erhalten, welches ihn aber zum unglückſeligſten Menſchen machet. Es hält ſein Gemüth und den völligen Uiberreſt ſeines ganzen Leibes in der jämmerlichſten Knechtſchaft. Geſtern Abend hat er faſt fünf viertel Stunden zugebracht, ſeine Haare in Papilloten, (das alberne Wort hat mit vielen ſeines gleichen doch nun einmal das deutſche Bürgerrecht erhalten), zu wickeln, ohneracht er einmal über das andere darüber einſchlief, er hat auch Urſache, ſich zu ſchmeicheln, daß alles gut und glücklich ausſchlagen wird. Sobald er aufſtehet, geht er ans Fenſter, das Wetter auszuſpüren. Ach Himmel, was ſiehet er! Ein Nebel, ein dünner Regen, ein friſcher Wind. Was für ein Unglück! Das durchbohret ſein Herz. Hundert und aber hundert mal ſieht er ſich nach dem Himmel, ob er keinen gnädigen Anblick zeigen wolle. Iſt das nicht grauſam! Zwanzig mahl in dieſem Monat hat Krummhaar dem Publico das ſchöne Schauſpiel ſeines Haarkopfs verſprochen, und zwanzig mal muß er ihn wieder in den Beutel ſtecken. Endlich erſcheinet der Tag, der recht darzu gemacht iſt, trocken, ſchönes, ſtilles Wetter. Die Locken ſteigen aus ihren Käfigen heraus, ſie ſind groß, ſchön, leicht, wallend, ſie fallen nach Herzensluſt.

Kein groſſer Beherrſcher eines eroberten Reichs kan vergnügter als Krummhaar ſeyn. Was für Haarbewunderer werden ihm nicht begegnen! Stehen werden ſie bleiben, das Vergnügen lange zu genieſſen, dieſes Wunderköpfgen recht in Augenſchein zu nehmen. Er ſchreitet langſam fort, und trägt ſolches eine ziemliche Zeit zur Schau herum. Allein an der Ecke einer Gaſſe thut ein ungezogener Wind einen Stoß, der die Härgen aus der Ordnung bringt. Er knirſcht mit den Zähnen, zuckt die Achſeln. Zu ſeiner Beruhigung iſt es ein Glück, daß er nicht an dieſem Unfall ſchuld hat. Sein Hals hat kein Gelenke mehr, ſein ganzer Leib iſt in ein ganzes Stück zuſammen geſchmolzen und wieder verhärtet, er muß ſich ganz umwenden, wenn er ſehen will, was hinter ihm vorgehet. Soll er was von der Erde aufheben, o wie langſam gehts da zu, wie vorſichtig nimmt er ſich in Acht, daß kein Haar verſchüttet wird. Man entdecket ſchon von weiten an ſeiner ganzen Geſtalt, daß er unter der Laſt ſeines Haarputzes gebeugt ſtecket.

XVII.

Die Liebe*.

Man muß entweder die Tugend anſehen, als ob ſie nur ein leeres Wort ſey, von dem man ſich unmöglich einen Begrif machen könne, oder man muß die vornehmſte und nützlichſte unter allen Wahrheiten zugeſtehen, daß die menſchliche Vernunft, überhaupt zu reden, hinlängliche Einſichten, ihre Pflichten zu erkennen beſitze, und gnugſame Kräfte habe, die Leidenſchaften des Herzens in ihre richtige Schranken zu bringen, und darinne zu erhalten. Iſt dieſer Grundſatz falſch, ſo folgt der Menſch der Tugend, oder dem Laſter nur von ohngefähr und zufälliger Weiſe. Der Zuſammenlauf der Materie, daraus er zuſammen geſetzt wäre, würde den Ausſchlag von ſeiner Aufführung geben, und man könnte mit Wahrheit ſagen, was Plautus einem ſeiner Schauſpieler in den Mund leget: Dì nos homines tanquam pilas habent. Die Götter ſpielen mit uns Menſchen wie mit einem Ball.

Dieſes Vermögen, die Pflicht zu erkennen, und dieſelbe zu erfüllen, iſt nun nicht den erhabenen Geiſtern erſter Gröſſe allein zu Theil worden, die ihre Vernunft durch unabläßigen Fleiß gereiniget, und ſelbige in Grundſätzen feſt und ſicher geſtellet haben. Keinesweges. Die wahre Tugend zu empfinden iſt es ſchon genug, wenn man ſo viel Vernunftſinn beſitzet, daß man begreifen kan, zwey mal zwey macht vier, und ſolche einfältige Wahrheiten einſiehet, die unſern Bey-

*) LV Bagatelle.

Beyfall ſo bald abnöthigen, als ſie uns deutlich vorgetragen werden. Es iſt genung, mit ſeinen Augen die Handlungen zu betrachten, und deren Nutzen, den die Tugend der Geſellſchaft ſtiftet, zu erkennen, auch die betrübliche Gefahr einzuſehen, in welche ſie durch das Laſter geſtürzt wird. Wenig Begriffe mit einem aufrichtigen Willen, ſolche nützlich anzuwenden, ſind hinlänglich, den geringſten Verſtand in der Sittenlehre zu unterrichten, ihm Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Gerechtigkeit, Abſcheu vor den ausſchweifenden Beluſtigungen einzuflöſſen. Ich will noch mehr ſagen: Wer Witz und etwas ſtärkere Vernunft beſitzet, wird ſich in den Regeln der Pflichten eher betrügen, und ſich unter die Leidenſchaften ſchmiegen. Wird wohl iemals ein klein Genie darauf denken, daß man diejenigen ſtrafen und verfolgen müſſe, welche nicht, wie wir denken: daß es erlaubt ſey, ſeinen Nächſten mit ſolchen Sätzen betrüglich zu fangen, die auf einer Seite wahr, in einem andern Sinn falſch ſind? Dergleichen ungeheure Meinungen erfordern ſchon einen Menſchen, der ſeine eigne und anderer Leute Vernunft durch falſche verdrehete Schlüſſe zu betrügen fähig iſt, die ein ziemliches Vermögen nachzudenken und Vernunftſchlüſſe zu machen erfordern.

Man muß gleichwohl zugeſtehen, daß, wenn eine Leidenſchaft auf der Welt zu finden, bey welcher die Vernunft keine Kraft und Gewalt hat, ſolches die Liebe ſey. Andere Paßionen führen noch etwas mit ſich, was die Vernunft erwecken und ſie auf ihre Vertheidigung gedenken läßt. Zorn, Haß, Neid, welche des Nächſten Unglück geradezu verurſachen, machen ein wohlgeordnetes Herz aufrühriſch. Sie ſind vermögend eckelhafte Empfindungen in demſelben zu erwecken,

wecken, die ſich mit der Vernunft wider dieſe abſcheulichen Feinde verbinden. Wenn hingegen die Liebe mit einer großmüthig ſchönen Seele einige Gleichung hat, ſo ſtellet ſie ſich dem Verſtand unter dem Bilde der reineſten Unſchuld vor. Von dem Augenblick an, in dem man zu lieben anfängt, iſt man von aller Rührung weit entfernt, auf das geringſte ſchädliche Unternehmen wider ſeine Geliebte zu denken, vielmehr empfindet man ein ſüſſes heftiges Verlangen, ihre Glückſeligkeit eifrig zu befördern. Der Anfang dieſer Zärtlichkeit hat das Anſehen einer etwas lebhaften mildthätigen Liebe. Das Herz iſt mit keinen niederträchtigen, nichtswürdigen, grobeigennützigen und einem rechtſchaffenen Mann unanſtändigen Meinungen angefüllt.

Auf ſolche Art verwirret ſich die Vernunft ganz unvermerkt auf einem angenehmen Wege, welchen ihr die Natur ſo ſorgfältig bahnet, darauf ſie auch nichts antrifft, das ſie mit Gewalt zurück halten oder zum Einlenken bringen ſollte.

Es iſt auch noch darzu gewiß, daß die Vernunft ſelbſt, wenn ſie ſich aus Schwachheit in dieſe Unordnung verfangen hat, hülfliche Hand zu deſſen Dauer bietet, und ſie bis zum höchſten Grad der Thorheit zu bringen, förderlich iſt.

Will man die Liebe in ihrer ganzen Unſinnigkeit, deren ſie nur fähig iſt, betrachten; ſo ſuche man ſie ja nicht in einer gemeinen Seele, bey einer ſchwachen Vernunft. Man wird ſie bey einem zur Bedachtſamkeit, zu Vernunftſchlüſſen fähigen und mit einem natürlich zärtlichen Herz vergeſellſchafteten Verſtand unfehlbar eher finden. Sobald ein Philoſophe dieſes

Schlags

Schlags von einem liebenswürdigen Gegenſtand gerühret wird, ſobald miſchet ſich die Eitelkeit mit ein, und dringet ihn, nichts zu unterlaſſen, ſich beliebt zu machen. Dieſes möchte, wem es beliebt, die Eitelkeit eines rechtſchaffenen Mannes ſeyn, welche, als eine Wirkung der beſtändigen Betrachtung ſeiner ſelbſt vermögend iſt, die reineſte Tugend hervor zu bringen, wenn ſich die Vernunft derſelben, wohl gebraucht, gleichwohl aber auch in den ſchändlichſten Abweg zu verführen, ſo bald ſie unrecht geleitet wird. Unſer philoſophiſcher Liebhaber, der mit ſeinem geliebten Gegenſtand alle Händevoll zu thun hat, wird gegen die Folgerungen, ſo ſein Unternehmen nach ſich ziehen möchte, ganz betäubt, er hat keine Zeit übrig, einen Augenblick darauf zu denken. Sein Vermögen, vernünftige Schlüſſe zu machen, gehet von den Grundſätzen des Vernunftſchluſſes ab. Er nimmt Hirngeſpinſte ſeiner Leidenſchaft für ausgemachte Sätze an, und iſt ämſig, ſeine Thorheit zu erweitern. Er verlieret ſich in ausſtudirten lächerlichen Spitzfindigkeiten, und martert ſein eignes Herz mit unaufhörlicher Beunruhigung. Ein nichts bedeutendes Wörtgen, welches aus ſeiner Geliebten Munde entwiſcht, kan ihm die lebhafteſte Zufriedenheit ertheilen, oder in die kläglichſte Bekümmerniß ſtürzen. Trift er ein Herz an, welches ſich von einer ſo zärtlichen Narrheit, wie die ſeinige iſt, nicht leicht erobern läßt, ſo qvälet ihn ein nagender Verdruß, den er ſeinem geliebten Gegenſtand mit Wucher zurück zahlet, und ſeine ausſchweifende Leidenſchaft iſt vollkommen wohl geſchickt, ihn zu dem unerträglichſten und gehäßigſten Menſchen zu machen.

Hat ein gemeiner Mann einmal von ſeiner Liebſte das reizende Wort: Ich liebe, erhalten, wornach er

ſich

ſich ſo ſehr geſehnt hat, ſo iſt er mit dieſem Triumph zufrieden, und gebraucht ihn mit aller Gelaſſenheit. Mit dem lächerlichen Kopf, den ich in der Wäſche habe, verhält ſichs ganz anders. Wahr iſts, daß er das Vergnügen geliebt zu werden, mit ſeiner unendlichen Lebhaftigkeit empfindet. Allein ein einziges Betragen, welches nur den geringſten Schatten einer Gleichgültigkeit ſpüren läßt, die Zeichen der Zärtlichkeit ſeiner Schönen mögen noch ſo überzeugend ſeyn, wirft das ganze Gebäude ſeines Glücks auf einmal über den Haufen. Er klaget, er ſeufzet, er will verzweifeln, er wird auch wohl böſe. Wie ſchwer muß dieſe Laſt auf den Schultern eines armen Frauenzimmers werden, deren kleines Herz, zu ihrem Glück, einer ſo tollen Zärtlichkeit nicht fähig iſt! Natürlicher Weiſe kan ſie anders nichts wünſchen, als eines ſo ungerechten und barbariſchen Liebhabers los zu ſeyn.

Iſt aber unſer Liebhaber mit einer Seele im Werk begriffen, die der ſeinigen gleich, und eben dergleichen lächerlichen ſpitzfindigen Künſteleyen fähig iſt, da kan man einen verliebten Krieg der lächerlichſten Ausſchweifungen zweener Narren zu ſehen bekommen, welche durch eben diejenigen Empfindungen, durch eben die Gaben des Verſtandes, wodurch die Leute ſonſt glückſelig und vernünftig werden, einander getreulich helfen, ſich elend zu machen.

Es iſt ganz natürlich, daß unſer unſinniger weiſer Mann, die Abweichungen ſeiner armen Vernunft zu merken anfängt, wenn er des Vergnügens, ſeiner Geliebten zu gefallen gewohnt wird, und nunmehro nicht mehr beſchäftiget ſeyn darf, eine Eroberung zu machen, und für deren Sicherheit zu ſorgen, und

daß

daß er nunmehro Zeit gewinnet, nach wahren Grundſätzen zu ſchlieſſen. Allein wohin ſoll er ſich auf dem ungeſtümen Meer, darein ihn ſeine Eitelkeit geführet hat, retten? Wie ſoll er zu dem Hafen der Weisheit gelangen? Seine arme Vernunft widerſetzet ſich nunmehr ſelbſt, er wird in ſeinem unglücklichen Zuſtande durch eine Art von Tugend zurück gehalten. Könnte er ein armes Kind, welches ihm ſein Herz auf Treu und Glauben hingegeben hat, verlaſſen, und ſich entſchlieſſen, einer Perſon die ſchmerzlichſte Kümmerniß zu machen, welche ihn durch ihre Gütigkeit von tauſendfacher ängſtlicher Unruhe befreyet hat, die ihn zerriſſen und zerfleiſchet haben würde, wenn ſie grauſam gegen ihm geblieben, oder in ihrem Glauben ſo hartnäckig geweſen wär, daß ein Frauenzimmer allezeit unrecht thue, wenn ſie den Betheurungen verliebter Mannsperſonen trauet?

Dergleichen Verfahren würde ihm zu hart, undankbar, barbariſch vorkommen. Er iſt alſo ein verlohrner Mann, wenigſtens eine ziemliche Zeitlang bleibt er ein Spiel der betrüblichen Folgen einer blinden Leidenſchaft, unfähig, ſeiner Vernunft die gehörigen Uibungen zu verſchaffen. Nichts, als etwan eine Untreu ſeiner Schönen, oder ihre Buhlerey, die einem ieden aufrichtigen Liebhaber unerträglich fällt, wären fähig, ſeinem Herze die ruhige Zufriedenheit wieder zu verleihen, die ihm eine unvorſichtige Eitelkeit entriſſen hatte.

Jezuweilen habe ich in den kleinen Geſchichten der Frau von Villedieu einen Solon, einen Socrates geſehen, wie ſie ſich aller läppiſchen Kinderey in der Liebe überlaſſen haben. Wenn ich aber die Sache

mit Bedacht erwäge, ſo iſt dieſe Erdichtung nicht ganz ohne Wahrſcheinlichkeit, und es hat alles Anſehen, daß wenn dieſe Herren, mit aller ihrer Ernſthaftigkeit, dem liebenswürdigen Gegenſtand nicht aus dem Wege gegangen ſind, ſie eben ſo verliebt, ja hundertmal alberner, als der Pöbel geweſen ſeyn werden.

XVIII.

Liebesgedanken *.

Gewiß iſts, daß viel Leute niemals lieben, oder verliebt ſeyn würden, wenn ſie nie etwas von der Liebe hätten reden hören. Die Natur treibt uns zur Zärtlichkeit, das kan man nicht leugnen. Allein dieſe Natur verfähret nicht in allen Menſchen mit gleicher Heftigkeit, und viele unter ihnen müſſen verliebt ſeyn wollen, wenn ſie es in der That werden. Unter dem verſchiedenen Alter des Menſchen und den Gegenſtänden, nach welchen er trachtet, iſt allezeit eine gewiſſe abgemeſſene Vergleichung. Junger Leute vornehmſte Begierde iſt dahin gerichtet, die erforderlichen Eigenſchaften zu haben, dem ſchönen Geſchlecht gefällig zu werden. Die Eitelkeit iſt die erſtere Quelle der Zärtlichkeit, und man rechnet ſichs zur Ehre, hält es auch für eine Artigkeit, mit Frauenzimmer umzugehen und ihnen ſein liebes Leid zu klagen. Dieſe Artigkeit wird allezeit mit Ergötzlichkeit begleitet, dieſe Luſt wird zur Gewohnheit, die Gewohnheit verändert ſich endlich in eine unumgängliche Nothwendigkeit, und gewiſſe Leute ſind ihrer eben ſo wenig mächtig,

*) LXXVIII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

tig, daß ſie nicht verliebt werden, als einer der das Fieber hat, daß es ihn nicht ſchauern ſollte.

Macht man ſich nun auf ſolche Weiſe mit Herzensluſt ſelbſt verliebt, ſo iſt es eben das, als ob man mit gutem Willen in eine Narrheit, oder wie man ſpricht, ins Haſenfett ſpringt, welches doch einen rechtſchaffenen Mann, wenn es ihm wider ſeinen Willen zuſtöſſet, manchen Verdruß auspreſſet. So wenig Vernunft man auch beſitzen mag, ſollte man ſich nicht ſchämen, wenn man nur dasjenige bedächte, was uns die Liebe zu reden und zu thun zwinget? Iſt es nicht wahr: So viel Verliebte, ſo viel verſchiedene Narrencharacteren und Unſinnigkeiten ſiehet man? Die Liebesnarrheit kan, wie die Materie, ins Unendliche getheilet werden. Man kan dieſem nicht widerſprechen, wenn man ſich die Mühe nehmen will, das Betragen dererjenigen zu unterſuchen, welche ſich dieſer lächerlichen Paßion Preis geben. Man müßte einen Folianten ſchreiben wollen, wenn man dieſe Materie behörig ausführen wollte. Ich werde mich aber damit begnügen, die Sache nur zu berühren und einige beſondere Characteren von verliebten Leuten abzuſchildern.

Es giebt Verliebte, deren Narrheit flatterhaft und luſtig ausſiehet. Man findet aber auch andere recht ernſthaft verliebte und ausſtudirte Narren, und dieſe letztern ſind ohne allen Streit die allerunerträglichſten. Man ſiehet, wie ſie ihre Zärtlichkeit in ein Lehrgebäude bringen, und ihre verliebten Unternehmungen nach dem Plan einrichten, den ſie mit der größten Aufmerkſamkeit entworfen haben. Sie thun den Angrif aufs Herz ihrer Geliebten nach aller Richtigkeit, als man die Belagerung einer Feſtung veranſtaltet.

tet. Alte und neue Schriftſteller müſſen ihnen Sprüche und Regeln herausgeben, ihre Narrheit recht weislich aufzuputzen.

Es finden ſich dergleichen ſyſtematiſche Verliebte, welche ihre ganze Einrichtung auf die Nachahmung der Neigung ihrer Liebhaberinnen gründen, und recht getreue Spiegel alles ihres Betragens vorſtellen.

Weit gefehlt, daß ſie auf die Verbeſſerung der Fehler ihrer Schönen denken ſollten, ſo nehmen ſie ſolche lieber ſelbſt an ſich und verehren ſie auf gewiſſe Art von Heiligung, indem ſie dieſelben, als ſonderbare Vollkommenheiten nachahmen. Sind ihre Urbilder frech und leichtſinnig, ſo werden ſie es ebenfalls. Lieben ſie eine Betſchweſter, ſo werden ſie die andächtigſten Betbrüder. Alſo nehmen ſie einen Character an, der ihnen gar fremde und nicht gerecht iſt, und dieſer alberne Zwang iſt ſchon fähig genug, ſie vor den Augen eines Frauenzimmers von gutem Geſchmack lächerlich zu machen.

Es kommen uns noch andere zu Geſichte, welche in der Abſicht ihre gänzliche Ergebenheit der Geliebten zu bezeugen, derſelben gar ihr Geſchlecht zum Opfer hingeben und ſich zum Weibe machen. Sie beſchäftigen ſich zugleich mit ihnen in allen Arten von Frauenzimmerarbeit, und was noch das allerſchlimmſte iſt, ſo machen ſie ſich noch eine Ehre aus der Geſchicklichkeit flicken, nähen und ſtricken zu können. Wenn ihre Schönen einer Cammerfrau oder eines Waſchmägdchen vonnöthen hätten, ſo würden ſie alle Geſchicklichkeit beſitzen, ſich dieſer Bedienung würdig zu unterziehen. Ihnen aber als ein rechtſchaffener Liebhaber vorzuſtehen, das iſt ihr Werk nicht. Gleichwohl

wohl verlangt das Frauenzimmer, daß ein Mann, ein ganzer Mann nach allerbeſter Form ſeyn ſoll.

Ich habe anderwärts bey Gelegenheit geſagt, daß ein Frauenzimmer dem Mannsvolk zu gefallen, keine männliche Kraft und Stärke durch gezwungene Vorſtellung zeigen müſſe. Gleichwohl wäre es den Damen weit eher zu gute zu halten, ſich über ihr Geſchlecht hinauf zu ſchwingen, als den Männern ſich unter das ihrige zu erniedrigen. Es geht aber noch hin, wenn ein Galan, der Schönen ſeine Ergebenheit zu bezeugen, ſich mit einer Frauenzimmerarbeit die Zeit vertreibt, wofern er nur dabey denkt, daß es überaus wohl laſſe, wenn man darinne nicht wohl fortkommen kan. Der Gegenſtand ſeiner Liebe wird noch darzu ſeiner Gefälligkeit Dank wiſſen und ſein ſchlechtes Geſchicke keine Gefahr zu beſorgen haben, daß es ihm bey ſeiner Geliebten in Mißcredit bringe.

So wie Herkules beym Spinnen, alle Fäden hat zerriſſen.

Ich habe Leute geſehen, die bey Frauenzimmer, dem ſie nicht gut waren, die unſinnigſte Frechheit eines Pagen und eines Petitmaitres verübten, fanden ſie ſich aber bey dem Gegenſtand ihrer Flammen, ſo konnte kein Schulknabe ſo ſchüchtern thun, als ſie ſich aufführten. Durch dergleichen Betragen gewonnen ſie nun wohl öfters das Herz ſolcher Perſonen, an deren Zuneigung ihnen ſo gar viel eben nicht gelegen war, ſie machten ſich aber auch dadurch bey denen verhaßt, welche eine Hanthierung aus der Liebe machten. Der Grund ihrer tollen Aufführung liegt in der Natur der Liebe ſelbſt, die uns iederzeit antreibt, einen hohen Begriff von der Perſon zu faſſen, die uns dieſe

Paßion einflöſſet. Sobald ſolche Leute von der Schönheit einer Frauensperſon angeſteckt werden, ſobald legen ſie ihr eine vollkommene Weisheit bey, und bilden ſich gewiß ein, ſie würden es bey ihr mit der geringſten freyen Miene auf einmal verſchütten.

Man hat ganz natürlicher Weiſe Urſache zu glauben, daß dem ſchönen Geſchlecht dergleichen furchtſame Züchtigkeit ihrer Anbeter nicht allezeit ſonderlich angenehm ſey, und daß es lieber ſehen werde, wenn ſie ſich weniger ehrerbietig und deſto muthiger bezeigten.

Das Frauenzimmer ergiebt ſich gemeiniglich nicht ſo leicht aus wahrer Liebe, als aus Schwachheit. Sie ſind ſo ſtahleiſenfeſt nicht, daß ſie lange Widerſtand thun ſollten. Daher kommt es, daß ein frecher Liebhaber es ſehr oft bey ihnen weiter bringt, als ein liebenswürdiger.

Noch iſt eine andere Art verliebter Narren vorhanden, das ſind gar zu zärtliche Grübler, die in allen Thun und Laſſen ihrer Geliebten was zu tadeln finden, und deren Liebe dem Haß eben ſo gleich ſiehet, als ein Ey dem andern. Man ſollte meinen, ſie hätten ſich nur verliebt, damit ſie raſen, und diejenigen, welche das Unglück haben, ihnen zu gefallen, und die Schwachheit begehen, ſie um ſich zu leiden, ebenfalls raſend machen könnten. Dieſes ſind die ſcharfſinnigſten Kauſenmacher von der Welt, und man ſollte faſt ſagen, ſie hätten eine rechte Schöpfungswerkſtat, worinne ſie die Urſachen ihres unaufhörlichen Scheltens und Keifens ausbrüten, weil ſie dieſelben aus Nichts hervor zu bringen wiſſen. Treffen ſie nun eine Geliebte von gleichem Humeur an, ſo mag man ſich nur

ſelbſt

ſelbſt die verwirrten Wirkungen einer ſo unglücklichen Sympathie vorſtellen.

Dergleichen Liebhaber werden von den gewaltſamſten Leidenſchaften unaufhörlich verfolgt. Sie arbeiten aus allen Kräften, damit eines das andere aus lauter Zärtlichkeit ins Unglück ſtürzen möge, und ſcheinen viel eher von den Flammen der Furien, als der Liebe entzündet zu ſeyn.

Laſſet uns dieſe verliebte Murrköpfe vorbey gehen, damit wir eine andere Art von Unſinnigkeit betrachten, welche etwas menſchlicher ausſiehet. Eine groſſe Anzahl ſolcher von der Liebe angeſchoſſener Jecken, die einen völligen Liebesproceß führen, wenden alle ihre Zeit, die ſie mit ihren Schönen zubringen, zu lauter zärtlichen Unterredungen an. Fehlt es ihnen an Witz, ſo halten ſie ſich an den gemeinen Schlendrian der Zärtlichkeiten, folglich müſſen ſie denenjenigen bald zum Eckel werden, denen ſie zu gefallen ſuchen. Beſitzen ſie auch alle erſinnliche Lebhaftigkeit des Witzes und Verſtandes, ſo fällt es ihnen dennoch ſchwer, dergleichen Geſpräche beſtändig zu unterhalten, noch ſchwerer aber den Gegenſtand ihrer Paßion lange damit zu vergnügen. Die Liebe hat, wie man ſpricht, an Wiederholungen, einen Gefallen; allein ich zweifle gar ſehr, daß dieſe Wahrheit allzuweit auf die Unterredungen ausgedehnet werden müſſe, die von Zärtlichkeit, Hochachtung, Beſtändigkeit handeln, kurz, auf alle die Unterredungen gezogen werden könne, welche die Zärtlichkeit des Herzens und Verſtandes den Liebhabern einflöſſen. Die Aufmerkſamkeit eines Frauenzimmers wird geſchwind erſchöpft, die Sache, darauf es ſolche wendet, mag ihm gleich noch ſo angelegentlich ſeyn, und der Eckel, immer einerley zu hören,

ren, wendet ſich gar leicht auf denjenigen, der ihn verurſachet.

Ich unterſtehe mich wohl zu behaupten, daß es das untrüglichſte Mittel ſey, ein Frauenzimmer zur Unbeſtändigkeit zu verleiten, wenn ihr unaufhörlich von Zärtlichkeit und Liebesqvaal vorgeredet wird. Man wird ſelbſt hiervon überzeugt werden, wenn man die Natur der Beſtändigkeit in der Liebe etwas genauer betrachten will.

In der Liebe beſtändig bleiben, iſt meines Erachtens nichts anders, als die natürliche Unbeſtändigkeit unſers Verlangens auf eine einzige Perſon zuſammen halten, welche unſere Paßion immerfort mit etwas neuen beſchäftigen kan.

Folglich muß ein Liebhaber, der ſeine Geliebte zur Standhaftigkeit bringen will, alle ſeine Kräfte anwenden, ein wahrhafter Proteus zu werden, und ihr alle Tage ſein Verdienſt unter einer neuen Geſtalt vortreten laſſen, damit die natürliche Neugier dieſes Geſchlechts nicht genöthiget werden möge, neue Gegenſtände zu ſuchen, die ſie befriedigen mögen.

Das erhabenſte Verdienſt, wird ſich zwar, wenn ihm die Geſchicklichkeit ſich in mancherley Geſtalten zu verändern fehlet, eine beſtändige Hochachtung erwerben können, es wird ſich aber nicht lange in der Liebe zu erhalten vermögend ſeyn. Dieſe Paßion beſtehet in einer unaufhörlichen wirkſamen Bewegung, wenn dieſe nicht erhalten wird, fällt ſie, ehe man ſichs verſieht, in eine unempfindliche Kaltſinnigkeit hin. Uiberhaupt wird ein ernſthafter Liebhaber, dem es am Feuer fehlt, einer Perſon natürlicher Weiſe eckelhaft vorkommen, die mit einem aufgeweckten luſtigen

ſtigen Humeur begabt iſt, bey welcher insgemein die Liebe aus dem Vergnügen erzeugt wird und daher alle ihre Nahrung ziehet.

Sicher und gewiß iſts, daß die Zärtlichkeit der Leute in ihr Temperament, ſo zu reden, gepfropfet und eingeäugelt iſt. Solche Perſonen, denen die Natur eine Neigung zur Trübſinnigkeit eingeflöſſet hat, können nicht verhindern, auf eine ihrem Naturell gemäſſe Art zu lieben. Eine Liebe, die nicht Angſt, Bekümmerniß, Betrübniß in ihrem Gefolge hat, iſt, ihrer Meinung nach, von den weſentlichen Haupteigenſchaften einer wahren Liebe entblößt.

Leute hingegen von luſtigem Temperament, geben ihre Zärtlichkeit lachend und ſpielend zu erkennen, und eine Liebe, ſo dieſen Character nicht bey ſich führet, wird gewiß den Weg zu ihren Herzen ſchwerlich finden.

Was ſoll man endlich noch von den verliebten Enthuſiaſten ſagen, die mit einer verdrießlichen gleichförmigen Einrichtung in der Liebe nicht zufrieden ſind, ſondern ihrem geliebten Götzenbilde beſtändig kniend zu Füſſen liegen, mit Klagen, mit Seufzen, mit Thränen ihres Herzens Noth und Anliegen auszuſchütten? Es muß einem artigen Frauenzimmer eine rechte Herzensſtärkung geben, wenn ihr ein Plauderer auf allen Schritten nachläuft und ihr mit Seufzen und Heulen in einem recht vermeintlich angenehmen Ton etwas vorleyret. Woferne dergleichen Aufführung ſeiner Eigenliebe eine Zeitlang ſchmeichelt, und ihm groſſe Begriffe von ſeinen mächtigen Reizungen in den Kopf ſetzet, ſo iſt es gewiß, daß er in ſeinen Manieren etwas von einem ganzen Narren hat, der einen nur

ein wenig zarten Geſchmack nicht aufſtutzig machen ſollte. Wer eine feine Schilderey davon ſehen will, wird ſelbige bey dem Sarraſin finden.

XIX.

Abbildung der luſtig verliebten Narren*.

Ich habe nun lange genug von den Liebhabern mit der ernſthaften Miene, welche ſie zu ganzen Narren macht, geredet, ich muß alſo noch etwas von den poßierlichen Haſen ſprechen, die auf eine luſtige und zeitvertreibende Weiſe verliebt ſind.

Lyſis, der von ſeiner Eitelkeit beſeſſen iſt, unaufhörlich ſeinen ſchönen Fuß bewundert, und die meiſte Zeit mit Einrichtung der Locken ſeiner Perücke zubringet, will ſich des Herzens eines Frauenzimmers bemächtigen, welches er nicht anders, als ein ihm allen Rechten nach gebührendes Gut betrachtet. Mit Entwerfung eines auszuführenden Plans eines vollkommenen Romans hält er ſich nicht auf. Dergleichen ſyſtematiſcher Liebeshandel gehört für gemeine Verdienſte. Er geht mit einer erhabenern Art und Weiſe zu Werke.

So bald er ein Frauenzimmer der Ehre würdig zu ſeyn erachtet, ihm zu gefallen, ſo nimmt ſeine geſchwinde und lebhafte Phantaſie alſofort Beſitz von dem Herze der Schönen. Er weiß ſchon voraus, daß ſie nicht einen Augenblick anſtehen wird, den an ſich ſelbſt ausgeſtellten Uiberlaſſungscontract genehm zu halten, er

*) LXXX Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

er meldet ihr im Cavalierton, daß er ſie liebet. Dieſe Nachricht kommt ihm gar zu angenehm vor, als daß er dieſelbe einen Augenblick länger verhalten ſollte. Nachdem er mit ſeiner Erklärung leicht obenhin gewiſcht, macht er ihr eine prächtige Erzählung von den Geſchichten ſeiner verliebten Abentheuer. Darinne höret man von nichts, als von zahmgemachten Klugthuerinnen, von gebändigten Coqvetten, von eiferſüchtigen Männern, von verzweifelten Mitbuhlern.

Das iſt der Inhalt ſeiner Unterredungen, und iezuweilen findet ſich etwan eine, die ihm auf die unſinnige Prahlerey ſeines Verdienſtes ins Garn gehet. Er trift auch öfters andere von beſſerm Geſchmack an, die ſeine Narrheit beluſtiget, und ihn mit leerer Hofnung aufhalten, damit ſie ſich mit ſeiner närriſchen Eitelkeit einen ergötzlichen Zeitvertreib machen können. Er glaubet gewiß, daß man ihn in dem Augenblick anbetet. Wie könnte auch ein Frauenzimmer einem Galan widerſtehen, der die Herzen aufm erſten Anblick verliebt macht, und dem zu gefallen das ganze ſchöne Geſchlecht alle Verdienſte zuſammen nimmt? Dergleichen Hirngeſpinſte wollen dem Lyſis gar nicht einfallen. Man betet ihn an, und das iſt ganz ſicher. Man mag ihm tauſend Merkmale von einer verächtlichen Kaltſinnigkeit geben. Man mag ſeinem Mitbuhler in ſeiner Gegenwart die deutlichſten Gunſtbezeigungnn erweiſen. Das ſind Lappereyen, kleine liſtige Streiche, ſeine Zärtlichkeit zu erwecken, und den wichtigen Beſitz ſeines Herzens nur deſto mehr zu befeſtigen. Diejenige, ſo ihm am übelſten mitſpielet, vermehret nichts deſtoweniger die herrliche Liſte ſeiner Triumphe, und dieſe phantaſtiſche Eroberung dienet vielleicht dem Lyſis, daß er eine in der That erhält.

Die

Die Art und Weiſe, wie Floridor liebt, hat einen nicht weniger theatraliſchen Character. Sobald er von einem Frauenzimmer gerühret iſt, ſobald ſucht er den Weg nach ihrem Herzen, dabey ſtellt er ſich aber an, als ob er nichts ſuchte. Er hat ſagen hören, das Frauenzimmer macht es wie der Schatten, der vor dem Cörper fliehet, wenn er auf ihn zugehet, und ihm nachfolget, wenn er ſich von ihm entfernet. Die Richtigkeit dieſes Gleichniſſes trift in unendlich viel Exempeln ein, und Floridor vermeinet daraus eine richtige Regel zu machen, damit er zum Zweck ſeines zärtlichen Verlangens kommen möge. An ſtat, daß er ſeiner Geliebten Verſicherungen ſeiner Liebe geben ſollte, macht er derſelben eine Erklärung ſeiner gleichgültigen Unempfindlichkeit. Mit einem verſtellten Stolz zeigt er in einem weitläuftig ausgeführten Bericht die ganz unbewegliche ruhige Zufriedenheit ſeines Herzens, und die Unmöglichkeit, demſelben die allergeringſte Zärtlichkeit beyzubringen. Schlechterdings umſonſt und vergebens hat ſich die Natur, wie er ſpricht, bemühet, an das ſchöne Geſchlecht ſo viel Reizungen zu verſchwenden. Blöde Herzen laſſen ſich nur durch das Geziere des Frauenzimmers fangen, und mit ein wenig Standhaftigkeit iſt nichts leichter, als ſich für dergleichen lächerlichen Zuſtand zu vertheidigen.

Solchergeſtalt wehret ſich Floridor, da ihn doch niemand angreift, und er bildet ſich feſt ein, ſeine Geliebte wird Himmel und Erde bewegen, ein ſolches ungeheuer wildes Herz zu zähmen, deſſen Eroberung ſo ſchwer gemacht wird. Zum Unglück aber iſt ſeine Finte ſo grob und ungehobelt, daß ſie ſeine Schöne ohne Vergröſſerungsglas ſehen, und gar bald erkennen kan, es ſey ein Feſtung, die nur den Angrif wünſchet,

ſchet, damit ſie mit Ehren zum Vergleich kommen möchten.

Wenn nun auch die Freyheit dieſes vermeinten Hippolytus gleich eben ſo tapfer als das goldene Vließ vertheidiget würde, ſo würd er doch allezeit in Gefahr ſtehen, ein ruhiger Beſitzer davon zu bleiben. Würden ſich wohl ſeine Geliebten viel um einen Gegenſtand bekümmern, der die Mühe nicht belohnte, und den Ruhm ihrer Annehmlichkeiten gegen eine ſo nichtswürdige Eroberung auf das Spiel ſetzen? Kein Frauenzimmer thut es den Helden nach, welche aus Erbitterung des Widerſtands, nach tauſend erfochtenen ſo wichtigen, als rühmlichen Siegen, ſich in Gefahr ſetzen, vor einem Platz zu verunglücken, der eben ſo unbezwinglich, als demjenigen unnützlich iſt, der Meiſter davon wird.

Noch eine andere Art vom verliebten Unſinn. Der Marqvis Klitander, damit er von der Dorinde geliebet wergen möge, bekümmert ſich wenig um einen zärtlichen Witz, noch um ein redliches Herz: Dergleichen Reizungen gehören für den Bürgerpöbel. Seine Verdienſte und was ihn beliebt machet, findet er in ſeinem Schloſſe, in ſeinen Titeln, in ſeinen Jagdhunden, und überhaupt in ſeinem prächtigen Aufzug. Er verlangt, daß eine Menſchengeſtalt, die von ſechs Viehmaſchinen gezogen, und mit ſechs armſeligen Schuhputzern, die man mit von Gold und Silber bordirte Lappen bedeckt hat, begleitet wird, ein unſtreitiges Recht beſitze, keine Grauſame anzutreffen. Anſtat Flammen, Brand, Beſtändigkeit, zärtliche Bewegungen beſtändig im Munde zu führen, redet er zu ſeiner Schönen von einer Caroſſe nach der neueſten Erfindung, von getiegerten ſchönen Pferden, prächti-

gen

gen Libereyen, und auf dieſe Sachen thut er eben ſo ſtolz, als ob es die liebenswürdigſten Eigenſchaften wären. Wenn man ſeine Art und Weiſe zu lieben mit Vernunft betrachtet, ſo kan man ſich nichts närriſchers vorſtellen, und es heißt im eigentlichen Verſtande, daß er ſeine Geliebte in ſeine Knechte, Pferde und Hunde verliebt machen wollte. Unterſuchet man dieſelbe aber nach der Erfahrung, ſo iſt es eine ſehr weit um ſich greifende Narrheit.

Es giebt ſehr viel Frauenzimmer, deren Herzen dem muthigen Getrampel zweener raſchen und muntern Hengſten an einer prächtig vergoldeten Caroſſe widerſtehen können. Dieſes glänzende Gepränge feuert augenblicklich die Einbildung an, und theilet dieſe Hitze allen ihren Meinungen mit. Wenn man ſolchergeſtalt dieſe Mittel anwendet, ſich beliebt zu machen, ſo findet ſich der Grundſatz davon eben ſo ſtark in der Narrheit der Geliebten, als in des Galans Wahnwitz.

Soll man auch noch die Aufführung der Anbeter, die alle Tage den Gegenſtänden ihrer Zärtlichkeit das Rauchfaß vors Geſicht halten, der männlichen oder weiblichen Thorheit aufs Kerbholz ſchneiden? Sie ſuchen ſich ihren Herzen durch abgeſchmackte Lobeserhebungen einzuſchmeicheln. Alle Schönheit ihrer Geliebten wird bis an die Wolken erhoben, und durch viele mit den Haaren darzugezogene Urſachen, machen ſie aus allen ihren Fehlern Vollkommenheiten. Sie ſind nicht einmal damit zufrieden, daß ſie dieſelben ſchön machen, ſie gehen hierinne noch viel weiter, als iemals die Natur hat gehen können. Ihr Geſicht ſetzen ſie von Sternen, Perlen, Corallen, Lilien und Roſen zuſammen, und berauben alſo Himmel, Meer

und

und Erde dieſelben auszuſchmü[illegible]en. In ihrer Gedenkensart ſehen ſie nichts, als Feuer, Witz und Geiſt, in ihren Reden lauter Annehmlichkeiten, und indem ſie ſolche, dem Scheine nach, als eine Gottheit bedienen, machen ſie in der That eine Närrin aus ihr.

Man wird mir erlauben, dieſen verſchiedenen Arten verliebter Thorheiten den Character derer anzufügen, welche, ob ſie gleich von dieſer Seuche nicht angeſteckt ſind, ſich dennoch beſtreben, den Schein eines Erzverliebten zu haben. Dieſes ſind die lächerlichen Jungferknechte, die eine Gewohnheit daraus machen, auch wohl gar vor eine Pflicht halten, allen weiblichen Geſtalten etwas verliebtes vorzuſagen. Ihre verliebten Eidesformelgen ſehen ſie für eine dem ſchönen Geſchlecht pflichtſchuldige Huldigung an, deren man ſich zur Beruhigung ſeines Gewiſſens nothwendig unterziehen müſſe. Es fehlt auch nicht viel, daß ſie ſich über den richtigen Abtrag nicht ein Qvittung ausſtellen laſſen. Findet man ſie unter zwanzig Frauenzimmern, ſo darf man nicht denken, daß ſie weggehen, ehe und bevor ſie einen Umlauf in der ganzen verſammelten Geſellſchaft von ihren kund und zuwiſſen gethanen verliebten Unterthänigkeit verfüget haben.

Sollte man wohl glauben können, daß ſich Männer finden würden, die dasjenige in der That empfinden, was dieſe Narren, davon ich geredet habe, zu empfinden, den Schein haben wollen? Gleichwohl iſt nichts gewiſſer. Es giebt Univerſalverliebte, die in das ganze weibliche Geſchlecht verliebt ſind, und kein Weibsgeſicht erblicken, gegen welches ſie nicht etwas zärtliches empfinden. Sie ſind die wahrhaften Oviden, nach der Abbildung, die dieſer verliebte Dichter ſelbſt von ſich gemacht hat.

XX.

Die altväteriſche Liebe *.

- - - Turpe ſenilis amor.

Ich habe bemerket, wie ſchlecht ſich das Spiel der Galanterie mit der wohl anſtändigen Ernſthaftigkeit eines Greiſes zuſammen reime. Sollte wohl die alberne Schwachheit, artig und angenehm zu ſeyn, wenn die Zeit verſtrichen iſt, darinne man der Welt gefällt, dem ſchönen Geſchlecht eher, als dem unſrigen vergeben, oder entſchuldiget werden können? Ich meines Orts, ſage ja, und ſiehe, worauf ich meine Meinung gründe.

Unſtreitig iſts, daß alle diejenigen, ſo eine Empfindung haben, und auf ſich ſelbſt denken, ſich natürlicher Weiſe einer Begierde überlaſſen, ein nach ihrem Humeur abgemeſſenes Anſehen zu erlangen. Leute, welche kein Verlangen tragen, ſich unter den Menſchen auszuzeichnen, werden mehr durch einen Trieb bewegt, als durch eine vernünftige Seele geleitet und geführet. Sie haben keine Eitelkeit, daher ſind ſie auch deſto verächtlicher.

Nun macht aber das Verlangen, geliebt zu werden, und durch ſeine annehmliche Eigenſchaften eine Reputation zu erhalten, die allererſten und rührendſten Eindrücke in die Herzen. Es iſt auf eine Art dem Menſchen natürlich, weil es in der Neigung zur zärtlichen Verbindung beyder Geſchlechte; in einer Neigung, welche uns die Natur ſelbſt, aus einer unver-

*) LXXXIII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

vermeidlichen Nothwendigkeit ihrer Abſichten, eingepflanzet hat, gegründet iſt.

In der erſten Jugend kan dieſes Verlangen, geliebt zu werden, in dem einen Geſchlecht ſowohl, als in dem andern gleich ſtark ſeyn. Natürlicher Weiſe aber muß es in dem Herze eines Mannes weniger dauren. Nach dem Maaß der zunehmenden Jahre findet er weit ernſthaftere Beſchäftigungen vor ſich, welche in ſeinem Gemüth mehr mannhafte Leidenſchaften, als die Liebe iſt, in ihm erregen. Wiſſenſchaften, Würden, das Glück bemächtigen ſich ſeines Verſtandes, ſie erfordern ſeine äuſſerſte Sorgfalt, und laſſen ihm kaum ſo viel Zeit übrig, verliebt zu werden.

Auf dieſe Weiſe iſt das Verlangen zu gefallen, in Anſehung unſerer, beſchaffen, und die Jahre, darinne man in demſelben am beſten fortkommen kan, können mit eben dieſem Verlangen zugleich verſchwinden.

Mit dem Frauenzimmer hat es eine ganz andere Beſchaffenheit. Hohe Ehrenämter, anſehnliche Würden haben keine Verwandtſchaft mit ihnen:

Supereſt præter amare nihil
Quod ſupereſt faciunt.

Vielleicht wird man dagegen ſagen, daß die Sorge für das Hausweſen, die Erziehung der Kinder fähig gnug ſeyn könnten, ſie von Lappereyen abzuziehen. Allein dieſen Einwurf wird mir niemand als etwan ein gemeiner Bürger machen können. Weiber, welche nur etwas bedeuten wollen, vermengen ſich gemeiniglich nicht leicht mit ſolchen Kleinigkeiten. In ſolchen gemeinen Pflichten findet man viel zu wenig

Glanz, als daß man einen allgemeinen Satz aus demjenigen machen wollte, was die Mütter vom niedrigſten Pöbel mit äuſſerſtem Fleiß beobachten. Dieſes iſt die Art und Weiſe gar nicht, ſich hervor zu thun, oder ein Anſehen in der Welt zu erlangen. Mit Haushaltungsſorgen, mit der Beſchäftigung der Kinderzucht, da man ſeinen annoch zarten Kindern die erſten Eindrücke der Tugend in dem Verſtand befördern ſoll, wird gewiß ein artiges Weib ſich wenig Anbeter, wenig eiferſüchtige Mitbuhler erwerben, man würde kaum an ſie denken; eines bürgerlichen Todes müſte ſie ſterben.

In Reputation zu ſtehen, der ſchöne Gegenſtand aller Unterredungen zu werden, muß man einen groſſen Schweif von Anbetern nach ſich ziehen. Mit den berühmteſten Coqvetten muß man ſtreiten können, welche die zahlreichſte Hofſtat halten, und die demüthigſten Sclaven um ſich herum ſeufzen hören. Man muß noch darzu ſetzen, daß es faſt gar zu ſchwer falle, das Vergnügen mit der Pflicht zu verwechſeln. Eine Paßion giebt gemeiniglich nur einer ſtärkern nach, und man ſchreitet weit leichter von einer heftigen Bewegung zu einer noch heftigern, als von der Verwirrung zur Ruhe. Wenn die Männer des Liebens ſatt ſind, können ſie von der Zärtlichkeit zur Ehrbegierde überlaufen. Die Weiber aber müſſen von der Liebe zur Weisheit übergehen.

So natürlich es indeſſen ſeyn mag, und um ſo viel mehr Entſchuldigung das ſchöne Geſchlecht für dem unſrigen verdienet, wenn man ſeine Zärtlichkeiten weiter treibet, als ſeine Annehmlichkeiten dauren; ſo gewiß muß man auch zugeben, daß dieſe Narrheit an

den Weibern weit eckelhaft abgeſchmackter, als an uns wird. Mit den Schönheiten der Natur iſts nicht ein Haar anders, als mit den Schönheiten der Kunſt beſchaffen. Je zarter dieſelben ſind, ie mehr ſind ſie der Verwüſtung der Zeit ausgeſtellet. Die reizenden Annehmlichkeiten des ſchönen Geſchlechts ſind dieſem Schickſal unterworfen. Dieſe zärtlich feine und vollkommen annehmliche Züge ändern ſich geſchwind, und dieſe lebhaft glänzende Farben verſchieſſen, ehe man ſichs verſiehet. Die männlichen Annehmlichkeiten haben, ſo zu reden, mehr körperliches, ſie können den Angrif des Alters weit ſtandhafter aushalten. Uiberdieſes lieget die Liebenswürdigkeit der Männer nicht im Geſicht, ſondern in der richtigen und wohl eingerichteten Ordnung ihrer übrigen Gliedmaſſen, daher bleibt ſie auch viel gewiſſer und dauerhafter, als die friſche und klare Haut der Geſichtsſchönheit.

Ein Frauenzimmer, ſo ſich in den jämmerlichen Umſtänden befindet, darinne ſie leider erkennen muß, daß ihr Geſicht und ihr Herz in ſtarker Uneinigkeit ſtehen, bemühet ſich gemeiniglich ſehr ſorgfältig, dieſem Hauptfehler durch koſtbaren Kleiderputz abzuhelfen, und ſich das Anſehen der Jugend dadurch zu verſchaffen, welches ſie auf immerdar verſchüttet hat. Zum Unglück aber iſt eine aufgefirnſte Häßlichkeit noch einmal ſo eckelhaft, als eine, daran man nicht gekünſtelt hat, und alle Zierrathen, mit welchen ſich die weibliche Antiqvität putzt und ſchmücket, ſtellen die zerfallenen Trümmer der Annehmlichkeiten nur noch in ein heller Licht, und machen den Schatten zwiſchen den Runzeln der Stirne deſto kenntbarer.

Es iſt wohl wahr, man ſtudirt darauf, dem Ungemach mit der Schminke abzuhelfen, und legt ſich mit

allem Fleiß auf die Kunſt, einem abgealterten Geſicht den Glanz der friſchen Jugend beyzubringen. Leider aber alles vergebens. Mit alle ihrer Macht kan ſie, wie Fontenelle ſagt, dem berühmten Hauptråuber, der Zeit, nicht entwiſchen. Eingefallene Håuſer und Pallåſte kan man wohl wieder eben ſo ſchön von Grund aus aufbauen. Schade, daß die eingegangene Geſichter dieſes Vortheils beraubt ſeyn müſſen!

Man kan wohl ſagen, daß eine alte abgenutzte Frauengeſtalt kein allgemeiners Mittel, ſich vollends zum Scheuſal zu machen, finden kan, als die Schminke, welche es der Natur gar zu gleich thut. Bey der Håßlichkeit, welche eine natürliche Wirkung des Alters iſt, findet man doch zum wenigſten eine gewiſſe gleichförmige Einrichtung, wo alle Theile zuſammen ſtimmen. Wenn aber die Künſteley einige davon ausſtreichet, ſo wird das Ganze ſodann deſto ſchåndlicher. Was für ein lächerliches ungeordnetes Gemengſel erblicket man nicht in einem Geſicht, wenn uns eine ſchimmernde weiſſe Farbe, und ein blühendes Roth an einen Ort, anderer Seits aber die tiefen Furchen der Runzeln, eingefallene halb verloſchene Augen, mit einem Wort, der völlige Auszug aus dem Taufregiſter vor die Augen kommen, der gemeiniglich alten Leuten auf ihre ganze Geſtalt geſchrieben iſt.

Man ſollte auch noch ſagen, daß alte Coqvetten ihre gemahlte Jugend Lügen ſtraften, wenn ſie mit aller Gewalt den Buſen entblöſſen, den ſie doch, wenn ſie ſich auf ihren wahren Nutzen recht verſtånden, ſorgfåltig verdecken ſollten.

In Wahrheit das Herz muß mit kaltem Eiß überzogen werden, die heftigſten Begierden verlöſchen, wenn man einen Buſen erblicket, nach welchem das Geſicht auf Treppen hinunter ſteigen muß, ſo das Alter in die Haut gebauet hat. Hier würde die Liebe, welche auf dem geborgten Anſtrich der falſchen Annehmlichkeiten gebohren würde, unfehlbar ſogleich wieder ihr Grab finden.

Ein prächtiger in Schutt gefallener Pallaſt, eine in der Welt berühmte Stadt, ſo man in ihren eignen Ruinen ſuchet, ſind ſolche Gegenſtände, die aller Welt viel ſittliche Betrachtungen an die Hand geben. Ich, meines Orts, empfinde eine unüberwindliche Begierde, dergleichen anzuſtellen, wenn ich einen ſo dummen ungelehrigen Buſem erblicke, den die ausſtudirten Künſteleyen der Coqvetterie nicht ins Geſchicke zu bringen vermögend ſind. Niemals, als zu der Zeit, ſtelle ich die ernſthafteſten Betrachtungen an, und erwege die Unbeſtändigkeit der menſchlichen Dinge, die grimmige Herrſchaft, ſo der wütende Tyranne, die Zeit, über die ſchönſten Werke der Natur ausübet. Das gute Frauenzimmer thäte in Wahrheit beſſer, wenn es uns mit dergleichen Veranlaſſung zu ſittlichen Betrachtungen verſchonen wollte. Sie würden weit witzigere Coqvetten ſeyn, wenn ſie nur beſcheidener werden wollten.

Gewiſſe Bejahrte haben noch ein ander Geheimniß erfunden, ſich dem Mannsvolk zum Abſcheu zu machen, wenn ſie in der Stimme, im Lachen, in der Stellung des Leibes, allerhand kleine Artigkeiten der Jugend nachmachen.

Sie laufen auf alle Bälle, und dabey unterlaſſen ſie nicht, einige Proben von ihrer Munterkeit abzule-

gen. Was aber noch mehr iſt, ſie halten ſich gar einen Tanzmeiſter. Wie ſollte man ihnen nun die Jugend ſtreitig machen können? Würde man nicht ſehr lächerlich ſeyn, wenn man glauben wollte, ein Frauenzimmer, welches noch tanzen lernet, habe ein halbes Jahrhundert auf den Nacken?

Mir ſind noch andere Coqvetten aus der alten Chronick bekannt, welche bey der Luſt an Tafeln und auf Gaſtmahlen ſich hervor zu thun bemühen, da ſie durch treuen Beyſtand der Bouteillen ihre Annehmlichkeiten zu begeiſtern ſuchen.

Andere beſtreben ſich, ihren veralterten Annehmlichkeiten mit frechen Reden und zweydeutigen Worten zu Hülfe zu kommen, deren Uippigkeit bis zur Unverſchämtheit ausſchweifen. Sie hoffen dadurch das Herz eines jungen Herrns zu bewegen, und wollen lieber einen Liebhaber durch unverſchämte Wege erhaſchen, als gar keinen haben.

Dergleichen Reden haben wenig oder gar keine Annehmlichkeiten in dem Munde eines Frauenzimmers, wes Alters es auch ſeyn mag, ſolche aber von einem verjahrten anzuhören, iſt eben ſo viel als ein Brechmittel in die Ohren einnehmen, wenn man auch noch ſo wenig von einer zärtlichen Gedenkensart beſäſſe.

Es geſchiehet öfters, daß Frauenzimmer, welches dieſe Paßion der Liebe zu der Zeit nicht empfindet, die doch am geſchickteſten iſt, uns dieſelbe einzuflöſſen, ſich alsdann erſt derſelben überläßt, wenn wir uns durchaus nicht entſchlieſſen können, ſolche mit ihm zu theilen. In dem Frühling ihrer Jahre waren ſie allzuſehr mit dem Vergnügen beſchäftiget, welches ſie in der Anbetung des Mannsvolks fanden. Ihre einzige Leidenſchaft

ſchaft war der Hochmuth, und ie mehr ihre Eitelkeit durch die Menge und Verdienſte derer um ſie herum ſeufzenden Liebhaber vergnüget wurde, ie gröſſere Zufriedenheit empfand ihr Gemüth. In ihrem Verlangen war kein leerer Raum zu finden. Da aber das Alter geſchlichen kommt, und die Liebhaber verſcheuchet, daß ſie aus einander flattern, ſo wird ihr Herz mit einmal von ſeiner Schlafſucht aufgeweckt, und nun werden ihnen die Männer erſt angenehm, nachdem ſie ſich von ihnen verlauffen haben.

Dieſes jämmerliche Elend eines Frauenzimmers, welcher die Zeit alle Schönheit, das koſtbarſte Theil ihrer ſelbſt geraubet hat, findet Horaz ſo gar betrüblich, daß er diejenigen glückſelig preiſet, welche der Tod aus einem ſo groſſen Unglück weggerafft hat.

Diejenigen nun, welche mit einem ſo koſtbaren und kurzen Leben nicht begnadiget werden, kaufen ſich öfters, wenn alle Stränge reiſſen, einen jungen Ehemann aus höchſter Noth, und damit legen ſie vollends ihre Schwachheit und äuſſerſte Narrheit der ganzen Welt vor Augen.

Ein altes Weib, ſo ſich zu dergleichen Ehe entſchließt, begehet unſtreitig eine weit gröſſere Narrheit, als ein Mann, der in ſeinen alten Tagen ſich mit einem jungen Mädgen verheirathet. Er kan noch Bewegungsgründe haben, die dergleichen Verbindung für nothwendig erklären, und das Verlangen, ſein Geſchlecht fortzupflanzen, hat oftmals die weiſeſten Männer zu dieſem Entſchluß angetrieben. Alte Weiber können ihrem lächerlichen Betragen dergleichen Mäntelgen nicht umhängen, ſondern durch dergleichen verkehrten Eheſtand legen ſie der ganzen Welt

ihre Unkeuſchheit vor Augen. Welchen Verwirrungen, welchem nagenden Verdruß ſtellen ſie ſich überdieſes nicht aus? Sie müſſen gemeiniglich ſehen, wie ein junger Gemahl ihre Reichthümer für ſeine unrechtmäßige Buhlereyen verſchwendet, und alſo mit dem Lohn ſeiner Schandthat in Geſellſchaft ſeiner Buhlerinnen, ſich gegen den Eckel, den ihm ſeine widerwärtige Helfte verurſacht, ſchadlos ſetzet. Fände ja auch ein Weib dieſes Gelichters eine Art von einem rechtſchaffenen Manne, der, weil er ſie von Herzen zu lieben ganz unfähig iſt, dieſes durch andere Gefälligkeiten zu erſetzen ſuchte, ſo wird ſie dennoch unglücklich ſeyn. Das gerechte Mistrauen in ihre Geſtalt muß ſie ganz natürlicher Weiſe zur Eiferſucht bringen. Man weiß aber, wie toll dieſe Paßion zu verfahren pflegt, und wie grimmig ſie mit einem Gemüth umgehet, darüber ſie ſich Meiſter gemacht hat. Uiber dieſes erreget ſie die betrüblichſten Verwirrungen in ſchwachen Seelen; die Eigenſchaften eines Weibes aber, und noch darzu einer alten Frau ſind dieſer wütenden Leidenſchaft immer am meiſten ausgeſtellet. Man kan kaum mit dem feinſten Pinſel das Unglück einer Frau abſchildern, welche auf ihre Unruhe mit Fleiß ſtudirt, und in allem Betragen eines unglücklichen Ehemanns Gift und Galle findet, der in der That noch weniger von ihrer Raſerey fühlet, als ſie ſelbſt davon ausſtehen muß.

XXI.

Die Liebe des Frauenzimmers *.

In meinen Abhandlungen des Menſchenfeinds verſprach ich, iezuweilen ein Wort mit dem Frauenzimmer zu ſprechen, indem ich mir ſchmeichele, ihnen etwas ihrer Aufmerkſamkeit würdiges vorzuſagen. Bis hieher habe ich mein Verſprechen ſchlecht gehalten. Wie ich mich aber rühme, daß ich mein Wort genau erfülle, ſo faſſe ich den feſten Entſchluß, meine Verſäumniß in der Fortſetzung meines Werks mit Wucher einzubringen. Ich mache anietzo den Anfang, und widme ihnen einige Betrachtungen. Nur wünſche ich mir das Glück ihnen gefällig zu werden, meine Schreibart aus ihrer gewöhnlichen philoſophiſchen Trockenheit zu reiſſen, und derſelben etwas von der vortheilhaften Galanterie des Buſſy, die ſich von dem Ritter d'Her... und dem Voiture auszeichnet, beylegen zu können.

Meine Schönen, Sie werden von vielen Mannsperſonen geliebet. Sind dieſe noch ſo jung, ſo führt ihre Liebe etwas von Raſerey bey ſich, weil ſie aber der feinen Zärtlichkeit, die nur ſchönen Seelen eigen iſt, nicht fähig ſind, ſo verlieret ſich die Paßion gegen ihnen, mit der Lebhaftigkeit ihrer Jugend. Oftmals verwandelt ſie ſich gar in einen Haß, und ſie ſagen wohl gar in ihrem Herzen von dem ſchönen Geſchlecht:

Ich liebte dich zu viel, daß ich dich haſſen muß.

*) XLV Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Ich, meines Orts, habe ſie ebenfalls ſehr geliebet, da aber mein Herz und Verſtand allezeit an meiner Zärtlichkeit gegen ſie Theil genommen, ſo hege ich noch bis ietzo eine innige zärtliche Hochachtung gegen Sie. Es kommt wohl noch weiter, und als ein Menſchenfeind ſollte ich mich faſt ſchämen. Es kränkt mich, daß ich mich in einem Alter befinde, darinne ich mich nur mit der Hochachtung gegen Sie behelfen muß.

Laſſen Sie ſichs nicht einfallen, als ob ich mich zur Bande der alten Narren hielte, die ſich in ihren alten Tagen noch mit der Pralerey kützeln, was ſie für trefliche Helden in ihrer Jugend geweſen, und wenig Frauenzimmer ihren Verdienſten hätte widerſtehen können. Dieſes iſts auch, was ich dem armen Abelard zu gute halten kan. Ein wenig Pralerey iſt ja den Unglückſeligen vom erſten Rang wohl zu überſehen.

Wie ſinnreich witzig iſt die Selbſtliebe nicht! Da ein alter Mann in ſeiner äuſſerlichen Geſtalt nichts mehr antrift, welches gefallen mag, ſucht er wenigſtens, daß man die Schönheit ſeines vormaligen Anſehens in ihren Ruinen annoch lieben ſoll. Er ruft das Vergangene dem Gegenwärtigen zu Hülfe, und in ſeine groſſe Perücke vergraben, von ſeiner unbehülflichen Leibsmaſchine behindert; ſchreyet er ſich bald todt, was er für ein niedliches Köpfgen, und für eine nette Leibesgeſtalt vor Olimszeiten beſeſſen habe: Wir wollen ſie hier ſchreyen laſſen, ſie leiten mich gerades Weges nach der Sittenlehre.

In der Blüte meiner Jahre that ich mein äuſſerſtes, Ihnen zu gefallen. Oefters, in Ermangelung Ihnen gefällig zu ſeyn, machte ich mir das Vergnü-

gen

gen zu unterſuchen, warum Sie mir ſo wohl gefielen, und wo der Fehler bey Ihnen ſteckte, daß Sie mir nicht mehr gefielen. Jezuweilen überfiel mich ein zärtlicher Verdruß, daß ich ſie ſo ſehr nicht mehr lieben konnte, als ich wünſchte, und ich unterwande mich, Ihnen ſolche Rathſchläge zu ertheilen, welche meiner Ruhe eben ſo viel Eintrag thaten, als ihren Reizungen vortheilhaftig waren. Wie man aber insgemein auf die beſten Abſichten die geringſte Aufmerkſamkeit ſchlägt, ſo wurde auch meine Redlichkeit und unintereßirte Freyheit ſchlecht belohnet. Mein Unglück gab mir Anlaß zu bemerken, daß Sie die Redlichkeit weder an ſich ſelbſt, noch an andern nicht ſonderlich achteten, mithin dergleichen Gedenkensart Ihrer Schönheit, in dem Herze eines rechtſchaffenen Mannes, keinen ſonderlichen Nachdruck verſchaffte. Sie wünſchen ſich doch Liebhaber von treflichen Verdienſten. Wo ſollen aber die Mittel herkommen, denſelben lange gefällig zu bleiben, wenn Sie nicht derſelben Eigenliebe wohl anwenden? Bemühen Sie ſich nicht ſelbſt, dieſelben Ihnen abwendig zu machen, wenn Sie dem wohlbedächtigen Lobe, das Ihnen ihre Redlichkeit beyleget, die im Kreis umlaufenden hohen Lobeserhebungen vorziehen, welche ein geſchworner Schmeichler gleichdurch allen weiblichen Geſtalten zu opfern pfleget? Das Mannsvolk iſt mit Ihrem Geſchmack an der Redlichkeit nicht allzueinſtimmig. Sie lieben dieſe bey ihren Freunden gar zu ſehr, und würden ſie auch an ihren Liebhaberinnen lieben und ehren, wenn ſie nichts hartes und ſchimpfliches darinne fänden, und wenn Sie dieſelbe mit artigen und dem ſchönen Geſchlecht natürlich eigenen Manieren verſüſſen wollten, die ſich mit der Redlichkeit überaus wohl vertragen. Was die Aufrichtigkeit liebenswürdiges

in ſelbſt hat, wenn es noch darzu mit dem, was unter Ihnen ſehr ſeltſam iſt, vereiniget wird, daſſelbe iſt überhaupt ſehr geſchickt, Ihnen die gröſte Hochachtung und Zärtlichkeit aller derjenigen zu erwerben, die einigen Geſchmack an wahren Verdienſten beſitzen.

Man darf eben ſo gar tief nicht in Ihre Herzen dringen, wenn man wiſſen will, wie empfindlich Sie über den Verdruß ihrer Liebhaber werden. Wie wenig würden Sie aber dieſem Unglück ausgeſtellet ſeyn, wenn Sie mit Ihren Annehmlichkeiten, und unſerer Zärtlichkeit nur beſſer zu wirthſchaften wüßten.

Gemeiniglich verſchlagen Sie ſich ihre Liebhaber durch ausſchweifenden Eigenſinn, oder ſchläfern derſelben Paßion durch eine allzukraftloſe Gleichheit ein. Ihre Herrſchaft über deren Herzen würde von weit längerer Dauer ſeyn, wenn ſie in Ihren Manieren eine gewiſſe Unordnung beobachten wollten, die nicht ſo wohl aus einem wunderlichen Eigenſinn, als von einer geſchickten Lebhaftigkeit, Ihre Verdienſte auf mancherley Art zu verändern, und ihnen immer einen neuen Schwung zu geben, ihren Urſprung nehmen darf.

Laſſen Sie nur ihrem Liebhaber bald einen kleinen ſtolzen Trotz, bald eine rührende Gefälligkeit ſehen. Einmal zeigen Sie ihm ein gläubiges Vertrauen, welches ihn ans Herz dringet, öfters ein wenig Eiferſucht, die ihn rege machet: Kurz, geben Sie ihm immer von Zeit zu Zeit etwas neues und rührendes in Ihrer Gedenkensart, in Ihrem Witz zu erkennen: So bin ich Ihnen Bürge vor ſein Herz, daß ſelbiges, wenn es ſolchergeſtalt in beſtändiger Wirkſamkeit erhalten wird, an keine Unbeſtändigkeit zu gedenken Zeit haben möchte.

Glauben Sie ja nicht, meine Schönen, daß das Mannsvolk insgemein durch eine wohlbedachte Verrätherey zur Veränderung ſchreitet. Seine Liebe wird oftmals wider ſeinen Willen in ihm gebohren, und ſtirbt auch auf gleiche Art wieder, weil es ihr am dienlichen Futter fehlet, das ſie von neuen aufrichtet und erhält. Geben Sie ſeiner Zärtlichkeit dieſes Futter nur vollauf, ſo werden Sie ihm, in der treueſten Ergebenheit, alle Süßigkeiten der Unbeſtändigkeit ſchmecken laſſen.

Erlauben Sie mir, noch zu ſagen, daß Sie insgemein in dem Aufputz Ihres Geiſtes ein wenig nachläſſig ſind, Sie ſchmücken ihn entweder gar zu ſehr, oder machen ihn ganz ungeſtalt. Uiberhaupt bringt die Natur ihre Gaben gar ſelten in einer höchſten Vollkommenheit hervor. Sie überläßt faſt meiſtentheils der Kunſt etwas darzu zu ſetzen. Ihre Gedenkensart glücklich und liebenswürdig zu machen, muß ein wenig bedachtſame Uiberlegung und ein wenig Leſen darzu kommen. Durch dieſe Mittel bereichern Sie zwar oftmals Ihren Witz, allein gar ſelten werden ſie angewendet, Ihre Vernunft in das Geſchicke zu bringen. Verändern Sie nur einmal die Lehrart, wenn Sie mir trauen wollen, wenden Sie Ihre größte Sorgfalt auf Vernunftſchlüſſe, dieſe haben ſie weit mehr, als Ihren Witz vonnöthen.

Nehmen Sie ſich aber ja wohl in Acht, daß Sie keine Philoſophinnen werden. Wollen Sie uns durch richtige Vernunftſchlüſſe, durch ſcharfſinnige Betrachtungen reizend rühren, ſo verſorgen Sie dieſelben mit natürlichen ungezwungenen Ausdrücken, die nicht nach der Bibliothek und der Studirſtube riechen,

ſondern das Anſehen der Wirkung eines nicht gemeinen Genies haben mögen. Die natürliche Geſchicklichkeit iſt Ihnen zum Erbtheil zugefallen, es macht ihre Verdienſte aus, und Sie dürfen nur beſorgt ſeyn, dieſes Naturell ins volle Licht zu ſetzen, nicht aber daſſelbe unter die Wiſſenſchaft begraben und verſenken.

Gewiſſe Perſonen unter dem ſchönen Geſchlecht, die ſich von dem Geziere, mit welchem die Lächerlichen-koſtbaren unſere Zärtlichkeit zu erhaſchen vermeinen, entfernen wollen, halten davor, ſie würden unſere Hochachtung erhalten, wenn ſie ſich über die Schwachheiten ihres Geſchlechts ſchwingen, und die Leibes- und Gemüthsſtärke, welche den Character der Männer ausmachen, erborgen wollen. Meines Erachtens fallen ſie in eine Ausſchweifung, die von der Liebenswürdigkeit eben ſo entfernet, als von derjenigen iſt, die ſie zu vermeiden gedenken.

Ein Frauenzimmer, das ſich etwas daraus machet, ſeine Reizungen zu verabſäumen, und ſeiner Schönheit alle Vortheile verſaget, die es von Fleiß und Kunſt erhalten kan, mithin ein ſtarkes und männliches Anſehen erzwingen will, daſſelbe ſcheinet einen Ruhm darinne zu ſuchen, uns zu mißfallen.

Was wir an einem Weibe am meiſten lieben, iſt nichts anders als die Eigenſchaft eines Weibes. Eigentlich iſt es eben dasjenige, was den Character ihres Geſchlechts machet, was uns rühret, was uns gegen ihre Verdienſte eine Empfindlichkeit einflöſſet. Ihre ſchönen Eigenſchaften mögen Hochachtung und Freundſchaft in uns zuwege bringen, allein ſie zwingen uns nicht zur Liebe, als nur in ſo ferne ſie, ſo zu reden, in das Weib gepfropft ſind.

Wenn ich iezuweilen zum Zeitvertreib die Rolan-
de, die Amadis geleſen habe, ſo ſind mir nicht etwan
die abſcheulichen Rieſen, ſo ein gemeiner Ritter mit-
ten von einander gehauen, die durch Zauberey aufge-
führten Schlöſſer und Palläſte, die durch einen einzi-
gen umſchweifenden Ritter in die Pfanne gehauene
Kriegsheere, von der Wahrſcheinlichkeit ſo entfernte
Dinge wunderlich vorgekommen: Tauſend mal När-
riſcher als alle dieſe Fratzen hat mir die Liebe geſchie-
nen, die man darinne den Helden gegen die Marphi-
ſen und Bradamanten eingegeben hat, die dem ta-
pferſten Ritter ihren Küras, zuſamt dem ledernen Köl-
ler vom Leibe geliehen, des Tages Sturm, Regen und
Wetter erdultet, und des Nachts auf der harten Erde
gelegen haben.

Wollen Sie meinem Rath zu folgen, ſich gefallen
laſſen, meine Schönen, ſo thun Sie ſich ja die Gewalt
nicht an, daß ſie aufhören wollten, Frauenzimmer zu
ſeyn. Wenn Ihnen ja die Natur ein ſtarkes und
männliches Temperament, aus Verſehen, verliehen
haben ſollte, verdecken Sie ſolches lieber unter dem
zärtlichen Vorwand kleiner Schwachheiten. Es läßt
einem Frauenzimmer recht übel, ein wenig matther-
zig zu thun, nur muß es ſich in Acht nehmen, dieſe An-
nehmlichkeit nicht allzuweit zu treiben, daß ſie lächer-
lich oder gar zum Laſter wird. Uiberdieſes wär es
ſehr wohl gethan, wenn ein Frauenzimmer liebens-
würdig zu ſeyn, und uns zu gefallen ſich ein wenig
Mühe zu geben belieben wollte. Jedoch müſte dieſer
gute Rath mit einiger Vorſicht ins Werk geſtellet
werden. Denn Sie nehmen oftmals ſehr falſche
Maaßregeln, uns mit Ihren Annehmlichkeiten zu rüh-
ren. Der Putz in Kleidung muß beobachtet werden,
die-

dieſes ſtehe ich willig zu. Die vollkommenſte Schönheit wird Mühe haben, mit einem nachläßigen Aufzug zu gefallen, und dieſe Unachtſamkeit muß doch, wenn ſie vortheilhaft werden ſoll, durch einen unvermerkten Kunſtgrif unterſtützt werden. Inſonderheit wird eine reizende Nettigkeit dazu erfordert; ohne welche die rührendſten Annehmlichkeiten unſere Zärtlichkeit kaum erregen können. Gemeiniglich laſſen Sie ſich gelüſten, in ihrem Anzug das lächerliche Bild eines Mahlers aus dem Alterthum zu copiren, welches er etwan von der Vorſtellung der Venus zu machen unternommen hat. Da ſeine Einbildung nicht die behörige Stärke beſeſſen in ſeiner Schilderey alle reizende Annehmlichkeiten der Natur anzubringen, hat er die gute Göttin mit prächtigem Gewand und koſtbaren Edelgeſteinen bepackt, und weil er ſie mit wenig Schönheit verſehen, ſie wenigſtens reich machen wollen.

Iſt Ihnen die Natur nicht günſtig geweſen, ſo verlangen Sie ja nicht, ihre Häßlichkeit, durch Hülfe des prächtigen Aufzugs, unſerm Nachdenken zu entziehen, noch unſere Augen, durch den Glanz ihrer Kleidung von ihrer darunter verſteckten Perſon wegzuwenden. Der prächtigſte Umhang dienet zu nichts weiter, als die wenige Schönheit vollends ins helle Licht zu ſtellen, und die vom Glück erborgten Schätze erheben nur ihre natürliche Häßlichkeit deſto mehr, und machen dieſelbe weit ſcheinbarer. Wie manches mal hat der Glanz eines Diamanten das ungeſtalte groſſe Ohr kenntbar gemachet, dem er zum Putz angehängt geweſen? Wie oft iſt einem trockenen verwelkten Buſem durch das koſtbare Halsband von den ſchönſten Perlen ein ſchlechter Dienſt geſchehen, welches man doch

zu

zu einem ganz andern Gebrauch dahin angebracht hatte?

Den Mangel einer einnehmenden äuſſerlichen Artigkeit kan man nicht füglicher als durch großmüthige Gedenkensart, durch Verſtandes Schönheiten, durch Holdſeligkeit und höfliche Manieren erſetzen.

Die Liebenswürdigen unter Ihnen, meine Schönen.... Doch halt, mein Blat hat ſeine völlige Ladung. Man wird niemals das Ende finden, wenn man mit Ihnen zu ſprechen anfängt. Je mehr man ſagt, ie mehr findet man zu ſagen. So habe ich auch noch in Willens, die Unterredung fortzuſtellen, und Ihnen zu zeigen, daß ich über die Art ihres Kleiderputzes ſo wohl, als über die wahre Herzhaftigkeit noch manche richtige Betrachtung gemacht habe.

XXII.

Der Kleiderputz des Frauenzimmers*.

Ich weiß es wohl, meine Schönen, daß Sie mit mir nicht gar zu wohl zufrieden ſind. Die Bittſchrift, ** ſo ich der franzöſiſchen Academie übergeben, darinne ich unterthänigſt gebeten habe, daß man in der franzöſiſchen Sprache, dem läppiſchen, albernen Kerl, (Fat) und dem Petitmaitre, ein Föminінum anzuſchaffen belieben möchte, mag wohl einen Bewegungsgrund zu Ihrer Unzufriedenheit mit mir, abgeben. Scherz bey Seite. Erwegen Sie nur, wenn es Ihnen beliebet, daß ich das ſchöne Geſchlecht nicht überhaupt angegriffen habe. Mein Abſehen war dahin gerichtet, daſſelbe für einem lächerlichen Fehler zu verwahren, der den Männern die größte Schande machet, und von dem natürlichen Character des Frauenzimmers gänzlich entfernet iſt. Sollten ſich einige unter Ihnen finden, meine Schönen, welche durch ihre etwas ungezogene Aufführung meinen Tadel rechtfertigten, möchten ſie, anſtat unwillig zu werden, vielmehr zeigen, daß ihnen das Mannsvolk an Gelehrigkeit nachgebe, ſie aber die liebenswürdige Beſcheidenheit wieder annehmen, welche Ihrem Geſchlecht die größte Annehmlichkeit beyleget. Diejenigen hingegen, ſo durch ihre weiſen und wohlgeſitte-

*) XLVII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

**) Es iſt dieſes eine Poeſie in der XXVI Abhandlung des Menſchenfeinds, welche, wie verſchiedene andere in der Uiberſetzung, meines Erachtens, alle Annehmlichkeiten verlieren würde.

ſitteten Manieren ſich über meinen Verweis in die Höhe geſchwungen, mögen ihrer Vernunft den Ruhm zuſchreiben, daß ſie meines Unterrichts nicht nöthig haben, ſich für die Nachahmung unſerer Laſter und Narrheiten zu verwahren.

Anietzo komme ich wieder auf den Gegenſtand, womit ich im vorhergehenden beſchäftiget geweſen bin.

Ich habe gezeiget, daß ein ausſchweifender Putz in Kleidung den Perſonen, welche an natürlichen Schönheitsgaben in Dürftigkeit gerathen ſind, keinen Vortheil bringe. Wir müſſen ihnen unterdeſſen doch ſehr verbunden ſeyn, daß ſie unſerm Anblick mit etwas, das weniger unangenehm, als ſie ſelbſt ſind, ſchadlos ſtellen. Sie aber, meine Schönen, die an ſich ſelbſt liebenswürdig ſind, können uns kein rührender Vergnügen machen, als daß Sie Ihre Reizungen von allem fremden und entlehnten Schmuck befreyen, welcher dieſelben nur verdüſtert.

Belieben Sie nur über dieſe meine Meinung mit Ihrer Selbſtliebe zu Rathe zu gehen. Sollte es wohl eine zärtliche Eitelkeit ſeyn, unſere Aufmerkſamkeit und Bewunderung mit dem Putz eines Kleides zu theilen? Und mögen Sie ſich wohl Ihrer Ehre etwas ſo nachtheiliges bereden können, als ob an Ihnen etwas ſchöners, als Sie ſelbſt zu finden ſey?

Die Kleidung darf niemals eine beſondere Annehmlichkeit werden, die man den Reizungen ihrer eignen Perſon entgegen ſtellen könne, ſie muß vielmehr mit Ihrer Schönheit zuſammen ein Ganzes ausmachen. Sie allein ſind es, die wir in ihrem Kleiderputz zum Augenmerk haben. Dieſer muß nur ihren Reizungen ein wenig helfen, Ihrer vortreflichen Geſtalt einen

Schwung geben, Ihre Annehmlichkeiten ins hellere Licht ſetzen. Wenn es ſeyn kan, muß er unſere ganze Aufmerkſamkeit nach Ihrer Schönheit ziehen, und uns nicht Zeit laſſen, an dasjenige zu gedenken, was Ihnen einen neuen Glanz beyſetzen könnte.

Sollte ich genöthiget ſeyn, mein Vorgeben über Ihren Kleiderſchmuck mit einem anſehnlichen und stathaften Zeugniß zu beſtärken, ſo würde ich nur den zärtlichen, galanten und ſinnreichen Ovidius anführen dürfen. Er hatte das ſchöne Geſchlecht vom Grund aus ſtudirt, und wußte beſſer, als ie ein Mann auf der Welt, was den Damen zuträglich und vortheilhaft ſeyn könne. Ohngefähr ſpricht er dem Frauenzimmer alſo zu:

„Oefters iſt die reizende Annehmlichkeit, mit welcher Euch der Himmel ausgezieret, unter dem Kleiderſchmuck vergraben. Dieſe übel angewendete Sorgfalt ärgert mich. Euer edler Stolz wird dadurch hinters Licht geführt. Gemeiniglich iſt das ſchöne Weib das allerwenigſte, was man unter dem Putz erkennen kan.„

Sie möchten vielleicht denken, meine Damen, als ob Sie ihr Rang iezuweilen nöthigte, ſich von dem Pöbel durch einen prächtigen Aufputz auszuzeichnen. Allein laſſen Sie ſich nur gefallen, durch eine geringe Uiberlegung in Ihres Herzens Grund zu dringen. Sie werden ſogleich entdecken, daß ſich daſſelbe weit zärtlicher für Ihre annehmlichen Reizungen, als für Ihren Stand erklären wird. Die öfters gezwungene Verehrung Ihres Standes kan Sie nimmermehr auf eine ſo zärtliche Weiſe rühren, als die innigſte Neigung, ſo man mit der angenehmſten Herzensbewegung

gung ihrer Schönheit opfert. Wir vergeben einem liebenswürdigen Weibsbilde ihren niedrigen Stand mit der größten Zufriedenheit. Die entzückenden Annehmlichkeiten eines ſchönen Geſichts, welche mit einer wohl angebrachten netten Kleidung erhöhet ſind, kommen uns vollkommen adelich vor.

Man trotze nicht auf ſtolze Ahnen.

Die Häßlichkeit beym Frauenzimmer macht hier den Pöbelſtand.

Die Annehmlichkeiten einer ſchönen Geſtalt werfen ſechszehen Wappenſchilde zu Boden.

Ich bin verſichert, meine Schönen, daß ſie meiner Meinung beytreten, und allezeit die Herrſchaft, welche die Verdienſte über die Herzen ausüben, einer unumſchränkten Gewalt, die Monarchen über den Willen ihrer Unterthanen beſitzen, weit vorziehen werden. „Eine über den Glanz ihrer Schönheit höchſt un„zufriedene Königin, würde mit Verachtung ihrer „Majeſtät das Zepter mit dem Schäferſtock willig „vertauſchen, wenn er ſie jung und ſchön zu machen „vermögend wäre.„

Doch kommt mirs vor, daß ich hier mit einem Geſpenſt ins Handgemenge gerathen ſey. Rühmen Sie ſich nur, meine Schönen, ihres Rangs, ſo lange es Ihnen beliebet, verlangen Sie aber nur nicht, daß Sie uns denſelben in der Pracht Ihrer Kleidung zeigen wollen. Anietzo macht er unter dem Adel und Bürgerſtand keinen Unterſchied mehr. Mit Mütze und Noth theilt er Reichthum und Armuth von einander.

Ihnen bieten ganz andere Mittel die Hand, wodurch ſie das edle Geblüt, daraus Sie ihren Urſprung ziehen, der Welt vor Augen legen können. Ein ge-

wiſſes hohes edelmüthiges Betragen, welches die ſchönen Empfindungen des Herzens im Geſicht abſchildert; angenehme und dem Rang anſtändige Manieren, als Wirkungen einer wohlgeordneten Auferziehung; über dieſes aber die einnehmende Artigkeit, die holdſelige Freundlichkeit, ein edler Stolz, alles dieſes ſind die wahren Merkmale des hohen Urſprungs. Dagegen ein wildes Anſehen, eine ungezogene Härtigkeit, ein aufgeblaſener Hochmuth, die Niederträchtigkeit des Herzens verrathen, und den größten Schimmer eines prächtigen Aufzugs, der nur gemeine Seelen teuſchet, durch die Dunkelheit der Geburt weit unſcheinbarer machen.

Erlauben Sie mir, meine Schönen, Ihnen eine kleine Geſchichte zur Erinnerung zu bringen, die ſich hierher nicht übel ſchickt, und die ich in die Kürze ziehen will.

Bußi von Amboiſe zeichnete ſich unter den artigen Cavalieren das alten Hofs mit ſeinem geiſtreichen Witz und Geſchmack beſonders aus. Er wußte, daß alle Hofcavaliere unermäßliche Koſten aufgewendet hatten, bey einem groſſen Galafeſt des Hofs in der herrlichſten Pracht zu erſcheinen.

Er ließ ſeine Bedienten mit den reichſten und koſtbarſten Kleidern verſehen, und kam unter dieſem Hauſſen aufs prächtigſte verſtellter Knechte in einer ganz ſchlechten Kleidung nach Hofe. Die Natur machte ſeinen Anzug koſtbar, ihn ſchmückte nichts anders, als ſein trefliches Anſehen, und dieſes gab den Herrn mitten unter ſeinen geſchmückten Begleitern gar leicht zu erkennen. Noch nicht genug, da er unter die übrigen Herren am Hof trat, ſahe man dieſe für Bediente, ihn aber allein für den vornehmſten Mann an.

Die

Die Eitelkeit dieſes artigen Hofcavaliers war wiʒig und bedächtig ausſtudirt, und ich ſollte wohl meinen, meine Schönen, es würde überaus wohl gethan ſeyn, wenn ſie einem ſo guten Muſter nachahmeten.

„Belegen Sie ihre Cammerjungfern mit dem „prächtigſten Kleiderpuʒ. Schmücken Sie ſich nur „mit einer erhabenen Miene, mit liebenswürdiger „Leutſeligkeit, mit einem edlen Stolz. Hieran wird „man erkennen, wer ſie ſind. Andere von ihrer Ei„telkeit betrogene und mit ihrem prächtigen Schmuck, „mit dem falſchen Glanz eines erborgten Schimmers „zufriedene Damen wird alle Welt für Ihre Nach„treterinnen anſehen.

Dieſer Rath, den ich hier ertheile, iſt um ſo viel beſſer, da alles Frauensvolk, das Reichthum und Schäʒe beſiʒet, zwar viel Bediente, eine koſtbare Eqvipage, prächtige Kleider vor baares Geld anſchaffen, iedoch die edle und annehmliche Geſtalt nimmermehr bezahlen und kaufen kan. Reichthum kan ſeinem Beſiʒer alles zuwege bringen, auch die Hochachtung der Welt iſt öfters ein Geſchenk des Glücks. Jedoch eine edle ſchöne Geſtalt iſt allein die Gabe der Natur, welche durch die Wirkung einer glücklichen Erziehung erhöhet wird. Dieſes iſt das reizend prächtige Anſehen, welches, ſo bald man es nachzuäffen ſich gelüſten läſſet, uns zu lächerlichen Leuten macht.

Die Mode hat einen allzuſtarken Einfluß in die Art zu kleiden, daß ich allhier nicht etwas von derſelben gedenken ſollte. Ihre Herrſchaft, ſo ſie über die Menſchen ausübet, iſt ziemlich unſinnig, ich muß es bekennen. Allein es iſt ein privilegirter Unſinn. Alle

Welt macht ſich deſſen ſchuldig, und man kan ſich, ohne in einen albern und abgeſchmackten Zwang zu gerathen, ſich von andern hierinne nicht unterſcheiden. Im Grund iſts gleichgültig, wie man ſich kleidet, weil das äuſſerliche Anſehen durch nichts anders, als Schaamhaftigkeit und Wohlanſtändigkeit beſtimmt wird. Ich glaube alſo, daß Sie, meine Schönen, ſehr wohl thun, wenn Sie der Mode in ſo weit nachgehen, als es dieſen beyden Vorſchriften gemäß iſt. Sie würden es aber weit ſchlimmer machen, wenn Sie die Moden übertreiben, als ſich von denſelben entfernen wollten. Sehr gut würde es auch ſeyn, wenn Sie ſich nicht allzugenau und zum Abbruch Ihrer Schönheit an dieſelben hielten. Es wäre ſehr wohl gethan, wenn Sie dieſelbe, ſo viel als es ſich thun laſſen wollte, Ihren natürlichen Annehmlichkeiten unterwürfig machten. Ein Kopfputz, der einer Länge noch eine halbe Elle zuſetzet, iſt allem Frauenzimmer eben ſo wenig gerecht und zierlich, als ein Kopfzeug, das man kaum ſehen kan. Uiberdem ſind Ihrer auch nicht gar zu viel, welche ihre Schultern mit guter Art ans Licht bringen dürfen. Diejenige, welche ſich das Joch der Mode gänzlich abſchütten wollte, würde einen wunderlichen Eigenſinn verrathen, die ſolche aber übertreibet, würde unter die Provincialgeſichter gerechnet werden, welche die Hofmanieren verkehrt nachäffen. Diejenige hingegen, welche die glückliche Zuſammenſtimmung der Mode mit ihrer Schönheit zu finden geſchickt iſt, breitet ihren feinen Witz, ſo zu reden, über ihren ganzen Kleiderputz aus, ſie beſitzt den rechten Grif, in der Kunſt, den guten Geſchmack zu zeigen.

Vielleicht könnte dasjenige, was ich Ihnen, meine Schönen, von der Wirkung geſagt habe, welche die man=

mancherley Veränderung ihres Betragens in dem Herzen des Mannsvolks verrichtet, auch auf ihren Anputz gezogen werden. Nichts iſt fähiger unſere Liebe zu etwas neuen mehr zu rühren, als ihre Sorgfalt in Veränderung des Anzugs.

Dieſer Geſchmack an der Veränderung macht uns zwar ſo gar viel Ehre nicht, es iſt wahr: „Wir haben „nicht viel Recht übrig, das geſtehe ich willig zu. „Der Fehler iſt eben ſo abgeſchmackt als gemein. „Jedoch bleibt endlich die Schwachheit desjenigen, „dem man zu gefallen ſuchet, das ſicherſte Mittel ſich „beliebt zu machen.

Ich habe von den Vorzügen der Schönheit in faſt gar zu ſtarken Ausdrücken geſprochen, daß man meinen dürfte, als ſey dieſes das größte Verdienſt, ſo ich an dem ſchönen Geſchlecht in Betrachtung zöge. Man wird ſich aber ſehr irren. Die größten Schönheiten ſind nicht die rührendſten. Sie fallen wohl ins Geſicht, man bewundert ſie, öfters aber läßt mans auch bey der Bewunderung bewenden. Das Herz wird von Annehmlichkeiten gerührt. Insgemein entſtehet die Annehmlichkeit aus einigen unordentlichen Zügen, welche in einem Geſicht eine reizende Vermiſchung verurſachen. Ich gehe aber noch viel weiter, indem ich glaube, daß ein Frauenzimmer, ohne Schönheit, gar ſelten vergebens ſich bemühen wird, gefällig zu werden, wenn ſie mit einem richtigen Verſtand, mit einem wohlgeordneten Herz und aufgeweckten Humeur begabt iſt. Aus dieſen Eigenſchaften kan ſie eine Art der Schönheit ziehen, die zwar keinen ſo lebhaften Eindruck, als ein ſchönes Geſicht, machet, welcher aber dagegen weit ſtärker und dauerhafter bleibet. Thorheit iſt insgemein eine Begleiterin der

Schönheit. Es ſey nun, daß die Natur ihr Luſtſpiel mit Austheilung ihrer Gunſtbezeugungen treibet, oder daß ein ſchönes Kind bey allzugroſſem Vertrauen auf ihre Reizungen, ihren Witz und Verſtand verabſäumet. Sind wir bey dem Eintritt in eine Geſellſchaft von den Annehmlichkeiten einer ſchönen Weibsperſon gerührt, ſo wird man ſie ganz natürlicher Weiſe allen andern vorziehen, mit ihr in Unterredung zu kommen; da wird man aber oftmals von der erſten Narrheit, die ſie vorbringt, betrogen.

„Der Glanz der Schönheit verblendet, ja er lähmet öfters unſern Verſtand, daß alle Narrenspoſſen, die aus einem ſchönen Munde gehen, richtig und zu Bonmots werden.„

Häufet ſich aber Poſſen auf Poſſen, ſo empfinden wir ein erbarmendes Mitleiden, daß wir ſo wenig Gehirne in einem ſo ſchönen Kopfe antreffen, und alles, was die Narrheit häßliches an ſich hat, ſcheint ſich ſodann mit dem äuſſerlichen Anſehen dieſer ſchönen Närrin zu vermengen.

Werden wir endlich einer ſo eckelhaften Unterredung überdrüßig, ſo ſuchet man die Annehmlichkeiten des Verſtandes anderswo, und oftmals findet man dieſelben wider Vermuthen, mit einem wenig rührenden äuſſerlichen Anſehen verdeckt. Je länger unſere Unterredung dauret, ie mehr ſcheinet es, daß ſich unſere Augen nach und nach ausheitern, oder die Wolke, ſo die Annehmlichkeiten dieſer Perſon umzoge, unvermerkter Weiſe ſich zerſtreuet. Mit einigem Vergnügen ſpüren wir, wie ſie die artigen Dinge, ſo wir derſelben zu verſtehen geben, ſchmecket, und unſere Eitelkeit vergnügt ſich mit ihren Einſichten. Bald kön-

nen wir ihren Umgang nicht wohl mehr entbehren, und ein Frauenzimmer, ſo ſich der Eigenliebe eines Mannes ſo unentbehrlich zu machen weiß, darf nicht lange auf die völlige Liebe warten.

XXIII.

Vorſicht des Frauenzimmers den Verluſt ihrer Liebhaber zu vermeiden *.

Ich wende mich wieder zu Ihnen, meine Schönen. Mir iſt bekannt, daß mein guter Rath, den ich Ihnen zu ertheilen mir die Freyheit genommen, bey Ihnen ſtat gefunden habe. Dieſer Beyfall muntert mich auf, mich noch weiter zu verſuchen. Ich würde auch unrecht thun, wenn ich vor das Publicum ſchreibe, und nicht dann und wann der liebenswürdigſten Helfte deſſelben zuſprechen ſollte.

Sie erinnern ſich vielleicht noch, daß ich Ihnen mit einigen Nachrichten gedienet, dem Verdruß, welchen Ihnen der Verluſt Ihrer Liebhaber verurſachen möchte, aus dem Wege zu gehen. Meine Betrachtungen ſind dießfalls noch nicht erſchöpft. Hier finden Sie noch einige, die ich nicht zu überſehen bitte.

Sobald Sie ſich des Herzens eines Liebhabers verſichert zu ſeyn vermeinen, unterlaſſen Sie faſt niemals eine Ergebenheit von ihm zu verlangen, die einer Sclaverey beykommt. Niemals ſind Sie mit ihrem Verdienſt beſſer zufrieden, als wenn Sie einem armen Mann ihre Herrſchaft und ſeine Unterwürfigkeit

*) L Bagatelle.

keit zu empfinden geben. Sie verlangen im hohen Ton, daß Ihr Wille durchaus die Richtſchnur des ſeinigen ſeyn ſoll, und es wird Ihrer Meinung nach, für ein Laſter der beleidigten Zärtlichkeit gehalten, wenn man Ihren Eigenſinn nicht als ein Geſetz beobachtet.

Vergeben Sie mir, meine Schönen, daß ich dieſer allzuſtrengen und ſchweren Herrſchaft eine Empörung vieler Herzen ankündigen darf. Man iſt der Unterwürfigkeit von Natur gehäßig, und der Verſtand denkt natürlicher Weiſe auf ſeine Freyheit. Sobald Sie dieſer Liebe zur Freyheit, die dem Menſchen weſentlich iſt, die Stirne bieten, ſobald belegen Sie ihre Herzen mit Qvaal und Zwang; eben ſo geſchwind aber treten dieſelben wieder aus einem gewaltſamen Zuſtand, damit ſie wieder zu ihrer natürlichen Freyheit gelangen.

Dergleichen Betragen, ſo ſie mit ihren Liebhabern vornehmen, ziehet ſeinen Urſprung aus dem Begriff der Ehrfurcht und des Reſpects, welche ihr Geſchlecht insgemein von dem unſrigen zu fordern, das Recht zu beſitzen ſich einbildet. Man wird Ihnen dieſes Vorurtheil, ohne Ihnen ein wenig wehe zu thun, ſchwerlich benehmen können. Allein der Nutzen, den man von der Vernunft ziehet, iſt meiſtentheils mit einigen Widerwillen vereinbaret, und es geht nicht ganz ohne Widerwärtigkeit ab, bis man zu der Glückſeligkeit gelanget, der übelgegründeten Gedanken, ſo die Beurtheilungskraft umnebeln, los zu werden.

Ey mit welchem Recht, meine Schönen, verlangen Sie wohl, daß eine Mannsperſon mehr Ehrerbietung für Ihr Geſchlecht, als für das ſeinige haben ſoll?

Mir ſind nur vier Arten der Ehrerbietung bekannt. Man nennet Reſpect, die Erniedrigung, ſo man denenjenigen ſchuldig iſt, ſo höher im Rang, als wir ſelbſt ſtehen. Dieſen Namen leget man auch der Verehrung eines höhern Verdienſts bey. Man giebt ihm auch der Hochachtung gegen Perſonen, die ihrer Jahre wegen ehrwürdig ſind. Man heiſſet endlich auch Reſpect, wiewohl in uneigentlicher Bedeutung, gewiſſe Achtungen, ſo man für die Schwachheiten des Verſtandes derer bezeugt, mit denen man umgehet; und auf dieſe Art trägt man Reſpect gegen Kinder, gegen blödſinnige Leute.

Sie können allerdings auf die erſtern beyden Arten vom Reſpect Anſpruch machen, dieſes ſtehe ich allerdings zu. Es geſchiehet aber nicht in Betrachtung der Eigenſchaft der Weibes, ſondern in Anſehung der Perſonen vom Range, und vom Verdienſt. So viel den Reſpect gegen das Alter und die Schwachheit betrift, glaube ich gewiß, daß ſie darauf willig und gerne Verzicht thun werden. Sie würden auch den Reſpect allzutheuer bezahlen, wenn er ihnen ihre Jugend oder ihren Verſtand koſten ſollte.

Ich laſſe Ihnen, meine Schönen, alle Gerechtigkeit wiederfahren, wenn ich glaube, daß der Irrthum, darinne ſie ſich über die von uns verlangte Verehrung befinden, nicht ſowohl von einer verkehrten Gedenkensart, als von der Aufführung ihrer Liebhaber herkommt. Da ſie ihr Herz nicht durch Verdienſte gewinnen können, ſuchen ſie durch den Weg der Schmeicheley in daſſelbe zu dringen, und weil ſie ihnen die feine einem rechtſchaffenen Mann anſtändige Zärtlichkeit, nicht zu bezeugen im Stande ſind, wollen ſie ſich

durch

durch eine niederträchtige Unterwerfung deshalb ſchadlos ſtellen.

Ich bilde mir auch noch feſt ein, daß ihnen die Leſung der Romanen hierbey ſehr ſchlechte Dienſte erweiſet. Die Helden, mit denen ſich ihre Einbildung gar zu gemein machet, tragen insgemein den Character der Blödſinnigkeit an ſich, und ihre Achtung gegen das ſchöne Geſchlecht bricht endlich gar in eine Narrheit aus, ſie haben ihnen alſo in den Kopf geſetzt, daß ſich alle Männer nach dergleichen unartigen Muſtern formen müſten.

Meine Vernunftſchlüſſe gehen nicht dahin, ihre Liebhaber von ihrer gegen Sie gewöhnlichen Verehrung abzuführen. Dieſes würde, ich weiß es gar wohl, ein vergebliches Unternehmen ſeyn. Die Vernunft wird mit aller ihrer Stärke ein von Ihren Reizungen bezaubertes Herz niemals an ſich zu ziehen vermögend ſeyn. Ich bemühe mich nur, Sie zu überreden, daß Sie die Herrſchaft, ſo Sie über einen Liebhaber erhalten haben, dergeſtalt ſorgfältig behaupten mögen, damit er behindert werde, ſich derſelben über Sie zu bemächtigen. Der Menſch haſſet, wie ich nochmals wiederhole, von Natur alle Knechtſchaft. Gar ſelten aber hat er Stärke des Verſtandes gnug ſeiner Liebe zur Freyheit mit ſeiner Aufführung Gnüge zu thun. Aus Nachläßigkeit und Mangel hinlänglicher Verſtandeskräfte unterläßt er, ſein eigner Herr zu ſeyn: Vielmehr vertritt eine willige Knechtſchaft, ein ungezwungener Gehorſam bey ihm einigermaſſen die Stelle einer unabhänglichen Freyheit.

Es gereichet dannenhero zu Ihrem groſſen Vortheil, daß Sie das Herz ihrer Liebhaber mit der zärtlichſten Ge-

Geſchicklichkeit zu leiten und zu führen wiſſen, damit ihr Joch verdeckt bleibe, und indem ſie alle ihre Handlungen nach Ihrem Willen einrichten, ſie nicht anders meinen, als ob ſie nur der Neigung ihres eignen Herzens folgten. Auf dieſe Weiſe wird Ihr Joch ſanft und dauerhaft werden, da es hingegen ſonſt ſo lange nicht nachhalten dürfte, wenn es zu hart und ſtrenge wird.

Dieſes möchte gnug ſeyn, wie mich dünket, in Anſehung ihrer Aufführung gegen Liebhaber, die ihnen nicht unangenehm ſind. So viel die andern betrift, welchen dieſes Glück nicht zu Theil worden iſt, muß ich bekennen, daß mich öfters die Art ihres Verfahrens mit dieſen armen Schaafen geärgert hat. Insgemein machen ſie ſich eine Luſt draus, ihre Zärtlichkeit mit freundlichſten Blicken und mit ſtarker Hofnung abzufüttern, dieſes Verfahren bringt ihnen auch eine zahlreiche Hofſtat zuwege, die ihrer Eitelkeit aufs angenehmſte ſchmeichelt.

Allein, wie gedenken ſie wohl, daß dieſes Betragen einem zärtlichen Liebhaber anſtehen ſoll, der ihnen ſeine völlige Zärtlichkeit widmet, und natürlicher Weiſe auf ihre ganze Zärtlichkeit gerechten Anſpruch machet? Ihre Verſicherungen müſſen ihm allezeit verdächtig vorkommen, und er darf niemals auf die rührendſten Merkmale, die ſie ihm von ihrer Hochachtung bezeugen, ſichern Staat machen. Eine gemäßigte Eiferſucht unterhält die Liebe, und macht ſie lebhaft: Ein allzuſtarker Eifer hingegen, der eine nothwendige Wirkung der Coqvetterie ſeyn muß, verändert über kurz oder lang die zärtlichſte Paßion in eine tiefe Verachtung.

Ande=

Andere unter Ihnen finden ihr Vergnügen, ihren Liebhabern übel zu begegnen, die doch ohnediß durch ihre unglückliche Zärtlichkeit elend gnug ſind. Ich habe wohl eher gehört, daß Damen, ohne groß Weſens zu machen, ſich haben verlauten laſſen, ſie fänden das gröſte Vergnügen, wenn ſie einen Haufen unglückſelige Anbeter in Kummer und Verdruß ſchmachten ſähen. Dergleichen Meinungen ſind nicht edelmüthig. Gütige Holdſeligkeit iſt die liebenswürdigſte unter allen Tugenden; und wenn ich glaube, daß ein Frauenzimmer verpflichtet iſt, denjenigen, die ſie nicht lieben können, alle Hofnung zu benehmen, ſo halte ich auch davor, daß ſie weder Zorn noch Verachtung gegen ſie müſſen ſpüren laſſen. Bilden Sie ſich doch ja nicht ein, meine Schönen, daß dergleichen übel angebrachtes ſtrenges Verfahren Ihrem Liebhaber, den Sie am günſtigſten ſind, woferne er ein rechtſchaffener Mann iſt, angenehm fallen ſollte. Vielmehr muß es ihn antreiben, ſeine Hochachtung gegen Sie zu mindern. Er kan ſie ja nur gegen die ſchönſten Eigenſchaften hegen, auch nicht anders, als wenn ſie mit einem großmüthigen menſchenfreundlichen Herz verbunden ſind.

Ich finde Urſache zu befürchten, dieſe Betrachtungen, ſo ich hier angebracht, möchten nicht die Eigenſchaft haben, Ihnen zu gefallen. Man ſpricht, daß ein Sittenlehrer bey Ihnen nicht gar zu willkommen ſey. Wir wollen von etwas anders ſprechen.

XXIV.

Urſachen der ſonderbaren Zuneigung des ſchönen Geſchlechts gegen die Kriegsleute*.

Nichts iſt lächerlicher, als einen Schriftſteller der alten Zeiten tadeln, daß er denenjenigen, die er abſchildert, andere Sitten und Gebräuche zutheilet, als der Gebrauch unſerer Zeiten uns allein für gut oder als die beſten vorſtellet.

Die Helden nach der Mode unſerer Zeit führen ein prächtig ſchimmerndes Rüſtzeug mit einem zahlreichen Gefolg. Ihre Tafeln ſetzen uns durch das koſtbare Geräthe und die niedlichen Speiſen in Verwunderung. Wenn man ihnen die Hochachtung bezeugen will, reichet man ihnen mit Edelgeſteinen reich beſetzte Degen, oder andere koſtbare Jubelen von hohem Werth zum Geſchenk. Alles dieſes kommt uns groß und prächtig vor, wir würden aber unrecht thun, wenn wir daraus eine Urſache ziehen wollten, uns über die Helden des Alterthums aufzuhalten, deren Ruhm durch dergleichen fremden Glanz nicht verherrlichet wurde.

Die Schriftſteller, ſo von ihnen reden, machen groß Prahlens davon, wie wohl ſie ſich auf Beſtellung ihrer Küche verſtanden haben. Ortolanen, Phaſanen, Rebhüner ſahe man auf ihren Tafeln bey groſſen Gaſtmahlen nicht. Die ſtatlichſten Geſchenke, womit man ihre Tapferkeit beehrte, beſtanden in Rindern zur Feldarbeit,

*) LXXXV Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

arbeit, in kupfernen Keſſeln, und anderm dergleichen Hausgeräthe.

Dieſe Schriftſteller, welche uns die groſſen Männer derſelben Zeiten abbilden, konnten die Sitten der zukünftigen Zeit nicht voraus ſehen, wir können ſie daher nicht richten, und mit Recht und Billigkeit vor den Richterſtuhl unſerer Schwelgereyen ſtellen.

Darinne können ſie aber unſerm Tadel nicht entgehen, wenn ſie uns das menſchliche Herz abſchildern, und eine andere Vorſtellung davon machen wollten, als wir die Beſchaffenheit des unſrigen und unſerer Zeitgenoſſen empfinden; geſchiehet dieſes, ſo kan man ſie dreiſte für ſchlechte Mahler erklären. Uiberhaupt iſt der Menſch ganz unwandelbar, und in ſeinen Empfindungen und Neigungen immer einerley. Er iſt von ie her eitel, hochmüthig, herriſch, und zum Vorzug vor ſeines gleichen geneigt geweſen, und wird dieſes auch bleiben, ſo lange Menſchen ſind. Dieſe Eigenſchaften haben ihren Grund in ſeiner Selbſtliebe, und werden ihm natürlich zu bleiben nicht eher aufhören, als bis er an ſich ſelbſt keinen Wohlgefallen mehr haben wird.

Es giebt ſo gar auch Neigungen, deren Verbindungen mit den Empfindungen des menſchlichen Herzens ſo leicht nicht entdeckt werden können, die man aber doch allezeit an ihm bemerket. Es iſt, zum Exempel, gar nichts neues, daß das Frauenzimmer ſo groſſe Neigung zu den Soldaten trägt, man findet von dieſem tollen Geſchmack Spuren genug in den Schriften der älteſten Autoren. Bey dem Homer war Briſeis in den Achilles herzlich verliebt, ob ſie gleich durch

ſeine Waffen Vaterland, Eltern, Bruder, ja ſo gar ihren Bräutigam ſelbſt verlohren hatte. Achilles war aber ſchön, und was noch mehr geredt, ein Kriegsmann. Dieſer letztern Eigenſchaft konnte ſie ohnmöglich Widerſtand thun, und derjenige, durch welchen ihr ganzes Geſchlecht ausgerottet worden, nahm in ihrem Herze die Stelle ihres ganzen Geſchlechts wieder ein. Eben dieſe Wahrheit wird noch deutlicher unter der Fabel von dem Mars und der Venus vorgeſtellet. Sie iſt ſehr alt, und ohne Zweifel erdacht, die uralte Schwachheit des ſchönen Geſchlechts gegen die Verwüſter des menſchlichen Geſchlechts lächerlich zu machen.

Wem iſt nun wohl dergleichen wunderbare Neigung zuzuſchreiben? Dieſes furchtſame Geſchlecht zittert bald bey dem geringſten Anſchein einer Gefahr. Der Anblick eines Gefechts kan ein Weib ohnmächtig machen, es glaubet auch wohl ſelbſt, daß es die Wohlanſtändigkeit erfordere, bey einem ſo unangenehmen Schauſpiel hinzuſinken. Indeſſen iſt doch das ſchöne Geſchlecht mit aller Hochachtung gegen diejenigen völlig eingenommen, die das Handwerk treiben, ſich ſo oft im Blute zu baden, als ihnen die Gelegenheit vorſtehet. Mord und Todtſchlag iſt ihm entſetzlich, und gleichwohl nichts angenehmer, als die Urheber von Morden und Erwürgen.

Leute, die ſich anſtellen, als ob ſie mit der Aufführung des ſchönen Geſchlechts gar bald fertig werden könnten, werden ſich geſchwind aus dieſer Verwirrung ziehen. Der Frauen Herz, werden ſie ſprechen, iſt über und über der größte Widerſpruch von der Welt: Nichts iſt unauflöslicher, als ihre Gedenkensart und die allerlebhafteſte Scharfſinnigkeit verwickelt ſich in

das Labyrinth ihrer Leidenſchaften. Ich meines Orts, der ich weit geneigter bin, dieſen artigen Kindern Gerechtigkeit zu ertheilen, kan mich mit dergleichen allgemeinen Gründen nicht abſpeiſen laſſen. Vielmehr finde ich eine beſonders nähere und weit wahrhaftere Urſache in der Furchtſamkeit des Frauenzimmers ſelbſt, die ſie doch von einer ſo zärtlichen Gemeinſchaft mit Kriegsleuten abzuhalten ſcheinen ſollte.

Jemehr ſie die Gefahr erſchrecket, ie höher ſchätzen ſie die Profeßion, aller Gefahr mit Standhaftigkeit entgegen zu treten, als eine der Seelen recht mühſame Stärke. Forſchen ſie in ihren Empfindungen herum, ſo finden ſie nichts, als eine ausſchweifende Zaghaftigkeit; dannenhero bewundern ſie den Muth dererjenigen um ſo weit mehr, welche die Annehmlichkeit der Ruhe und die Liebe zum Leben dem Ruhm aufopfern, welchen man erwirbt, wenn man alle Tage dem Tod Trotz bietet, ihn mit feſtem Fuß erwartet, oder gar entgegen gehet. Das iſt aber noch nicht alles. Ein tapferer Muth iſt gemeiniglich der Character eines erhabenen Gemüths und edlen Herzens. Zaghaftigkeit hingegen iſt meiſtentheils mit verächtlichen und niederträchtigen Gedanken vergeſellſchaftet: Sie hat in kriechenden und zu keiner Ehre ſich aufſchwingenden Gemüthern ihren Aufenthalt, es iſt auch von einem Herze nichts zu erwarten, welches die Ruhmbegierde nicht aus ſeiner Trägheit zu reiſſen fähig iſt. Ein verzagter Kerl iſt allen Menſchen ein Gräuel, niemand gehet gerne mit ihm um, und man beſorgt, von ſeiner Schande mit angeſteckt zu werden, wenn man die geringſte Gemeinſchaft mit ihm haben würde.

Ein Frauenzimmer iſt gemeiniglich äuſſerſt aufmerkſam auf alles, was ihre Eitelkeit angehet. Es mag ein Liebhaber auſſer dieſen die liebenswürdigſten Eigenſchaften haben, ſo wird es doch meinen, ſeine reizenden Annehmlichkeiten durch die Eroberungen eines nicht ſo hoch geachteten Menſchen zu verunehren. Anderer Seits iſt für ihren Hochmuth nichts ſchmeichelhafter, als wenn es einen ſo unerſchrockenen Mann gegen ſeine Verdienſte ſo tiefgebeugt vor ſich ſiehet, der doch ſonſt gewohnt iſt, alle Hinderniſſe zu überwinden, die ſich ſeinem Muth entgegen ſtellen. Unaufhörlich wünſcht die Schöne ihren Annehmlichkeiten Glück zu einem ſo herrlichen Triumph, und glaubet ganz gewiß, ſie habe den Ruhm desjenigen ſich allein zuzuſchreiben, den ſie in ihre Feſſeln geleget hat. Der trotzige Sinn, der zur Zärtlichkeit gebracht iſt, die Standhaftigkeit, ſo da weichet, der ſtolze Muth, der ſich ſchmieget und flehentlich bittet; ſehet, dieſes ſind die angenehmſten Opfer, welche der erhabenen Meinung von ihren Treflichkeiten gebracht werden können.

Dieſer Rechnung nach, ſollte man wohl ſagen, das ſchöne Geſchlecht müßte alle wackere Leute lieben, ſie möchten Soldaten ſeyn oder nicht. Wahr iſts auch, daß der Muth dem Frauenzimmer an allen Arten von Gegenſtänden herzlich wohl gefällt. Allein er ſchimmert ihm weit beſſer von denjenigen in die Augen, die ſich darzu beſtimmt haben, unaufhörliche Zeichen ihrer Unerſchrockenheit ſehen zu laſſen, die bey allen Feldzügen neue Lorbeern einerndten, und in unausgeſetzter Arbeit begriffen ſind, ihren Ruhm zur Vollkommenheit zu bringen.

Sehet, dieſes ſind die Gründe, welche auch gewiß dem ſchönen Geſchlecht keine Unehre machen; ich will aber auch noch andere anführen, die ihm zwar ſo ſehr nicht gefallen werden, welche aber auch zu verſchweigen meine Redlichkeit nicht geſtattet.

Es giebt gar zu viel Frauenzimmer, die ſich nur einzig und allein von dem Soldatenſtaat fangen, und von dem ernſtlich geſetzten Anſehen blenden laſſen, welches der Krieg den Söhnen des Mars gar ſelten zu verſagen pfleget. Wie hätte ſich, z. E. Calliſte wider das Anſehen des Allidors verwahren mögen, wenn er in einer prächtigen Kutſche nach Hofe gefahren kommt. Sein ſcharlachen Kleid ſticht nur hier und da ein wenig unter den goldenen Borden hervor, mit denen es überzogen iſt. Unterm Arm trägt er den zerknauſchten Hut. Seine kleine Perücke ſteht der Qveere auf einem Ohr, und halb guckt der kahle Kopf heraus. Er liegt in ſeinem Wagen mit einer edelmänniſchen Gleichgültigkeit, und ſtemmet die Füſſe auf die darinne befindliche Hütſche, als wollte er den neugierigen Zuſchauer ſeine ganze Geſtalt von oben bis unten ſehen laſſen. Dabey ſingt er ein klein Modeliedgen überlaut, und ſchlägt den Tact mit der Hand darzu. In der linken hält er eine Tabackdoſe, die er bey ieder Priſe verändert, daß er auf ſolche Art, in einer halben Stunde, acht bis zehen verſchiedene Tabacksdoſen herausziehet. Sehet, dieſes ſind Dreyviertel ſeiner Verdienſte, darauf iſt er auch ſo ſtolz, als ob in einer ieden dieſer Büchſen eine gute Eigenſchaft verwahrt zu ſeyn ſchiene. Ohne Zweifel werdet ihr ihn, Calliſte, auf eben dieſe Art betrachtet haben, ihr habt auch gute Urſache darzu. Eine von dieſen Doſen enthält lauter Weisheit, die andere Witz, eine drit-

ſe Beſcheidenheit, dieſe, Gemüthserhabenheit, jene, Treue. Noch eins, Calliſte, ihr könnt euer Herz einem ſo ſeltſamen Manne nicht verſagen: Ich wollte euch vielmehr rathen, ſeinen Seufzern noch vorzukommen, und ihm die Mühe zu erſparen, die ſich Liebhaber von gemeiner Art geben müſſen, ihre Schönen geſchmeidig zu machen.

Man kan noch ſprechen, daß die Kriegsleute Fehlern unterworfen ſind, die ungemein viel beytragen, das Herz der Schönen zahm zu machen. Der Character ihres Handwerks breitet ſich über alles ihr Betragen aus, ſo ſie gegen das ſchöne Geſchlecht bezeugen. Es hat etwas von dem Cavaliertrotz, welcher der Verachtung nahe kommt. Man glaube ja nicht, daß ſie dieſes gehäßig oder unerträglich machen ſollte. Ey, hat ſich wohl. Das Frauenzimmer vereiniget gemeiniglich einen trotzigen Hochmuth mit dem verzagten und furchtſamen Temperament. Begegnet man ihnen trotzig, ſo hat der zaghafte Theil in ihnen ſein Spiel. Sie werden euch gewiß mit Ehrerbietung betrachten, lauter Freundlichkeit, Gefälligkeit, angenehme und ſchmeichelhafte Manieren blicken laſſen.

Werdet ihr euch aber Gewalt anthun, ihren Hochmuth durch ehrerbietige Gefälligkeit auf eure Seite zu bringen, ſo werden alle eure Blicke, eure bis zur Abgötterey getriebene Erniedrigungen, eure demüthige Vorſichten, ihnen auf einige Art zu mißfallen, ihren zaghaften Sinn muthig machen, und ihnen völlige Freyheit geben, ihren ganzen Hochmuth auszulaſſen. Gegen euch werden ſie ſich für Gottheiten anſehen, und alle eure Sorgfalt, eure ängſtliche Bekümmerniß werden ihnen mit einem freundlichen Blick oder Lächeln,

theuer genug bezahlt zu ſeyn ſcheinen. Ihr werdet gewiß noch darzu vom Glück zu ſagen haben, wenn ihr nicht alle Tage mit der unerträglichſten Verachtung gekerkert werdet, und ſie ſich noch aus den Martern, die ſie euch anthun, keine Luſt machen. Mit einem Wort, unter uns geredt, die meiſten Schönen erheben ſich über denjenigen, nach dem Maaß, als ſich derſelbe unter ſie ſchmieget. Vor dem, der ihrem Hochmuth trotzig widerſtehet, erniedrigen ſie ſich, und das allerſicherſte Mittel, einige Gnade zu erhalten, iſt, daß man dieſelbe nicht verdienet.

Das Mannsvolk mag ſich ja nicht über die ſchlimme Abbildung, ſo ich hier von dem Frauenzimmer geſchildert habe, unter welchen noch gar viele vorhanden ſind, die dergleichen ausſchweifende Meinungen verabſcheuen, nicht groß machen. Wir bleiben dem ſchönen Geſchlecht an tollem Unſinn wahrhaftig nichts ſchuldig, und den Narrheiten des Frauenzimmers ſehen die Narrheiten des Mannsvolks eben ſo gleich, als ein Ey dem andern.

Wenn mir Leute auf der Gaſſe begegnen, die ich nicht grüſſe, ſo wecken ſie mich mit ihrem ganzgehorſamſten Diener aus meiner Zerſtreuung auf, und machen mich mit ihrer Höflichkeit, wegen meiner Unbeſcheidenheit, ſchamroth. Sie bilden ſich dabey gleich ein, ich hielt mich höher, als ſie ſind, und erwartete ihre Ehrerbietung, ſie begehen die Schwachheit, meiner Einbildung nachzugeben, und bezeugen mir die Hochachtung, die mir ihrer Einbildung nach, gehöre. Will ich ein ander mal meinen Fehler verbeſſern, und tref ſie an, ſo ziehen ſie den Huth ſo gravitätiſch ab, wie ein ehrwürdiger Mann thun könnte, und als ob ſie

mir

mir eine beſondere Gnade wiederfahren lieſſen, wenn ſie die Schuldigkeit, ſo ich ihnen bezeuge, annähmen. Sodann denken ſie, ich müßte ihres Vorrangs und meiner Niedrigkeit wohl überzeugt ſeyn. Auf ſolche Art kan ich mit meinem anſcheinenden Hochmuth und mit meiner vermeinten Demuth den Wahn, den ſie von mir und ihnen hegen, nach meinem Belieben lenken und wenden. Wieder auf die Kriegsleute zu kommen. Sie begegnen dem Frauenzimmer Cavaliermäßig, haben überhaupt keine gar zu vortheilhafte Meinung von ihrer Weisheit, und öfters verkürzen ſie ſich im Sommer die Zeit mit dem Geſchäft, die Ehre der Schönen durchzuhecheln, denen ſie im Winterqvartier die Aufwartung gemacht haben. Dieſe groſſe Verachtung gegen das ſchöne Geſchlecht wird ihnen oftmals als ein Verdienſt angerechnet.

Ein Liebhaber, der ſich von der Tugend ſeiner Geliebten eine hohe Einbildung macht, bemühet ſich, durch ſeine Sorgfalt, Gefälligkeit, Dienſte, Beſcheidenheit, Beſtändigkeit einige Gunſtbezeugung zu erwiſchen; allein er muß nur immer am Rand des Topfs bleiben. Seine Zaghaftigkeit iſt mit der Furchtſamkeit ſeiner Schönen herzlich ſchlecht gepaaret, und ſie würde ihm, wenn ſichs nur ſchickte, gerne den guten Rath geben, den Helena dem Paris in den Verſen des Ovidius mittheilte:

> Was nicht anders, als durch Zwang erlangt werden kan, darzu hilft keine Beredtſamkeit.
>
> Die furchtſame Schamhaftigkeit einer jungen Schönen will zu ihrer Luſt mit Gewalt getrieben ſeyn.

Die Herren Officiers haben ſolcher Nachrichten gar nicht nöthig, ſie nehmen ſich die Mühe nicht, eine Fe-

ſtung, die ſich ihrer Meinung nach, ſchlecht vertheidiget, mit groſſer Weitläuftigkeit anzugreifen: Sie dringen tapfer ein, und meinen ſie auf den erſten Sturm zu erobern, öfters haben ſie auch das Glück zu triumphiren.

XXV.

Die Schamhaftigkeit und Unverſchämtheit *.

Die Schamhaftigkeit iſt auſſer allen Zweifel eine dem Menſchen höchſt nothwendige Eigenſchaft, daß es faſt unmöglich fällt, ohne dieſelbe, ſich weislich aufzuführen.

Ich weiß wohl, daß es eine falſche Scham gebe, welche, ohne vernünftige Bedachtſamkeit, die Menſchen nur lächerlich, öfters auch gar laſterhaft machet. Hier aber rede ich von einer beſſer anzuwendenden Schamhaftigkeit. Dieſe hat iederzeit einen aufgeklärten Verſtand zum Führer, und iſt die Wirkung einer nicht verwerflichen Eitelkeit, welche in uns eine Furcht erwecket, wir möchten uns durch eine alberne oder laſterhafte Aufführung die Spötterey oder Verachtung unſers Nächſten zuziehen. Sie macht den Character eines feinen Gemüths, flöſſet uns ein löbliches Mißtrauen in uns ſelbſt ein, und erwecket in uns eine Sorgfalt auf alles unſer Thun und Laſſen. Macht ſie nicht allezeit einen durchaus rechtſchaffenen Mann, ſo macht ſie doch einen ehrlichen Mann. Findet man ſich, ihres Beyſtands ohnerachtet, ſeine laſterhafte Leidenſchaften zu bezwingen unvermögend, ſo treibt

*) LXXXI Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

treibt ſie uns doch wenigſtens an, den äuſſerlichen Schein zu vermeiden, und verhindert uns ein böſes Naturell und laſterhafte Gewohnheiten aller Welt Augen unverſchämt vorzuſtellen.

Vormals war nichts ſchöner und löblicher, als dergleichen großmüthige Furcht, ſeines gleichen zu mißfallen, und man betrachtete ſie, als ein gewiſſes Anzeichen aller groſſen Eigenſchaften, die einen Mann der Hochachtung würdig machen. Unglücklicher Weiſe iſt aber dieſe Tugend ſchon vorlängſt unbrauchbar und unter das alte Eiſen verworfen worden, daß die edle Schamhaftigkeit, die Geſellin der wahren Verdienſte für eine bäuriſche Ungezogenheit gehalten wird. Man darf ſich aber nicht wundern, daß die Unverſchämtheit über die beſcheidene Scham ſolchergeſtalt triumphiret hat, weil uns die Erfahrung vor Augen leget, daß kein näherer und leichterer Weg, als dieſe laſterhafte Eigenſchaft zum Glücke führet. Die wahrhafte Urſache davon findet ſich in dem Betragen dererjenigen, welchen das Glück die Ausſpendung ſeiner Gnadengaben anvertrauet hat. Weit gefehlt, daß ſie ſelbſt beſorgt ſeyn ſollten furchtſame Verdienſte auszuſpüren, damit ſie dieſelben in einen Rang ſtellen möchten, wo ſie aller Welt zum beſten glänzen könnten, ſo würdigen ſie dieſelben nicht einmal des Anſehens, wenn ſie ſich erkühnen hervor zu treten.

Meiſtentheils ertheilt man die Gnadenbezeugungen, um nur Friede zu haben. Bettelt ein Lumpenkerl um einen Dienſt, und man weiſet ihn heut mit der äuſſerſten Verachtung ab, morgen ſteht er ſchon wieder da: Das iſt der Schlendrian. Ein groſſer Herr darf ſich nicht ſicher getrauen in ſeine Wohnung zu treten oder heraus zu gehen. Das erſte Geſicht,

ſo

ſo ihm unter Augen kommt, iſt der Dienſtbettler. Sobald der Kutſcher den Ruck thut, ſchleicht ſich der Lumpenhund durch ein Gäßgen, da ſteht er ſchon wieder am Hof bey dem Flügel der Kutſche. Man ſollte denken, der Kerl beſäß das Geheimniß ſich in verſchiedene Orte zu zertheilen, und die Art und Weiſe, mit welcher er ſich allenthalben zeiget, wo er ſein Gewaltjagen nach der Gunſt anſtellt, iſt der Geſpenſtererſcheinung ganz ähnlich. Unermüdet, einerley Ritte funfzigmal vergebens zu wiederholen, reichen noch darzu ſeine tiefen Beugungen an allen Orten Bittſchriften für ihn ein.

Der groſſe Herr mag endlich böſe werden wie er will und ihn nach Belieben aushunzen, der Unverſchämte iſt feſte, es haftet nichts an ihm, es ſind Meereswellen die an einen Felſen ſchlagen und abprallen. Was iſt mit dem Kerl anzufangen? Man kan nicht mehr, man iſt abgemattet; man giebt ihm, was er haben will, damit man nur des verdrießlichen Anblicks dieſes Fratzengeſichts los wird.

Der rechtſchaffene Mann hingegen, welcher ſeinen Rechtsanſpruch mit ſittſamer Furcht angebracht hat, unterſteht ſich nicht noch einen Verſuch zu thun, wenn er die geringſte Kaltſinnigkeit an ſeinem Patron erblicket. Er läßt ſich nicht mehr ſehen, warum ſollte man ihm ſein Recht wiederfahren laſſen? Er macht nicht ein wenig Lärm, er ſtört keinen Menſchen in der Ruh. Solchergeſtalt erhalten beſcheidene Leute nichts. Warum? ſie machen ſich nicht gehäßig. Unverſchämten erweiſet man die Gnade, eben deswegen, weil man ihnen ſpinnenfeind iſt und ſie nicht vor den Augen ſehen kan.

Doch

Doch iſt dieſe Art der Unverſchämtheit ſchon ein wenig aus der Mode gekommen. Man hat ſich anietzo über dieſes niederträchtige Laſter höher geſchwungen. Man macht ſich eine Ehre daraus unverſchämt frech zu ſeyn, und pralt noch darmit. Die einzige Sache, deren man ſich noch ſchämt, iſt, daß man einiger Scham und Scheu fähig ſeyn ſollte.

Vor einiger Zeit iſt mir ein ſehr ſcheinbares Beyſpiel zu Augen und Ohren gekommen, daran ich niemals gedacht haben würde. Der Regen überfiel und nöthigte mich, in das nächſte Caffehaus einzutreten, wo ich verſchiedene junge Herren fande, die mit der rechten Miene derer Officiers ausgerüſtet waren, welche, der Kriegszucht unſerer Zeit ſey es gedankt, die Winterqvartiere immer zum voraus beſetzen. Ich ſage, ſie hatten die Miene. Denn anietzo ſiehet man alles Volk, bis auf die Schreiber in Gold und Scharlach gehen. Die Kleidung verwirrt den Rang gewaltig, an ſtat ſie ihn unterſcheiden ſollte. Dieſe jungen Stutzer ſprachen vom Frauenzimmer, die ſie alle nach dem Character dererjenigen ausmaßen, mit denen ſie vielleicht den meiſten Umgang haben. Boileau ſagt lächelnd von erbaren Frauenzimmer:

> Mir ſind in ganz Paris nicht mehr als drey bekannt,
> Die ich auch rühmen könnte.

Sie glaubten ihres Orts ſteif und feſt, es wär nicht eine auf der weiten Erde anzutreffen. Unter andern riſſen ſie die Reputation einer Perſon, deren weiſe und vernünftige Aufführung alle Welt rühmet, häßlich herunter. Der dümmeſte unterm Haufen platzte heraus, dieſe vermeinte Veſtalin war gar nicht geſchickt, das heilige Feuer zu bewahren. Der Herr . . . . ſiehet treflich wohl mit ihr, fuhr er fort, und wird von

ihr

ihr beſonders in geheim wohl belohnt für die Kaltſinnigkeit, ſo ſie ihm in Gegenwart anderer Leute beweiſet.

Ein mit mehrer Beſcheidenheit als die andern gekleideter junger Menſch, der dieſe Reden mit einer ganz gleichgültigen Miene anhörete, fragte dieſen Lobredner des ſchönen Geſchlechts, auf was Art er doch von dem guten Glück dieſes genannten Liebhabers ſo wohl benachrichtiget ſey? Mein unverſchämter Narr ſahe ihn über die Achſel an und antwortete ihm ganz trotzig: Das kan niemand beſſer als ich ſelbſt wiſſen, weil ich ein vertrauter Freund des Herrn . . . . bin, der mir alle Kleinigkeiten ſeiner Liebe offenbaret. Der andere, welcher unſern Petitmaitre auszuforſchen angefangen hatte, brachte ihn durch verſchiedene Fragen dahin, daß er die Abſchilderung des Liebhabers vollends nach allen Zügen machte, damit er ſich rechtfertigen wollte, er ſey ihm wohl bekannt, und er rede nichts in den Wind hin.

Dem andern entgieng die Gedult. Beym Henker, ſagte er, man muß ſchrecklich frech und unverſchämt ſeyn, ſolch Zeug vorzubringen! Ihr müßt wiſſen, daß ich derjenige bin, den ihr ſo von ohngefähr abſchildert, und ich würde in Verzweiflung kommen, wenn ich mit einem Menſchen von ſolchem Character, wie ihr ſeyd, nur einmal in meinem Leben, Umgang gehabt hätte!

Man kan ſich leicht vorſtellen, wie der Purſch verwirrt ſtutzte, den man auf ſolche verwegene Lügen ertappte, man wird aber ſchwerlich errathen, wie ſich derſelbe dabey aufführete.

Nachdem er denjenigen, der ihn ſo grob Lügen ſtrafte, ſtarr in die Augen ſahe, ſchlug er ein lautes Gelächter

ter auf, umarmte einen ſeiner Cameraden mit einer trotzigen Art: Welcher Teufel ſollte ſichs einbilden, daß ich mit dem Menſchen ſelbſt rede! Das iſt toll, ich will des Todes ſeyn, wenn einem Menſchen ein ſo luſtiger Streich iemals wiederfahren iſt. Nachdem er eine weile mit dergleichen närriſchen Reden und Lachen fortgefahren war, forderte er Karten und fieng an, ganz ruhig Lomber zu ſpielen.

Es ſcheinet, daß Deſpreaux dieſen häßlichen Character in ſeiner Satyre von der Ehre zum Augenmerk gehabt habe.

Ein ehrenloſer Narr denkt noch der Ehr zu trotzen.

In der That iſt es unbegreiflich, daß die Verderbniß des Menſchen von ſich ſelbſt in der unverſchämten Frechheit, davon ich geredet habe, ſo weit gehen ſollte. Man muß von einer falſchen Ehre ſtockblind gemacht ſeyn, daß man ſeinem Naturell die größte Gewalt anthut, zu einem ſo hohen Grad des Laſters und der Narrheit zu gelangen.

Wir wollen zugeben, daß alle nicht alle diejenigen, ſo man unter dem Namen Petitmaitre begreift, bis zu einem gleichen Grad des Laſters ſteigen; ſie ſuchen nicht alle ihren Ruhm in Schandthaten; ſie machen kein Handwerk draus, Taugenichte zu ſeyn; kurz ſie haben nicht alle der Schamhaftigkeit, als einer Ketzerey in der Artigkeit abgeſchworen. Dieſes iſt auch das verwerflichſte Gezüchte von Petitmaitres. Ich finde aber noch zwo Claſſen, denen man Unrecht thun würde, wenn man ſie mit der erſtern in eine Brühe werfen wollte.

Oftmals legt man dieſen Namen denenjenigen bey, welche zwar die Tugend nicht als eine Eigenſchaft be-

trachten, ſo ihnen Schande macht, dennoch aber es für ein Verdienſt halten, wenn ſie die Wohlanſtändigkeit beleidigen, für niemanden einige Achtung bezeugen, die anſtößigſten Wahrheiten frey heraus werfen, und mit einem Wort, ihre Aufführung ſo unangenehm machen, als es ihnen nur möglich iſt, damit ſie klugen und geſetzten Perſonen höchſt widerwärtig fallen mögen. Sie ſind mehr dumm als laſterhaft, und mehr grob und ungeſchliffen, als boshaft.

Es giebt noch eine Art von Petitmaitres, denen man aber dieſen Titel nicht in eigentlicher Bedeutung, ſondern aus Misbrauch zutheilet. Denn dieſe machen ſich eben keine Ehre daraus, allen Leuten verdrießlich zu fallen, ſie verachten auch die Reputation nicht, daß man ſie in der Geſellſchaft für erträgliche Leute anſiehet, thun auch keine Verzicht auf anderer Hochachtung. Sie ſind nur gar zu groſſe Sclaven von der Mode, ſie äffen alles nach, Kleidung, Gang, Ton und Stimme, wunderliche Gebehrden und Stellungen, das verwünſchte Geziere, welchem ſie im Herzen ſelbſt feind ſind. Ich würde unrecht thun, wenn ich ſie mit der andern zuſammen in einen Teig knetete. Doch würde ich ebenfalls unrecht handeln, wenn ich ſie nicht wegen ihrer lächerlichen Nachäffung tadelte. Könnte man wohl ſeine Einſichten übler anwenden, ſeinen Nutzen ſo vernachläßigen, daß man ſich zu einer Copey eines Urbildes machet, welches man ſo ſehr verachtet, als es zu verachten iſt? Man will für einen angeſehen ſeyn, der man doch nicht iſt, und verzweifeln würde, wenn man es wäre. Man ſtellt ſich mit freyem Willen der Verachtung rechtſchaffener Leute aus, welche alſofort eine lächerliche Kleidung, alberne Gebehrden gewahr werden, auf den erſten Anblick

aber die vernünftige Gedenkensart und ein wohlgeordnetes Herz nicht ſehen können.

Man möchte einwenden, ich hätte die Petitmaitres immer zum beſten. Wer kan es aber laſſen: Eben ſie haben mir die Galle am erſten rege gemacht und mir die Feder in die Hand gegeben, die Thorheiten des Zeitlaufs anzugreifen. Wollte der Himmel, daß mein Verſtand den Bewegungen meines Herzens Gnüge thun; und meine Schreibart der Lebhaftigkeit des Abſcheues gegen dieſe unverſchämte Feinde der Tugend und des guten Vernunftſinns mit gleichen Schritten folgen könnte! Ich wollte ſie gewiß nach dem Leben ſchildern, daß man mit Fingern auf einen Menſchen zeigen ſollte, ſobald er ſich nur mit einem kleinen Hütchen, ſo mit einer breiten goldenen Borde eher verdeckt, als gezieret iſt, mit einem an den Leib gepreßten Kleid, darinne er erſticken möchte, und ihn nur halb bedeckt, mit einem feinen Hemd auf bloſſer Bruſt im härteſten Winter, und mit allem Rüſtzeug, ſo zu dem Character eines leibhaften Petitmaitres gehöret, öffentlich zeigen ſollte.

* * * * * * * * * * * * * * *

XXVI.
Von der Höflichkeit *.

Es iſt ausgemacht, daß eine ungehobelte grobe Aufführung die vortreflichſten Verdienſte lächerlich machen, eine ungezwungene Höflichkeit hingegen gemeinen Verdienſten Freundſchaft und Hochachtung zuziehen kan. Hieraus läßt ſich, ohne weitläuftige Unterſuchung ſchlieſſen, daß einem vernünftigen Mann nach dieſer Höflichkeit zu ſtreben höchſt nützlich und anſtändig ſey. Wer Einſicht hat, und menſchliche Empfindung fühlet, wird deutlich ſehen, daß die guten Eigenſchaften ſich nicht allein auf denjenigen beziehen, der ſie beſitzet, ſondern auch mit der Geſellſchaft und dem Umgang in der Welt eine Verbindung haben. Man muß mithin zugeſtehen, daß etwas ſchändlich grobes und cyniſches in dem Betragen ſolcher Weltweiſen anzutreffen ſey, die ſich aller Wohlanſtändigkeit, als einem beſchwerlichen Joche entledigen wollen. Von einer albernen Ehre berauſcht, können ſie ſich nicht einbilden, daß der Philoſophie vornehmſte Abſicht dahin gerichtet ſey, uns die Erfüllung der ſchuldigen Pflichten der Menſchheit beyzubringen, und unſern Umgang denenjenigen leicht und angenehm zu machen, mit welchen wir zu thun haben. Anderntheils iſt es nicht undienlich, ein wenig genauer von der Höflichkeit zu reden, und ſich etwas unverworrenere Begriffe davon zu machen.

Ich glaube, meines Davorhaltens, daß die wahre Höflichkeit, welche die Vernunft vorſchreibet und beſtätiget, nichts anders ſey, als eine Kunſt ſeine Gebehrden,

*) XLIX Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

behrden, Stellung und alle Handlungen nach dem Geſchmack anderer, ſo weit es die Tugend erlaubet, einzurichten.

Man wird in dieſer Kunſt ohne genaue Erkenntniß des menſchlichen Herzens, und der gebräuchlichen Sitten des Volks, unter dem wir uns aufhalten, nicht zu rechte kommen.

Hieraus ergiebet ſich, daß eine allgemeine und eine beſondere Höflichkeit vorhanden ſey.

Die erſtere gründet ſich auf die Vernunft, welche aus der Unterſuchung der Neigungen der Menſchen gewiſſe allgemeine Grundregeln ziehet, denenſelben gefällig zu werden. Sie findet ſich bey allen Völkern und allenthalben, wo man ſich der Vernunft und des Nachdenkens gebrauchet.

Die andere wird durch die Gewohnheit und durch den Gebrauch beſtimmt. Sie verändert ſich nach dem Geſchmack, nach der Leibesbeſchaffenheit, und den verſchiedenen Vorurtheilen einer Nation. Dahero iſt die Franzöſiſche, die Spaniſche, die Italiäniſche u. d. g. Höflichkeit von einander unterſchieden. Soviel die allgemeine Höflichkeit betrift, ſo bleibt ſie eben ſo feſt und unwandelbar, als die Vernunft ſelbſt, in der ſie ihren Grund hat. Aller Menſchen Herzen ſind von einerley Gemächte. In allen herrſchet die Selbſtliebe, die Eitelkeit beſitzet ſie alle, ſie ſind alle nicht geneigt, iemanden zu weichen, und verlangen alle, daß ihnen andere nachgeben ſollen. Allenthalben, wo man ſeine Meinung auf den Umſturz des Wahns der andern erheben will; wo man einen aufgeblaſenen Hochmuth zeiget; kurz, allenthalben, wo man die Verdienſte der andern ſchmälert, um nur die ſeinigen

 gen

gen deſtomehr glänzen zu laſſen, daſelbſt wird man auch überall ſeinen Umgang unerträglich machen, und die Grundregeln der allgemeinen vernunftmäßigen Höflichkeit verletzen.

Bey iedes Landes beſondern Höflichkeit muß man ſich in Acht nehmen, daß man ſie nicht mit der allgemeinen, davon ich ietzo geſagt habe, verwirre. Man ſiehet leicht ein, daß ſie beyde nicht aus einer Qvelle entſpringen, noch weniger eine Gemeinſchaft zuſammen haben. Wird man dieſe Wahrheit nicht ſtets vor Augen haben, ſo verfällt man gewiß in eine recht gehäßige Auslachenswürdigkeit; man miſſet die Höflichkeit anderer Völker ſodenn nach dem Geſchmack und den Gewohnheiten ab, mit welchen wir groſſe Gemeinſchaft haben: Und man unterſcheidet den Eindruck nicht gnugſam, welchem die Gewohnheit auf die Sinne macht, von der Einprägung, ſo die Vernunft ins Gemüth drücket.

Was würde man zu Paris ſagen, wenn ein von der Gemüthsart und von den Gebräuchen ſeiner Landsleute ſtrotzender Spanier in der Hauptſtadt Frankreichs alles dasjenige tadeln wollte, was ſeinem an ganz unterſchiedene Manieren gewöhnten Geſchmack nicht anſtändig wär? Was würde man von ihm urtheilen, wenn er alle Augenblicke ſagen wollte: So macht mans in Spanien nicht, das iſt keine Manier von Madrid. Er würde ausgepfiffen und ausgeziſchet, man hielte ſeine Tadeleyen für eine Wirkung ſeines Spaniſchen Hochmuths. Gleichwohl aber machen es doch die meiſten Franzoſen wahrhaftig nicht um ein Haar beſſer. Sie verlangen gleich zum voraus, daß man wiſſen ſoll, ihre Nation ſey die aller-

gesit-

geſitteſte und höflichſte auf Gottes ganzem Erdboden, weil keine andere die Franzöſiſche Höflichkeit beſſer zur Ausübung brächte.

Wir machen insgemein unſere Manieren zu Regeln der Höflichkeit, ſodann unterſuchen wir unſere Manieren erſt nach dieſen Regeln, wir finden ſie denenſelben völlig übereinſtimmend, und ſchlieſſen alſo gleichzu, wir wären die geſitteſten und höflichſten Creaturen in der ganzen Welt.

Man wird ohne groſſe Mühe die tolle Ausſchweifung dieſes Vernunftſchluſſes einſehen. Wenn ein Moſcowiter mit eben ſo ſtarkem Hochmuth begabet, als ein Franzos, auf gleiche Art beweiſen wollte, daß niemand geſitteter und höflicher auf der Welt ſey, als die Moſcowiter, weil ſie beſſer, als alle andere Leute ihre Manieren und Handlungen nach dem Geſchmack ihrer Nation einzurichten wüſten.

Dergleichen Beweis würde gewiß einem Franzoſen ſehr Moſcowitiſch vorkommen: Gleichwohl würde doch auch einen Moſcowiter nichts abhalten, wenn er anders geſcheid wär, den obigen Beweisgrund für ſehr Franzöſiſch zu halten, und alſo haben beyde ein Spiel. Uiber den andern lachen, iſt gemeiniglich ein Beweis, der leicht zurück geſchoben werden kan, und wenn man ſeine fremde Gewohnheit für ungeſittet ausgeben will, ſo muß man durch tüchtige Beweisgründe und Vernunftſchlüſſe darthun, daß ſie der allgemeinen vernunftmäßigen Höflichkeit, davon wir oben geſprochen haben, Eintrag thue.

Solche Beweisthümer fehlen gemeiniglich bey dergleichen Gelegenheiten, wenn man daher keine Hülfe in der Vernunft erhalten kan, beruft man ſich auf

den Geſchmack. Dieſer Geſchmack verändert ſich aber mit der Zeit und mit den Völkerſchaften. Er iſt ein veränderliches Unding, und ein Moſcowitiſches Unding gilt eben ſoviel als eine Franzöſiſche Chimäre.

Woher kommts aber, daß unſere Manieren über den meiſten Theil von Europa ſich ausgebreitet, und unſere Feinde ſelbſt einen Geſchmack und ſo groſſen Gefallen daran gefunden haben?

Die Urſache fällt alſofort in die Augen. Es machts, daß unſere Höflichkeit ſehr gebrechlich iſt, und daß nichts, als das Laſter einen ſo leichten Eingang ins menſchliche Gemüth finden kan, inſonderheit noch, wenn es mit mancherley Annehmlichkeiten gewürzt iſt. Allerdings iſt es erlaubt, und die Menſchheit verbindet uns auch darzu, ſich dem Gemüth ſeines Nächſten gefällig zu machen; allein Vernunft und Redlichkeit müſſen die Grenzen dieſer Gefälligkeit ſetzen. Unſere Höflichkeit hat dieſe Schranken niedergeriſſen und iſt in eine ſchändliche Schmeicheley abgeartet. Iſts alſo noch ein Wunder, daß unſere Manieren einen allgemeinen Beyfall erhalten haben?

Ich finde aber noch eine andere Urſache, die uns iedoch eben nicht viel gröſſere Ehre, als die erſtere, anthut.

Man ſiehet nur gar zu viel gewiſſe Marktſchreyer in der Welt, die ſich aus allen Kräften beſtreben ihre Verdienſte heraus zu ſtreichen, und die Tugenden der andern recht tief zu erniedrigen, welches ihnen endlich auch ſo wohl gelinget, daß ſie Glauben finden. Man iſt närriſch genug, ſich zu bereden, ſolche Leute müſten doch recht gründlich von ihrer Geſchicklichkeit überzeugt ſeyn, ſonſt würden ſie ſolche nicht mit derglei-

chen

chen geſetzten Standhaftigkeit öffentlich zu Markte bringen. Alles dieſes verhält ſich eben, wie mit den Franzoſen. Da ſie unaufhörlich wiederholet verſichert haben, es ſey die Höflichkeit nirgends, als nur bey ihnen ächt und recht anzutreffen, der Hof von Frankreich ſey der Mittelpunct aller Höflichkeit, andere Völker könnten von ihrer ungehobelten Grobheit an keinem Ort in der Welt, als nur zu Paris curiret werden; ſo haben ſie es mit ihrem Geſchrey ſo weit gebracht, daß man ihnen auf ihr Wort getrauet. So machen es die wahrhaften Höflichkeitsmarktſchreyer, die ſich durch ihre unverſchämte Praleren Zulauf zuwege bringen.

Unterdeſſen muß man aber doch zugeſtehen, daß kein Volk zu finden, bey dem die wahrhafte Höflichkeit eine prächtig glänzendere Wirkung hervor bringt, als bey den Franzoſen. Ihr ungezwungenes freyes Anſehen unterſcheidet ſie von andern Völkern aufs vortheilhafteſte und giebt ihren Manieren eine Annehmlichkeit, die man nicht leicht bey andern Völkern findet. Wir ſollten nur weniger pralen und deſto vernünftiger ſeyn, auch an ſtat in fremden Ländern aller Augenblicke auszupoſaunen: So macht mans nicht in Paris, das iſt keine Franzöſiſche Manier: ſollten wir vielmehr die gebräuchlichen Sitten ſolcher Leute uns gefallen laſſen, unter denen wir leben, und dieſelben mit eben ſo viel Gefälligkeit annehmen, als wir ihr Brot genießen. Es iſt in der That eine ungeheure Grobheit, und ein abſcheulicher Hochmuth, die Manieren anderer Völker durchzuhecheln, und die unſrigen denſelben entgegen zu ſtellen. Die Höflichkeit, ſo uns die Vernunft anweiſet, befielet, daß wir uns den Gemüthern anderer Nationen gefällig machen,

und eben deswegen nach ihrem Geſchmack und Sitten richten ſollen.

Sollte die Vernunft denen Franzoſen noch nicht fühlen laſſen, daß ihre beſondere Höflichkeit auf ſchlechtem Grunde ruhe, ſo berufe ich mich auf die Erfahrung, die es ihnen gewiß vollkommen begreiflich machen wird. Sicher und gewiß bleibt es, daß dieſe Höflichkeit der Veränderung eben ſo wohl, wie die Moden, unterworfen iſt; und man würde anietzo eben eine ſo lächerliche Geſtalt mit den Manieren des alten Hofs vorſtellig machen, als wenn man mit den altväteriſchen Strumpfwickeln und Spitzhüten aufträte. Dieſes giebt die gewiſſeſten Zeugniſſe, daß bey dieſer Höflichkeit keine wahrhafte Gemeinſchaft mit der Vernunft anzutreffen, die allezeit nach feſten und unwandelbaren Grundſätzen zu handeln pfleget, mithin keiner Veränderung unterworfen iſt.

Indeſſen hatten doch dieſe artige Höflinge des alten Hofes eben einen ſo groſſen Abſcheu gegen die Grobheit anderer Völker, als diejenigen, welche die altväteriſche Höflichkeit gemindert, ungezwungener und gemächlicher eingerichtet haben.

Ich hätte groſſe Luſt, allhier eine ſtreitige Frage zu unterſuchen, die mir eben zur rechten Zeit in die Gedanken fällt.

Welche Manieren ſind wohl ausſchweifender, das Geziere unſerer jungen Stutzer nach der Mode, die man mit dem Titel Petitsmaitres beehret, oder der Complimentenſchneider von Profeßion, die vor mehr als ein halbhundert Jahren florirten?

Die Petitsmaitres, welche das Lächerliche der damahligen Höflichkeit einſahen, haben ſich eingebildet,

die Höflichkeit ſey überhaupt eine ausſtudirte Ausſchweifung, und ſich alſo ohne Bedenken ins ausſchweifende Gegentheil davon hinein geſtürzet. Ihr Verfahren kommt dem Betragen dererjenigen bey, die in einer dummen Religion erzogen worden ſind, derer Schwachheiten ſie erkennen, und da ſie alle andere nach der ihrigen abmeſſen, verachten ſie die Religion überhaupt und fallen in einen allgemeinen Zweifel und völlige Frechheit.

Der Petitmaitre ſagt niemals die Wahrheit, als wenn ſie die Leute beleidigen kan. An ſtat daß er ſich mit der Verleumdung lange aufhalten ſollte, wird er lieber die Leute ins Geſichte beſchimpfen und ihnen alles Böſe, was er nur von ihnen weiß, unter die Naſe reiben. Mit einem Wort, er thut mit einer viehiſchen Frechheit groß, und macht ſich eine Luſt und Ehre daraus, aller Menſchen Haß auf ſich zu laden.

Die Höflinge nach altem Schrot und Korn hingegen redeten nur deswegen, damit ſie den Leuten gefallen und ſchmeicheln wollten. Ihre Unterredungen waren nichts anders, als eine Handelſchaft von ausgelaſſenen Lobſprüchen, welche die Narren vollends toll machten und den guten Vernunftſinn der Weiſen verwirrten. Ihre Worte hatten keine beſtimmte Bedeutung, und erweckten auch in den Gemüthern derjenigen keine Begriffe, welchen die im Schwang gehenden Manieren wohl bekannt waren.

Nach ihrer angenehmen Mundart, war alles Frauenzimmer von ganz vollkommener Schönheit, alles Mannsvolk, daß es nicht beſſer gedrechſelt werden konnte, und die Schriften waren rechte Wunderzeichen. Kurz, wer zu der Zeit mit iemanden um-

gieng, der muſte alle nur erſinnliche gute Eigenſchaften erlangen. Das Verdienſt, das arme Verdienſt, konnte alſo von dieſen ewigen Lobrednern nichts mehr, als elende Lobſprüche erhalten, die an der Narrheit und an dem Lächerlichen bereits ganz abgenutzt worden waren.

Man muß allerdings geſtehen, daß ieder von dieſen obbeſchriebenen Characteren, ſehr abgeſchmackt und einem Menſchen ſehr unwürdig iſt, der vernünftig urtheilen könnte, wenn er nur wollte. Je mehr ich ſie beyde umwende und unterſuche, ie weniger kan ich bey mir einig werden, welcher unter beyden in der tollen Ausſchweifung den Preis erhält. Sollte ich unterdeſſen den Ausſpruch thun dürfen, ſo würde ich ſagen müſſen, daß mehr Narrheit in dem Character des Petitmaitres, als des höflichen Complimentenſchneiders zu finden ſey; doch bilde ich mir auch ein, daß der letztere dem erſtern zur Vergeltung an Alberkeit übertreffe.

XXVII.
Die wahre und falſche Beſcheidenheit *.

Da ich noch in den Jahren war, in welchen gemeiniglich die Eitelkeit der Klugheit den Rang ſtreitig machet, unterſtand ich mich einmal in einer Geſellſchaft einige Verſe, die ich verfertiget hatte, vorzuleſen. Sie wurden von allen aus der wichtigſten Urſache mit Beyfall angenommen, weil der Verfaſſer perſönlich zugegen war. Nach deren Verleſung wendete ſich, wie es ganz natürlich zugieng, die Unterredung auf die Dichtkunſt, und gab mir Gelegenheit, auf eine etwas unvorſichtige Art, eine wahrhafte Maxime zu vertheidigen, nach welcher man mittelmäßige Verſe mit denen, die durchaus elend ſind, verwirret. Man thate dieſe leichtfertige Frage an mich, ob ich meinte, daß meine Verſe über mittelmäßig wären? Die Frage machte mich ſtutzig: Indeſſen wollte ich doch lieber eine hochmüthige Redlichkeit, als eine falſche Beſcheidenheit ſehen laſſen, und ſagte alſo, daß Verſe, die eben durchaus nicht ſchlecht und elend, aber auch nicht mittelmäßig wären, doch deswegen nicht eben vortreflich ſeyn könnten. Die mittelmäßige Poeſie, welche weder allzugroſſe Schönheiten, noch gar zu grobe Fehler hätte, wäre nicht vermögend das Herz zu rühren, noch den Verſtand aufzuwecken, alſo könnte ſie den Leſer, ohne einigen Eindruck in ihm zu machen, in einigen kaltſinnigen Eckel verſetzen.

Es

*) XXXII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Es gäbe aber auch Verſe, die durch ihre Schönheiten und durch ihre Fehler wechſelsweiſe dem Leſer ein Vergnügen machen, und eine Urſache ſeiner Critiqve werden könnten: Dadurch verhinderten ſie ihn, daß er nicht in eine träge Unwirkſamkeit verfiel, mithin verdienten ſie, meines Bedünkens, demjenigen, was man das Mittelmäßige zu nennen pfleget, allerdings vorgezogen zu werden.

Es ſchien, als ob man mit meiner Antwort zufrieden wäre; Gleichwohl habe ich nachgehends erfahren, daß ſie, als ob ſie voller Eitelkeit wäre, nicht hat gefallen wollen, und man lieber geſehen haben würde, wenn ich beſcheiden geſagt hätte, meine Sachen wären mittelmäßig, oder auch, ſie taugten nichts.

In der That würde dieſe Antwort nach den Regeln der Wohlanſtändigkeit eingerichtet geweſen ſeyn, ob ſie gleich vor dem Richterſtuhl der Vernunft im höchſten Grad abgeſchmackt iſt. Allermaſſen es ganz unmöglich ſeyn kan, daß ein Menſch Verſe machen ſollte, wenn er ſo viel Verſtand hat, der ihn überzeugt, daß er elende Verſe mache. Es kan ſich zutragen, daß einer tanzet, ohneracht er überzeugt iſt, er tanze recht von Herzen ſchlecht. Er kan aber durch eine vernunftmäßige Wohlanſtändigkeit, deren man ſich mit guter Art nicht zu entſchütten vermag, darzu genöthiget werden. Nichts auf der Welt kan hingegen einen Menſchen zwingen, daß er reimen ſoll, wenn ſich ſein Genie darzu nicht reimen will. Es iſt auch nicht glaublich, daß man ohne alle Furcht, und mit gutem Vorſatz etwas thun und vornehmen werde, was uns, wie man gewiß weiß, vor der ganzen Welt lächerlich machet.

Die falſchen Begriffe, ſo man ſich von der äuſſerlichen Beſcheidenheit zu machen pfleget, die ſich über alles Betragen ausbreitet, und in den Unterredungen zu erkennen giebt, haben ihren Urſprung in dem irrigen Wahn, den man von der Beſcheidenheit des Herzens heget, ohne welche das vollkommenſte Verdienſt uns nur eine ſehr geringe Hochachtung erzwingen, und nicht einmal unſere Liebe auf ſich ziehen würde.

Man bildet ſich gemeiniglich ein, die Beſcheidenheit beſtehe in einer ſchlechten Meinung, die wir von uns ſelbſt hegten, welche unſer Verdienſt verdeckte, oder wenigſtens nur einen Theil vor Augen legte. Man iſt alſo nach dieſem Wahn nicht anders beſcheiden, als nach dem Maaß man ſich verblendet, in Betrachtung der guten Eigenſchaften, mit welchen uns die Natur wirklich begabt hat. Dieſer Regel zu Folge muß ein wohlgebildetes Frauenzimmer aus Beſcheidenheit ihren Spiegel Lügen ſtrafen, und für ſich allein keine ſchöne klare Haut, kein lebhaft annehmliches Geſicht, keine wohlgeordneten reizenden Züge haben. Ein Mann von Geiſt und Verſtand müßte aus eben dieſem Grund beſcheiden ſeyn, wenn er glaubte, daß er kaum ein wenig mehr Witz als ein Eſeltreiber habe.

In allem Ernſt, man ſollte ſich ſchämen, daß man ſeine Pflichten in ſo ſchlechte Betrachtung ziehet, da man unterdeſſen ſich thörichter Weiſe bis an die Sterne erhebet, die doch mit uns nichts gemein haben. Man miſſet ihre Höhe und ihren Abſtand mit der genaueſten Richtigkeit, da man indeſſen Hirngeſpinſte zu der Richtſchnur ſeiner Aufführung erwählet, welche die Vernunft aufrühriſch machen, ſo bald ſie dieſelbe eines Anblicks würdiget. Kan man wohl die Tugend

von der Herrſchaft der Vernunft loszuſprechen verlangen, und ſich eine Pflicht auskünſteln, falſche Begriffe von einer einigen Sache zu machen? Wenn es als ein Verdienſt anzurechnen iſt, ieder Sache ihren gehörigen Werth zu geben, wie kan man tugendhaft heiſſen, wenn man ſich ſelbſt nicht kennet, und ſeinen guten Eigenſchaften die Hochachtung beylegen, die ſie wirklich verdienen? Die Gerechtigkeit, dieſe einſehende Tugend, durch welche man einem ieden dasjenige zutheilet, was ihm zukommt, wirft dieſe falſchen Begriffe von der Beſcheidenheit gänzlich übern Haufen. Ungerecht gegen ſich ſelbſt handeln, iſt die gröſte Ungerechtigkeit. Wir ſind ſelbſt die vornehmſten Gegenſtände unſerer uns obliegenden Pflichten; und wir ſind am feſteſten verbunden, gegen uns ſelbſt alle Tugenden auszuüben.

Natürlicher Weiſe achtet ſich der Menſch allezeit höher, als er verdient, und ohne Zweifel iſt es daher gekommen, daß man ihn in einen äuſſerſten Gegenſtand geſetzet hat, damit er ſein Herz zu einem mechaniſchen Gleichgewicht in der Tugend bringen ſoll. Man überlaſſe aber nur den Gärtnern, ſich dieſer Kunſt zu gebrauchen, die krummen Baumſtämme gerade zu beugen. Man muß die Tugend, ſo viel als möglich iſt, von der maſchinenmäßigen Bewegung abhalten. Die Menſchen tugendhaft zu machen, bedarfs keiner falſchen Grundregeln, man muß ſie erleuchten und ſie zu vernünftigen Schlüſſen anführen. Dieſes iſt die einzige Lehrart, ſie zu verbeſſern, welche der Vortreflichkeit ihrer Natur am würdigſten iſt. Hier will ich die Art zeigen, nach der ich die vernünftige Beſcheidenheit beſchreibe.

Die Beſcheidenheit iſt eine Hochachtung, die man ſich ſelbſt bezeigt, welche aber nach ſeinem Verdienſt aufs genaueſte abgemeſſen, und auf eine vollkommene Kenntniß ſeiner Tugend und ſeiner Laſter, ſeiner Gaben und ſeiner Mängel gegründet ſeyn muß.

Man beſorge nur nicht, als ob dieſes nicht diejenige Beſcheidenheit ſeyn ſollte, welche uns das Chriſtenthum anbefielet, und daß aus der Hochachtung unſer ſelbſt der Hochmuth entſtehen müſſe, wenn unſer Verdienſt derſelben zur Richtſchnur dienet. Die genaue Erkenntniß unſer ſelbſt faſſet nicht allein unſere guten Eigenſchaften, ſondern auch unſere Fehler in ſich. Uiberdieß öfnet ſie dem vollkommenſten Menſchen die Augen, ihm ſeine Nachläßigkeit in Ausübung der groſſen Pflichten, die ſeine auſſerordentlichen Gaben erfordern, zu erkennen zu geben. Derjenige, welcher nicht in ſich erkennet, daß dieſe Trägheit ſeiner Aufführung mit ſeinen guten Eigenſchaften nicht übereinſtimme, weiß ſeinen gröſten Fehler nicht. Der Wahn, den er von ſeinem Verdienſt heget, iſt nicht wagerecht, er kan alſo nicht für beſcheiden gehalten werden.

Dieſe Selbſterkenntniß, wie ich ſie hier abgeſchildert habe, iſt eher fähig, uns niederzuſchlagen, als uns eine Verachtung unſers Nächſten einzuflöſſen. Sie wird vielmehr den Menſchen annehmlich und beliebt in der Geſellſchaft machen. Ein witziger Geiſt, der ſie beſitzet, wird gewiß kein ſcherzhafter Spottvogel, noch ein ausgelaſſener Tadler ſeyn. Seine Leutſeligkeit wird allezeit dasjenige zu verſüſſen wiſſen, was der Tadel oder Spötterey hartes und unverdauliches an ſich hat. Niemals wird er ſich mit ſinnreichen

Ein=

Einfällen ſehen laſſen, als mit ſolchen, die auf unſchuldige Art ergötzen. Durch ihre Hülfe wird der Gelehrte, ohne verſchloſſenen Augen auf ſeine mit ſo mühſamer Arbeit erlangte Einſichten, ſich begnügen, richtige Begriffe von ſeiner Wiſſenſchaft zu faſſen, und andere nicht verachten, die nicht ſeine Gedult beſitzen, ſo lange als er, in der Studirſtube zu lauſchen. Mit dieſer vollkommenen Erkenntniß ſeiner ſelbſt, wird man endlich dieſe durch Vernunftſchlüſſe erlangte Beſcheidenheit erhalten, welche alle andere gute Eigenſchaften in ſich ſchlieſſet.

Ich muß bekennen, daß die gemeine Meinung von der Beſcheidenheit mehr lächerlich, als gefährlich ſey, daß es einige Narren von der elendeſten Art giebt, die von ſich ſelbſt eine gar zu geringe Meinung haben, und welche dieſe niederträchtige Beſcheidenheit alleine in gewiſſen Stücken zu vertheidigen fähig ſeyn möchte.

Erfordert die Vernunft, daß dieſe wohl abgewogene Hochachtung unſerer Verdienſte in unſern Herzen wohne, ſo iſts ganz vernünftig, daß ſie ſich in unſern Reden äuſſere, wenn wir genöthiget werden, von uns ſelbſt zu ſprechen, und ich behaupte, daß es in dergleichen Fall, die Art eines erhabenen Gemüths an den Tag lege, ohne Verſtellung heraus ſagen zu dürfen, was man denke. Das heiſt gar nicht beſcheiden ſeyn, unſere guten Vortheile geringer zu machen. Der Character der wahren Beſcheidenheit beſtehet darinne, wenn man vermeidet, von ſich ſelbſt weder wohl noch übel zu ſprechen. Derjenige, welcher aller Augenblicke das hochmüthige Wort Ich aus dem Munde erſchallen läßt, giebt auſſer allen Zweifel die überwiegende Hochachtung ſeiner Tugenden zu erkennen, und ver-

verachtet ſeine Fehler nicht genug. Diejenigen, welche immer verächtlich von ſich reden, ſind von denen nicht unterſchieden, die ſich beſtändig loben, auſſer nur darinne, daß ihr Hochmuth die Verſtellung zur Gefährtin hat, und alſo ein Laſter mehr, als die ehrlichen Bewunderer ihrer ſelbſt, beſitzen. Unſere eignen Fehler und Gebrechen, mit welchen wir uns anzuklagen verſtellen, ſind insgemein bis zur Ausſchweifung getriebene Tugenden, zu denen wir die Hofnung haben, man werde ſie als ein Gegentheil von dem, was wir ſagen, anſehen, und ihnen mithin den von uns heimlich verlangten hohen Werth, mit Auslaſſung unſerer Beſcheidenheit, beylegen. Bekennet man, daß man ſo unachtſam gegen ſein Vermögen ſey, ſo erfreuet man ſich heimlich ſchon in der Hofnung, es werde der Begrif der Verſchwendung in den Gedanken derjenigen, die es hören, gerechtfertiget, und in den Begrif der Freygebigkeit verwandelt werden. Die Abſicht desjenigen, der ſich ſelbſt einen rechten dummen Kerl ſchilt, gehet nur dahin, man ſoll denken, er ſey ungemein witzig: Der ſeine Eitelkeit geſtehet, will ſie eben dadurch aus der Zuhörenden Gedanken vertilgen, und vielleicht mag er wohl verlangen, daß man dabey an die treflichen Eigenſchaften denken ſoll, auf die er ſich was einbildet. Alleine, alle dieſe Rätzel der Selbſtliebe werden niemanden Naſen drehen, alle Welt findet gar bald den Schlüſſel in ſeinem eignen Wahn, den er heget.

Es giebt noch andere, welche ihre Fehler mit allem aufrichtigen Ernſt her erzählen, die ſie auch in der That gar nicht für Tugenden ausgeben wollen, ja ſie zeigen ſelbſt das Lächerliche und Ausſchweifende derſelben an. Jedoch, dieſe Laſter, dieſe Fehler, mit denen man alſo

verfähret, ſind von der Art, welche, der Mode und keine Verachtung zuziehen, und der Vernunft zum Poſſen, öfters höher, als die Tugend geachtet werden. Man geſteht, z. E. man ſey über den Punct der Ehre treflich kützlich, man erweiſet ſo gar, daß nichts unvernünftiger ſey, als dergleichen Gemüthsniedrigkeit, man wird ſich aber wohl hüten, darzu zu ſetzen, daß man kein Herz im Leibe habe, und daß man bey einer erhaltenen Ohrfeige ſich wohl fürs Halsbrechen in Acht nehmen werde. Man wird, wie ein Cavalier, rund heraus ſagen, daß man ein ſchlechter Heiliger, und nicht fromm ſey, man halte ſich auch dießfalls für ſehr laſterhaft, dabey wird man es aber wohl bleiben laſſen zu geſtehen, man ſey nicht redlich, und des Titels eines ehrlichen Mannes unwürdig. Viel Leute beklagen ſich wegen ihrer Begierde nach hohem Stand und Würden, dabey aber vertuſchen ſie ihr brennendes Verlangen nach Geld und Reichthum, da doch eines ſo verächtlich als das andere iſt, nur aber dieſes mehr verachtet wird.

Noch eine weit ausgeſtudirte Eitelkeit iſt es: Man bekennet alle dieſe und dergleichen Art Fehler, damit die Leute denken ſollen, man beſitze den Character, und ſey nur ſchöner Laſter fähig, welches Fehler groſſer Leute wären.

Nur noch eins. Das ungezweifelte Zeichen der Beſcheidenheit iſt dieſes, daß man von ſich ſelbſt ſtill ſchweiget, und andern die Unterſuchung ſeiner Tugenden und Fehler überläßt. Die Reden eines vernünftigen Mannes aber, der von ſich ſelbſt zu ſprechen genöthiget wird, ſind die richtigſten Abſchilderungen ſeiner Meinungen. Er wird Beſcheidenheit mit Na-

chkeit allezeit zu verbinden wiſſen, und nicht glauben, ian müſſe eine Tugend auf den Umſturz der andern auen.

XXVIII.

Widerſprechender Character in der Empfindlichkeit bey groſſen und kleinen Widerwärtigkeiten *.

Man ſiehet iezuweilen Leute in der Welt, welche mit der Vernunft und Standhaftigkeit, in em unüberwiegendſten Unglück auszuhalten, ein Gedränge machen, und ſich öfters durch einen Streich nieerſchlagen laſſen, der kaum eine gemeine Seele zu bewegen fähig ſeyn kan. Man wird aber von dieſer anfangs ganz unbegreiflich ſcheinenden Aufführung den Bewegungsgrund leicht einſehen können.

Durch einen unverſehenen unglücklichen Vorfall verlieret man alle ſein Vermögen, man wird auf einmal ins äuſſerſte Elend und Dürftigkeit dadurch verſetzt. Welche Vernunft iſt wohl fähig, einen ſolchen Schlag auszuhalten? Hier würde ein mehr als menſchlicher Muth erfordert werden, wenn man nicht unterliegen ſollte. Dieſes iſt eben der rechte Begrif, welcher ein großmüthiges Herz wider die ſchwerſten Unglücksſtreiche feſt und unbeweglich macht. Je auſſerordentlicher ſeine widerwärtigen Zufälle ſind, ie würdiger ſind dieſelben, alle Stärke ſeiner Vernunft bey deren Widerſtand anzuſtrengen. Er faſſet alle ſeine Kräfte zuſammen, und ie mehr es ihm darinne gelinget, ie

*) LXI Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

ruhmwürdiger kommt ihm die Stärke ſeines Verſtandes vor. Er fühlet, daß er auf Seiten der Tugend gewinnet, was er von Seiten des Glücks verlieret. Es weiß es noch darzu dem Eigenſinn des Schickſals Dank, daß es ſein Verdienſt ans helle Licht hat bringen wollen. Er kützelt ſich inniglich, daß er bey ſich ſagen kan: mea virtute me involvo, Ich ſchlieſſe mich in meine Tugend ein. Reich zu ſeyn, iſt nichts ſeltſames, dieſes aber gehört unter die ſeltſamſten Dinge, mit recht guter Art unglücklich werden können.

Hingegen ſcheinet uns ein kleiner widerwärtiger Streich unſerer Standhaftigkeit ſehr unwürdig zu ſeyn. Dergleichen kan der geringſte Mann leicht aushalten. Hierbey findet die Eitelkeit ihre Rechnung nicht, daher überläßt man ſich der Betrübniß, ohne den geringſten Widerſtand.

Hierzu kommt noch, daß dieſe auſſerordentlichen Unglücksfälle, welche man mit ſo ungemeiner Großmuth verachtet, unſer Vermögen, unſere Hoheit, geliebte Perſonen, kurz, ſolche Dinge angehen, die auſſer uns ſelbſt ſind, und unſere ganze Eigenliebe nicht angreifen. Da im Gegentheil oftmals geringe Widerwärtigkeiten, ſo uns ſchachmatt machen, unſerer Eitelkeit gerade ans Herz greifen.

Clitander iſt aus ſeinem Vaterland verbannet, ſeine großmüthige Freyheit hat ihm die Ungnade ſeines Fürſten zugezogen, und ihn ſeiner Güter und Bedienungen entſetzet. Er iſt ein vortreflicher Unglückſeliger. Was für ein prächtiger Titel: Ein vortreflicher Unglückſeliger! Clitander behauptet denſelben auf ruhmwürdigſte Art. Alle Welt bewundert ſeine heldenmüthige Standhaftigkeit und dieſe Bewunderung er-

tzt alle Verfolgungen des Unglücks mit reichlichem Bucher. Eben dieſer Clitander ſchreibt ein Buch, vor welches das Publicum die gehofte Hochachtung nicht ezeigen will. Dieſes iſt ein herzfreſſender tödlicher Kummer und Verdruß in ſeiner Seele. Er trägt uf allen Schritten und Tritten den Begrif von ſeinem rachteten Buche in ſich mit herum, und alle Welt ehet ihm ſeine Bekränkung an den Augen an, der- eichen ihm doch der allerbetrüblichſte Unglücksſchlag yzubringen nicht fähig ſeyn konnte.

Es iſt nun allerdings nichts mehr als eine Lapperey, e ihn anietzo bis in Mark und Beinen wehe thut. llein ſie greift ſeinem Verſtand an die Gurgel. Er nicht unvernünftig genug, ſeinen Geſchmack dem eſchmack des Publici vorzuziehen. Er ſiehet leider, ß er weniger Verſtand beſitzet, als er gemeinet hat, ithin fällt ihm der Verluſt dieſer ſchmeichelhaften Meinung weit empfindlicher, als die Entziehung aller ſeiner Güter und Würden und Eh- renſtellen.

XXIX.

Das vergröſſerte Unglück *.

Woher kommt es doch, daß unglückſelige Leute ſich ein Vergnügen machen, ihr Unglück gröſſer vorzuſtellen, als es wirklich iſt, und ſinnreich ſind, Urſachen auszudenken, die ſie deſto gewiſſer glaubend machen ſollen, ſie wären die Unglückſeligſten vom erſten Rang. Hierinne liegt, wenn ich nicht ſehr irre, eine recht ausgekünſtelte Eitelkeit verborgen. Indem wir uns einen ſo ausſchweifenden Begrif von unſerm Unglück machen, ſo ſtellen wir gemeiniglich unſere Verdienſte, dem uns betreffenden Widerwärtigkeiten entgegen, und unſer Unglück ſcheinet uns grauſam, nach dem Maaß, als uns unſere Verdienſte ſonderbar vorkommen.

Es iſt der Begrif von uns ſelbſt, der mit dem Begrif unſers Unglücks in Vergleich geſetzt worden, und der kommt uns ſo auſſerordentlich vor. Wenn uns einer von der groſſen Meinung, die wir von unſerm Unglück hegen, befreyen wollte, ſo darf er uns nur unſern ſüſſeſten Troſt entziehen. Er darf uns nur deutlich darthun, daß es ſich mit uns der Mühe nicht verlohne, von dem Unglück auf ſolche beſondere Art verfolgt zu werden.

Wir wollen uns ſogar vor allen Leuten auch durchs Unglück einen Vorzug herausnehmen, und können uns nicht entſchlieſſen, nach der gemeinen Art und Weiſe, wie Millionen andere unglücklich zu ſeyn.

Es

*) LXI Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Es dürfte uns nur niemand beklagen. Allein, weil wir eine groſſe Anzahl Leute antreffen, denen unſer Unglück, zu unſerm groſſen Troſt, zu Herzen gehet, ſo werden wir faſt dadurch wegen des Unglücks ſelbſt ſchadlos gehalten. Wir wenden alle Kräfte an, Mitleiden zu erwecken, wenn wir unſer Unglück recht abſcheulich abmahlen, und wenn wir darinne zum Zweck gelangen, einen rechten Uiberfluß von Mitleiden zu erhalten, ſo ſchreiben wir dieſes aus einem angenehmen Selbſtbetrug auf die Rechnung unſerer Verdienſte.

Ich kenne Leute genug, die eine Art der Handthierung damit treiben, unglücklich zu ſeyn, und die das Vergnügen, beklaget zu werden, nicht einer vollkommenen Glückſeligkeit willig vorziehen würden.

Was wollen ſie aber mit einer ſo unerſchöpflichen Qvelle des Mitleidens gegen ſich ſelbſt machen? Sie ſind Leute, die gegen andere nicht die geringſte Empfindung haben.

XXX.

Das Leben *.

Das angenehme Wetter verleitete mich an einem Tage voriger Woche, die Annehmlichkeit des Spatziergangs in der Geſellſchaft eines ſcharfſinnigen verſtändigen Freundes zu genießen. Es ſcheinet, daß der Verſtand niemals zu Betrachtungen geſchickter ſey, als wenn die Sinnen durch die Mannigfaltigkeit einer groſſen Menge ergötzlicher Gegenſtände mehr zum Zeitvertreib beluſtiget, als mühſam beſchäftiget wer-

*) XCIV Bagatelle.

werden und der Seele eine ruhig angenehme Freude einflöſſen, wodurch ſie in eine ſüſſe Träumerey verſetzt werden kan.

Wir hatten uns bey einer halben Stunde annehmlichen Zerſtreuungen überlaſſen, als meine Augen von ohngefähr auf einen am Rande des Canals ſitzenden Menſchen fielen, der ſeine Tabackspfeife im Munde und eine Angel in der Hand hatte. Er kam mir, als einer von der Claſſe der Leute vor, welche durch die beſchwerlichſte Handarbeit nicht mehr und nicht weniger gewinnen, als was ſie nöthig haben, daß ſie nicht Hungers ſterben. Ich blieb eine lange Weile ſtehen, zu ſehen, wie dieſe Fiſcherey von ſtatten gieng, und ich konnte nicht das kleineſte Fiſchgen erblicken, welches dem armen Fiſcher nur die geringſte Hofnung zum Fange gegeben hätte. Ich wurde an ſeine ſtat recht ungedultig, und wie ich ſahe, daß er einen kleinen Korb auf machte, ſeinen zukünftigen Fang darein zu verwahren, kam mir auch nur der leere Boden davon zu Geſichte. Wie lange fiſchet ihr denn allhier anietzo, mein Freund? redete ich ihn an. Bald ein paar Stunden, antwortete er mir. Und ihr habt noch gar nichts gefangen? Ach, nein, mein Herr, verſetzte er mit der ruhigſten und heiterſten Miene. Ich muß bekennen, dieſer Anblick machte mich eben ſo ſtutzig, als die wunderbareſte Erſcheinung hätte thun können, und ich glaubte, der Einſichten meines Freundes benöthiget zu ſeyn, die Qvellen einer ſolchen Gedult zu entdecken, welche zu der natürlichen Wirkſamkeit des Menſchen ſich ſo ſchlecht reimet. Ich weiß wohl, daß es Leute giebt, die der Jagd ſo ergeben ſind, daß ſie hundert Fleiſchergänge nicht mürbe machen: Allein die Jagd hat etwas lärmendes, man durchſtreicht

Berg

Berg und Thal, Wald und Felder, man ſteigt auf und nieder, man iſt beſchäftiget. Das Angeln aber iſt zu ruhig, man ſitzt ſtille, und die Beute, oder wenigſtens die Hofnung darzu iſt das einzige Vergnügen, ſo ſie uns dabey geben kan.

Es iſt allerdings gewiß, daß ein Philoſoph nachdenken kan, wenn er ſeinen Händen mit einer äuſſerlichen mechaniſchen Leibesarbeit etwas zu ſchaffen macht, wo die Seele keinen Antheil daran hat; darauf kam es aber, allem Anſehen nach, hier nicht an. Unſer guter Mann ſpielte mit ſeiner Angelſchnur im Waſſer und verrichtete ſein Werk, wie es ein erfahrner Fiſcher verrichten kan. Er fiſchte mit Leib und Seele zugleich. Meine erſte Betrachtung, die mir hierbey in die Gedanken fiel, war dieſe. Der Mann iſt tagtäglich an eine beſchwerliche und harte Arbeit gebunden, die ganze Woche hindurch ſehnet er ſich nach der Ruhe, als nach einem allgemeinen Gut. Die Ruhe iſt ihm, was der Sieg einem Feldherrn, die Ankunft eines reich beladenen Schiffes einem Handelsmann, die Gunſtbezeugungen einer Liebſte dem verliebteſten Liebhaber zu ſeyn pfleget. Er fiſchet, und legt ſich ſchlafen, er ſucht zwo Glückſeligkeiten mit einander zu vereinigen. Die eine fehlt ihm, ſo tröſtet er ſich, wenn er die andere nach Belieben ſchmecken kan.

Dieſe Urſache ſchiene meinem Freund, dem ich dieſelbe eröfnete, nicht unrecht zu ſeyn. Nachdem er hierüber ein wenig nachgedacht hatte; wer weiß auch, ſagte er, ob nicht die Achtloſigkeit dieſes elenden Fiſchers aus einem andern eben ſo natürlichen Grundſatz ſeinen Urſprung nimmt? Vielleicht mag dieſes wohl ſein einziges Handwerk ſeyn, daß er nur da iſt, und er

exiſtirt eben ſo gut am Rand des Canals mit der Angel in der Hand, als in einer Stube mitten unter ſeiner Familie.

In der That giebt es auch eine groſſe Anzahl Leute, die hauptſächlich darzu geſchaffen zu ſeyn ſcheinen, daß ſie nur da ſind, und eine verwirrte Empfindung von ihrem Daſeyn haben. Wir wollen noch mehr ſprechen: Es giebt Menſchen, die nur bloß und allein durch dieſes Daſeyn etwas zum Nutzen der Geſellſchaft beytragen, und an und für ſich ſelbſt von dem ſchmälichſten Elend befreyet ſind. So gewiß iſt es, daß die Fürſehung nicht nur die verſchiedenen Gaben, ſondern auch den Mangel der Gaben ſelbſt dem menſchlichen Geſchlecht nützlich zu machen weiß.

Wenn ich iezuweilen einen Menſchen ſehe, der mit den ärmlichſten Lumpen bedeckt, heßlich, ungeſtalt iſt, der in der ganzen Welt nichts niedrigers, als ſich ſelbſt erblicket, von allem demjenigen, was um ihn her iſt, beſchimpft zu werden ſcheinet, ſo bin ich ganz beſtürzt darüber, daß dieſer Brack der Natur und des Glücks ſich noch zu leben entſchlieſſen kan. Wenn er Gedanken hat, ſo iſt nur ein einziger Bewegunsgrund fähig, ihn zu verhindern, daß er ſich nicht erſäuft, oder aufhängt, nemlich der Beſitz einer wohl überlegten Tugend, die ihn über das gegenwärtige Unglück triumphiren und eine ewige Glückſeligkeit erwarten läßt. Hat er dieſe innerliche Glückſeligkeit nicht, ſo iſt die Unfähigkeit nachzudenken noch ſeine einzige Hülfe, und vielleicht mögen ſich auch wohl die Engelländer nicht beſſer und edelmüthiger, wie alle andere Völker, hängen und erſäufen, als weil ſie überhaupt nicht beſſer denken.

Ein zehender Theil der Menſchen lebet nur ſo noch hin, weil ſie weder empfinden noch nachdenken, und ihre Dummheit dienet, wie ich bereits geſagt habe, dem Publico zum Vortheil. Er ſchleppet eine Laſt, trägt Käſten hin und her, ſäget oder hauet einen Baum um. Man bringe ihn aber aufs Nachdenken, daß er mit allen Arten des Elendes umgeben, daß er von einer gründlichen Tugend entblöſſet ſey, ſo wird ihm der Begriff von ſeinem Unglück unmöglich erträglich ſeyn können. Was! auf dieſer Welt geſetzt ſeyn, dem menſchlichen Geſchlecht als Sclave zu dienen, ein Mittelpunct aller ſeiner Verachtung zu werden, eine ganze Woche durch zu verrichten, was ein Pferd in einem Tage, oder eine Mühle in einer Viertelſtunde thun kan! Man muß ſich dieſe unerträgliche Bürde des Lebens nur vom Halſe ſchaffen.

Allein, man wird einwenden, die Liebe zum Leben iſt den Menſchen natürlich. Dieſelbe auszurotten, darzu gehört eine raſende Verzweifelung. Sie iſt ein unauflöslich zu begreifender Trieb. Ich habe Mühe, dieſes zu glauben, und bilde mir vielmehr ein, daß man die Bewegungsgründe, ſo uns an das Leben feſſeln, wohl entwickeln könnte. Wirklich vorhanden ſeyn, empfinden, daß man da iſt, Fähigkeit beſitzen, über ſein Daſeyn Betrachtungen zu machen, alles dieſes iſt an ſich ſelbſt eine Glückſeligkeit, in welcher wir ein Vergnügen zu leben antreffen, weil es uns von der Erhabenheit über viele andere Creaturen unterrichtet. Werden wir aber von unſerm Daſeyn nicht anders gerühret, als daß es noch unter dem Nichts erniedriget iſt, ſo iſt dieſe Empfindung ſelbſt vermögend, uns die Liebe zum Leben zu vergällen, und uns in eine Eiferſucht gegen die Unempfindlichkeit des

Viehes und das unvollkommene Leben der Steine und Pflanzen zu ſetzen. Ich kan leicht begreifen, daß die Empfindung unſers Daſeyns ſtark genug iſt, einer Menge Ungemächlichkeiten und Unfälle zu widerſtehen, ſo wenig dieſelbe auch durch ein eingebildetes Gut oder durch eine leichte Hofnung unterſtützet und erhalten wird.

Jugend, ein ſchönes Geſicht, ein wenig Reputation, der Schutz eines Patrons, die Zärtlichkeit eines Weibes, eine vermuthliche Erbſchaft, der geringſte dieſer Vortheile kan einen Menſchen zum Leben veranlaſſen, auch wohl darzu nöthigen, und ihn in ſeinen gegenwärtigen Unfällen aufrichten. Aufrichtig zu reden. Ich glaube nicht, daß die Furcht, ein Laſter zu begehen, einen Menſchen öfters am Selbſtmord hindert, wenn er gar keine Vortheile beſitzet, auch nicht die geringſte Urſache findet, ein künſtiges beſſeres Glück zu erwarten. Vielmehr wollte ich es auf eine glückliche Dummheit ſchieben. Unſere Vernunft läßt ſich nur gar zu öfters von den Bewegungen des Herzens einnehmen, und eine Perſon, die ein wenig nachdenkt, und den Tod als ein nothwendiges Mittel für ſeine Widerwärtigkeiten anſiehet, würde ſich durch ihre eigne Verdrehung der Vernunftſchlüſſe gar leicht betrügen, und die allgemeine Meinung für einen Misbrauch halten, daß keine unmenſchlichere That zu finden, als ſein eigen Leben zu verkürzen.

Ein Engelländer kan darüber Zeuge ſeyn. Er war ein gelehrter Mann, den man auch iederzeit für ſehr vernünftig gehalten hatte. Es kam ihm ein Eckel an, immerfort einerley zu verrichten, und entſchloß ſich, aus dieſem Leben, wie ein Gaſt, wegzugehen,

der

der ſich ſatt gegeſſen hat. Uiber ein ſo albernes Unternehmen erholte er ſich Raths bey einem ſeiner guten Freunde. Dieſer rafte die ſtärkſten Bewegungsgründe zuſammen, die er nur auftreiben konnte, ihn davon abwendig zu machen. Der andere behauptete die Unſchuld ſeines Entſchluſſes mit der kaltſinnigſten Gelaſſenheit. Nach einem langen und lebhaften Streit giengen ſie beyde von einander, und wie es gemeiniglich geſchiehet, behielt ieder ſeine Meinung, die er vertheidiget hatte. Sobald unſer Gelehrter in ſeine Studirſtube trat, ſetzte er ſich nieder, ein gantzes Buch zur Vertheidigung ſeines Satzes zu ſchreiben. Er arbeitete ein ganzes Jahr an dieſem Werke, ohne daß man an ihm die geringſte Verrückung des Gehirns gewahr wurde. Wie er ſein Werk ins reine gebracht hatte, daß es zum Druck gebracht werden konnte, bediente er ſich des Werkzeugs ſeines Todes, welches er ſchon lange vorher in Bereitſchaft hatte. Den andern Tag fand man ſeine Rechtfertigung auf dem Tiſch liegen, den Verfaſſer aber an der Wand ſeiner Studirſtube hängen.

XXXI. Von

XXXI.

Von dem Tode *.

Wer nicht gerne vom Tode reden höret, der wird wohl thun, wenn er dieſe Abhandlung ungeleſen läßt. Ich bin entſchloſſen viel nachdrückliches davon zu reden. Dieſes Wort iſt ſchon von Alters her den Ohren der Menſchen unerträglich geweſen. Man hat den Ausdruck von ie her für ein ſchlimmes Zeichen gehalten. Die Alten vermeideten ihn mit allem Ernſt, und in ihren Unterredungen ſtarben die Leute niemals, ſie hörten nur auf zu leben, ſie lebten ihren letzten Tag, ſie giengen aus dem Leben, hieß es ꝛc. Mit einem Wort, dieſe Alten wußten ihre Redensarten von dieſer Sache aufs beſte einzurichten, als ob ſie ihre Ausdrücke verſüſſen und die betrübte Nothwendigkeit, ſo ſie anzeigten, nicht ſo gar herbe und bitter machen wollten. Die heidniſchen Philoſophen merkten wohl, was die unfehlbare Gewißheit des Todes für Bitterkeit im Leben mache; ſie ſahen, daß ſie ihre ganze Zufriedenheit ſtören, und alle ihre Ergötzung vergiften würde. Um dieſer Urſache willen waren auch alle ihre verſchiedene Lehrgebäude dahin ſämmtlich vereiniget, wie ſie die Menſchen mit dem Begriff, den ſie vom Tode hegten, in Bekanntſchaft brächten, und ihnen dieſen furchtbaren Feind ohne Augenblinzen anzuſehen lehreten.

Ihre allzuweit irrende Meinungen von der Unſterblichkeit der Seele waren nicht hinreichend die rechte Wirkung zu thun. Sie mußten ihre metaphyſiſche Betrach-

*) LXXXII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Betrachtungen nothwendig auf etwas weſentlichers und ſinnlichers gründen.

Sie ruften demnach die Schwachheiten der menſchlichen Natur, mit allen von dem glückſeligſten Leben ganz unzertrennlichen Beſchwerlichkeiten und Elend zu Hülfe. Sie erſchöpften alle Kräfte ihrer Beredtſamkeit, dieſes alles mit den lebhafteſten Farben abzuſchildern, und beſtrebten ſich auf dieſe Art, die Menſchen von dem geringſten Theil ihrer ſelbſt, als einem ihrer Liebe unwürdigen Gegenſtand abzuführen. Zum Unglück mag die Seele von dieſen Wahrheiten überzeugt werden, wie ſie nur will, ſie rühren dieſelbe doch nicht, und dieſer Leib ſo unvollkommen er nur iſt, bleibt ihr doch lieb und angenehm.

Nichts auf der Welt, als die Verſicherung eines zukünftigen Lebens kan uns antreiben, das gegenwärtige Leben ohne Reue zu verlaſſen. Und da die Weiſen im Heidenthum nicht fähig waren, dieſe Verſicherung auf einem feſten Grund zu bauen, ſo ſtopften ſie dieſen leeren Raum mit kühnen Grundlehren, und wunderbar übertriebenen Sprüchen aus. Sie erſchreckten die Vernunft vielmehr, an ſtat dieſelbe zu überzeugen. Das Leben, ſollte man, ihrer Meinung nach, nur wie eine Gaſterey betrachten, von der man wieder Abſchied nähme, wenn man ſich ſatt gegeſſen hätte. Sie machten von der trotzigen Kühnheit eben ſo viel Weſens, als von der ruhmwürdigſten Stärke der Tugend, daß man den Tod nicht einmal erwarten ſollte; man ſollte ihm vielmehr entgegen treten, und der Natur, die uns doch das Leben gegeben hat, das Recht entziehen, uns deſſelben zu berauben.

Sie

Sie verlangten, ihre Anhänger ſollten es machen, wie die ſchüchternen Soldaten, welche den Feind auf dem Poſten, den ihnen ihr Feldherr angewieſen, nicht zu erwarten ſich unterſtehen, ſondern von der Gefahr verwirrt, den Gebrauch der Vernunft verlieren, und dem Feuer aus groſſer Furcht dreiſte entgegen laufen.

Dergleichen Lehren nun waren im Grund nicht fähig, iemanden anders, als nur gewiſſe Sturmgeiſter blind zu machen, welche an einem auſſerordentlichen wunderſeltſamen Wahn gröſſer Belieben, als an vernünftigen und bedachtſamen Meinungen zu tragen pflegten. Andere Philoſophen aber, welche dieſe vermeinte Tugend mit ruhiger Uiberlegung näher unterſuchten, konnten die Schwachheit und das Lächerliche darinnen gar leicht finden.

Sie ſahen wohl, daß wer ſich ſelbſt das Leben raubte, mehr handgreifliche Zeichen ſeiner Zaghaftigkeit, als ſeines Muths an den Tag legte: Daß es nichts anders hieß, als ſich den Anfällen des Unglücks zu entziehen, aus Mangel der Künheit, ſelbige abzuwarten: Es ſey eben ſo viel, als an ſeiner Standhaftigkeit verzagen, und bey dem Anfange des Streits, das Haſenpanier ergreifen: Kurz, es heiſſet öfters den Tod wider den Tod ſelbſt zu Hülfe rufen. In der That haben auch die meiſten dieſer vermeinten Helden ſich den Tod aus Furcht angethan, damit ſie nicht ein anderer abſchlachten möchten.

Von ihrer eignen Fauſt erhielten ſie den Tod,
Und ſtarben, daß ſie nur nicht ſterben möchten.

Gewiß iſt es auch, daß man bey aufmerkſamer Betrachtung der Art und Weiſe, mit der viele unter ihnen

nen das Leben geendiget haben, finden wird, die Furcht allein ſey der Grund einer dem Anſehen nach, ſo kühnen That geweſen, oder wenigſtens kan man ſie aus einer eben ſo unreinen Quelle herleiten. Scipio, z. E. der Feldherr des Heers des Pompejus in Africa erwies ſich in der Schlacht mit dem Julius Cäſar, weder als ein Feldher, noch als ein Soldat. Nach einem geringen Gegenſtand ergrif er die Flucht: Anſtat mit den Waffen in der Fauſt zu ſterben, und ob er gleich überwunden war, dennoch die Ehre des Gefechts mit dem Uiberwinder zu theilen, ermordete er ſich ſelbſt in der Flucht, und vermeinte den Schimpf ſeiner Niederlage in der Finſterniß des Todes zu verbergen.

Otho, der zaghafteſte und weibiſchte unter allen Männern, ob er gleich an der Spitze einer guten Armee ſtand, und es nur auf ihn ankam, den Vitellius zu überwinden, oder ruhmwürdig zu ſterben, wollte ſich doch lieber das Herz aufm Bette ſelbſt durchbohren. Die Vorſtellung des Gefechts kam ihm entſetzlicher, als der Tod vor. Seine weichliche Unempfindlichkeit gab ihm das Anſehen einer Standhaftigkeit und ſeine Furcht bedeckte die Larve der Unerſchrockenheit.

Der Tod des Cato von Utica iſt einer der allerberühmteſten von dieſer Art. Montagne, der ſeine Vernunftſchlüſſe mehr aus der Empfindung, als aus Grundſätzen hernimmt, hält davor, daß die Ehre der Bewegungsgrund davon nicht geweſen ſey, unterdeſſen habe dieſer groſſe Mann ein lebhaftes Vergnügen in der erhabenen Tugend gefunden, welche ihn zu einer ſo berühmten That angetrieben. Ich wollte wünſchen, daß dieſer Schriftſteller den Grundſatz der Tugend, welcher er den Tod des Cato zuſchreibet,

ein wenig mehr erläutert hätte. Ich, meines Orts, treffe nichts, als einen trotzig ſtolzen Eigenſinn an, von dem er herflieſſet. Denn gewiß mag es wohl ſeyn, daß dieſem erhabenen Geiſt keine Furcht beykommen konnte. Er wollte die Freyheit der Republick nicht überleben, ſpricht man, und Cato wollte lieber nicht leben, als ein Leben ohne Freyheit genieſſen. Ey, das iſt ſchön und vortreflich in einer Rede, allein vor dem Richterſtuhl des Vernunftſinns nichts abgeſchmackter. Dieſer Römer, mit Gunſt zu melden, kannte weder ſein Vaterland, noch den Cäſar, noch auch ſich ſelbſt recht. Er konnte für die Republick nichts ſchlimmers und gefährlichers, und für die Tyranney nichts erſprießlichers thun, als daß er ſich tödtete. Wenn Cato ganz allein unbewafnet nach dem Tode des Pompejus dem Cäſar unter die Augen getreten wäre, ſo würde ſein ernſthafter Anblick dieſen Beherrſcher der Welt an der Spitze ſeiner ſiegenden Völker gewiß zitternd gemacht haben. Ich zweifle ſehr, daß dieſer Uiberwinder, der ſich alles unterſtand, ſich unterwunden haben würde, die Hand an einen Mann zu legen, deſſen Redlichkeit und Gerechtigkeit von den verſchiedenen Parteyen im gleichen Grad verehret und hochgehalten wurde. Allenthalben ſahe man ihn für einen ſtrengen und harten Zuchtmeiſter an, der alle Thaten aufmerkte, und aller Unternehmungen Widerſtand thate. Nach dem Tode des Cäſars würde endlich Cato allein im Stand geweſen ſeyn, Rom in Freyheit zu ſetzen, und wäre es nicht beſſer geweſen, die Republick wieder herzuſtellen, als ſich mit derſelben ins Grab zu ſtürzen? Jedoch der unbewegliche Cato hatte den Anſchlag gefaſſet, dem unrechtmäßigen Beſitz des Cäſars zu widerſtehen, und da das Verhängniß ein ſo ſchönes Unternehmen nicht

gelingen ließ, verwandelte ſich ſeine Standhaftigkeit in Hartnäckigkeit. Weil er das Glück nicht zwingen konnte, der gerechteſten Partey beyzutreten, wollte er lieber das Leben verlieren, als die Anſchläge verändern, da er doch, wenn er ſich in die Zeit geſchickt hätte, ſeinem Vaterlande die erſprießlichſten Dienſte würde haben leiſten können. Er ſtarb gar nicht, daß er die Republick nicht überleben möchte, deswegen that er ſich den Tod an, damit er ſeinen Anſchlag nicht überleben dürfte, den das Schickſal zu Waſſer gemacht hatte. Uiberdieſes haſſete er den Tyrannen und die Tyranney, und aus dem Grund eines trotzigen Hochmuths zog er den Tod dem Verdruß vor, den er haben würde, ſeinem Feind verbunden zu ſeyn.

Man durchſuche endlich mit vernünftiger Uiberlegung die Art zu ſterben, dieſes groſſen Mannes und ſeines gleichen, ſo wird man anſtat der Standhaftigkeit, des Muths, und der Erhabenheit der Seele, nichts als Niederträchtigkeit, Hochmuth und Wahnſinn antreffen. Man wird gezwungen, das Ende derejenigen, deren Tugend man hoch verehret hat, mit dem Tode ſolcher elenden Purſche gleich zu halten, welche um ihrer ſchändlichſten Laſter willen zum Tode verdammt worden ſind, und mit ihren Poſſen Henker und Zuſchauer noch beluſtigen, mithin dem Tode durch ihren Scherz Trotz zu bieten ſcheinen. Geſchiehet es wohl aus wahrer Standhaftigkeit, daß ſie das thun? Keinesweges. Alle ihre Stärke des Gemüths beſtehet darinne, daß ſie mit Luſt zu Narren werden, ihre Einbildung verwirrt machen, damit ſie den Begrif vom Tode und deſſen drauf folgenden Schrecken nicht empfinden mögen.

Da die göttliche Offenbarung unſerer Vernunft, als Chriſten, zu Hülfe gekommen, hat uns dieſelbe eine gewiſſe Verheiſſung eines glückſeligen Zukünftigen ertheilt, vermöge welcher wir den Tod ohne Furcht erwarten, und das Leben ohne Unruhe hinbringen können. Dieſe tröſtliche Verheiſſung zu beſitzen, dürfen wir nur gewiſſe Geſetze in Obacht nehmen, deren Erfüllung auch zu unſerm zeitlichen Nutzen gereichet. Sie zielen auf unſere Geſundheit, auf die Zufriedenheit unſers Gemüths, und auf die Vereinigung mit andern Menſchen ab. Man kan ſagen, daß ſie uns Pflichten auflegen, in dieſem Leben glückſelig zu ſeyn, und ſolches noch mehr in einem Leben ohne Grenzen zu werden. Die Heiden haben nach dergleichen Lehrgebäude getappet, es iſt aber ihrem Nachforſchen entgangen, wir aber, denen es angezeiget worden iſt, verwerfen deſſen troſtreiche Klarheit. Sie wollen lieber nach der einfältigſten Heiden Weiſe uns von dem Schrecken des Todes losmachen, wenn wir deſſen Andenken uns durch unaufhörliche Zerſtreuung aus dem Sinn ſchlagen.

Man thue nur einmal einen Blick auf das Betragen des Biophilus. Der Mann iſt von der Gunſt des Glücks ganz betrunken. Seine Luſt und Ergötzlichkeiten können ihn nicht zur Armut bringen, er ſtudirt mit höchſtem Fleiß darauf, wie er ſich ſelbige recht veränderlich und ſchmackhaft machen will. Alles ſein Verlangen ſchließt er nur in dieſes gegenwärtige Leben ein, er nimmt ſich nicht einmal die Mühe, zu unterſuchen, ob noch ein zukünftiges zu finden ſey oder nicht. Seine Anbeter dürfen ſich nicht unterſtehen, das Wort: Tod, vor ihren Mund zu bringen: Wenn es einem von ohngefehr entfahren ſollte, ſo wäre es

ſchon

ſchon genug, den unbeſonnenen Menſchen in die höch=ſte Ungnade dieſes zärtlichen Epicurers zu ſetzen. Man muß ſich überdieß noch aufs genaueſte hüten, daß man ja nicht in ſeinem Beyſeyn von der Peſtilenz ſpreche, die ſich in der Nachbarſchaft hervor thut, und nach den Grenzen unſers Vaterlands zueilet; ich glau=be, man darf auch eben ſo wenig von der Viehſeuche ein Wort laufen laſſen. Wenn er ſeine Bedienten wegjaget, ſo geſchiehet es nicht deswegen, weil ſie et=wan dumm, nachläßig oder untreu ſind; Die elenden Schächer haben ſich unterſtanden, das Fieber bey ihm zu bekommen. Er will durchaus nicht geſtatten, daß ſich die Krankheiten die Freyheit nehmen ſollen, in ſein Haus zu ſchleichen. Zum Unglück aber wollen ſie doch ſeinen Befehlen nicht gehorſam ſeyn, vielmehr begehen ſie die Frechheit, ihm ſelbſt nach dem Hals zu greifen. Geſchehen iſts. Die Aerzte ſchütteln mäch=tig die Köpfe, es iſt kein anderer Rath vorhanden, er muß vom Tode reden hören, es betrift ihn ſelbſt an. Er erſchrickt gewaltig über dieſen Streich. Wie unge=recht handelt doch die Natur! Sie will ihn von ſei=nen lieben Schmeichlern, von ſeinen Ergötzlichkeiten, von ſeinen Schätzen wegreiſſen. Biophilus über=windet endlich doch noch die Verwirrung, die ihn überfallen hat; die Zeit, ſo ihm noch übrig iſt, will er doch noch wohl anwenden. Er läßt einen Notarius kommen, der eine richtige Verordnung, die er wegen ſeines unrechtmäßigen Reichthums gemacht hat, auf=ſetzen ſoll. Muß man nicht ſeine Gemüthsgegenwart in dergleichen widerwärtigen Umſtänden bewundern? Er macht ſein Teſtament mit der größten Vorſichtig=keit und recht weitläuftig. Sein Vermögen ſoll von nun an auf einen Stamm ſeines Geſchlechts fallen. Wenn männliche Erben abgehen, ſoll es auf einen an=

dern Stamm verfallen, von dieſem immer alſo weiter fort: Er denkt auf ſeine Nachkommen, auf ſeine Seitenverwandte, auf ſeine ganze Nachkommenſchaft. Eine ungeheure Anzahl von Jahrhunderten muß verlaufen, ehe und bevor ſein letzter Wille keinen Einfluß mehr auf ſeinen Reichthum haben wird. Er beruhiget ſich, nachdem er endlich dieſer wichtigen Sorge losgeworden iſt. Ohne Zweifel wird ſeine Seele ein treuer Gefährte ſeiner Schätze in allen ihren Veränderungen bleiben, und er das Vergnügen ſchmecken, eine lange Zeit nach ſeinem Abſterben, mit denſelben frey zu ſchalten und zu walten.

Cleone wendet die letzten Augenblicke ihres Lebens mit nicht geringerer Klugheit an. Sie verfertiget ein langes Verzeichniß von allen Stücken, daraus ihre prächtige Leichbeſtattung beſtehen ſoll, wobey ſie auch den Aufwand aufs genaueſte beſtimmet. Ihr Leichnam ſoll mit dem feinſten Leinenzeug bekleidet werden, und man ſoll ihn mit größter Sorgfalt weich und zarte angreifen, wenn man ihn in den Sarg leget. Vier und zwanzig Kutſchen und nicht weniger, mit einer groſſen Menge Fackeln ſollen dieſes Feſt recht anſehnlich machen. Sie vergißt nichts, ſie denkt an die geringſte Lapperey. Nachdem ſie auf ſolche Weiſe ihre übrige Kräfte erſchöpft hat, bleibt ſie ruhig und vergnügt liegen. Warum ſollte ſie auch nicht ruhig ſterben? Für ſie hat der Tod nun nichts widerwärtiges. Sie wird ſich bald in einem bleyernen Sarge mit koſtbarem Sammt bedeckt ſehen. Ihre prächtige Leichenbeſtattung wird alle Gaſſen mit Volk anfüllen. Die ganze Stadt wird nach dieſem prächtigen Schauſpiele laufen, und tauſend friſche und geſunde Leute werden ohne Zweifel dieſer prächtigen Leiche nachfol-

gen. Sie iſt ſchon gewiß verſichert, daß, dem allgemeinen Zufall aller Leichen ohngeacht, ſie das Vergnügen haben wird, mit ſo ausnehmender Herrlichkeit ins Grab zu gehen, und ihre Seele wird von der Ehre gerührt, die man dem Leibe anthun wird, der ihr ſelbſt allezeit ihr einziges Vergnügen geweſen iſt.

XXXII.

Der Nutzen moraliſcher Unterweiſung durch Fabeln *.

Den Menſchen mißfällt überhaupt nichts mehr, als der Unterricht in der Sittenlehre. Indem man uns gewiſſe Regeln unveränderlicher Pflichten und der Aufführung vorſaget, ſo wird man gezwungen unſere Empfindungen, Meinungen und Handlungen damit in Vergleichung zu ſetzen. Dieſer Unterricht verbindet uns über unſere Mängel und Fehler Betrachtungen anzuſtellen, und treibet uns an, unſere angenehmſten Phantaſien fortzujagen. Könnte man ſich daher wohl wundern, daß er uns ſo gar annehmlich nicht vorkömmt, allermaſſen die Hauptkennzeichen bey allen Menſchen Trägheit und die Art von Eigenliebe zu ſeyn pflegen, welche ihre Nahrung in der Einbildung ſuchet? Die weiſen Liebhaber des menſchlichen Geſchlechts haben dieſe betrübliche Wahrheit zu allen Zeiten ſehr wohl erkannt, und daher alle Kräfte angewendet, die Unterweiſung zu verſüſſen und ihr nach Möglichkeit eine angenehme Geſtalt zu geben. Sie haben die Menſchen, ſo zu reden zu betrügen geſuchet, damit ſie dieſelben, zu ihrem eignen Vortheil

*) LXXXIII Bagatelle.

theil, verbeſſern möchten. Unter den liſtigen Streichen, deren ſie ſich mit gutem Fortgang bedienten, iſt auch die Allegorie oder ein ausgeführtes Gleichniß mit begriffen, darinne man Laſter, Tugenden, Eigenſchaften, Meinungen ꝛc. unter Perſonen vorgeſtellet, damit ſie ihrer Natur gemäß zu handeln, angeleitet werden möchten.

Dergleichen Vorſtellung wohl auszuführen, wird eine ſchöne Einbildungskraft, welche mit Einſicht und genauer Richtigkeit des Verſtandes verknüpft ſeyn muß, erfordert. Die aufgeführten Perſonen müſſen nichts widerſprechendes an ſich haben, oder dem weſentlichen Character des Gegenſtandes, den ſie vorſtellen ſollen, unähnlich werden. Sie müſſen keinen einzigen zur gründlichen Unterweiſung undienlichen Schritt thun. Uiberdem muß die ins Gleichniß verſteckte Bedeutung nach dem natürlichen Sinn der Sache auf einerley Wege führen, und dieſer natürliche Sinn muß ohne alle weitläuftige Zweydeutigkeit erkannt werden. Das Gleichniß muß überhaupt wohl ausgeführet, niemals auch das natürliche mit dem figürlichen vermenget und verwirret werden. Die Allegorie darf nicht anders, als ein Gefäß vom Cryſtall beſchaffen ſeyn, in dem man den Gegenſtand über und über erkennen kan, und an dem nicht der geringſte Theil verdeckt ſeyn muß. Wird die allegoriſche Fabel, ſo mit allen dieſen Eigenſchaften verſehen iſt, noch mit wunderbaren unvermutheten Umſtänden und Veränderungen ausgeputzt, ſo kan das Werk ſich einer Vollkommenheit rühmen. Des Leſers Aufmerkſamkeit wird immerfort im Athem erhalten, ſie findet beſtändig in den Lehren etwas neues, und vergnüget ſich über deſſen Entdeckung, ſie danket dem Verfaſſer

für

für die Bemühung ſeines Genies und deſſen guten Vernunftſinns, die er bey dieſer glücklichen Verkleidung angewendet hat.

Nach der Beſchreibung, welche ich von einer guten Allegorie gegeben habe, würde ich eine Verwegenheit begehen, wenn ich allhier etwas von meiner eignen Arbeit vorlegen ſollte. Ich will lieber eine aus einem fremden Schriftſteller, der treflich nach meinem Geſchmack iſt, beybringen. Sie enthält den Streit, welcher unter beyden Geſchlechtern über den Vorrang der Tugend obſchwebet.

„Der Krieg war unter beyden Geſchlechtern einander angekündiget, und da es zum Treffen kommen ſollte, rückten ſie an einem Tage mit ihrer Macht auf ein geraumes Feld aus. Jedes Heer beſetzte eine Seite, ließ aber in der Mitten Raum zum Streit. In iedem Lager fanden ſich viel Hülfsvölker, deren tapferer Muth den Ausſchlag vom Treffen geben ſollte. An den äuſſerſten Enden aber kamen in der Mitten neue Regimenter angezogen, die ſich noch zur Zeit für keine der ſtreitenden Parteyen erkläret hatten, und ſo lange neutral zu bleiben ſchienen, bis ſie ſehen würden, was die Sachen für einen Gang nehmen möchten.

„Auf der Männer Seite wurde der mittelſte Haufe der Hülfsvölker von dem herzhaften Muth angeführt. Die Schönheit in Amazonenhabit hatte weiblicher Seits dieſen Poſten eingenommen. Der feindliche Feldherr thate ſogleich den Angrif und marſchirte trotzig drauf los. Er traf aber in den Augen des ſchönen Feldherrn eine kräftige Bezauberung an, daß ihn ſeine Kräfte verlieſſen und die

„Waffen aus den Händen fielen. Er ſtand ſchon im „Begriff Quartier zu bitten, als ihm der kluge Be- „dacht zu Hülfe kam. Er commandirte den rechten „Flügel des Männerheeres, und würde gewiß den „Sieg erzwungen haben, wenn nicht das ſchöne Ge- „ſchlecht den General Liſt, der ihren linken Flügel an- „führte, gegen ihn hätte anrücken laſſen. Dieſe Sa- „che verdiente die gröſste Aufmerkſamkeit, wenn man „den Angrif und die Vertheidigungen dieſer beyden „fürchterlichen Kriegshelden, die Ränke des einen, „und die Aufführung des andern betrachtete. Bald „theilte man dieſem den Sieg zu, bald ſchiene derſelbe „auf jenes Seite ſich zu neigen. Nach einem hart- „näckigen Gefecht bemerkte man, daß der kluge Be- „dacht ſich ganz unvermerklich aus dem Athem ge- „fochten hatte: Da hingegen Liſt durch ſeine arbeitſa- „me Bemühung immer friſche Kräfte zu ſchöpfen „ſchien.

„Dem Anſehen nach war aber das Glück auf der „Männer linkem Flügel, der von einem alten unter „den Waffen grau gewordenen Officier, der Gedult „hieß, commandirt wurde, deſto günſtiger. Der Ge- „neral, den man ihm entgegen ſetzte, führte den Namen „Verachtung. Er fochte nach Art der Parthen, „und meinte ſeinen Feind zu beſiegen, wenn er ſeinen „Streichen auswiche und fliehend ſcharmuzierte. „Dieſes Spiel trieb er beym Anfang des Treffens „mit groſſer Geſchicklichkeit, daß man mehr, als ein- „mal ihm den Sieg zuzutheilen glaubte. Wie er „aber endlich durch die unaufhörlichen Verfolgungen „und Angriffe eines Feindes, der hundertmal abgetrie- „ben wurde, aber auch hundertmal ſich wieder zuſammen „rafte, mürbe und matt gemacht war, gedachte er be-

„reits

„reits darauf, ſich zum Kriegsgefangenen zu erklären, „als man die Bewegung eines Haufens von den „Truppen auf einmal bemerkte, welche bis hieher die „Neutralität beobachtet hatten. Der Anführer deſ„ſelben hatte eine Rieſengröſſe, und beſaß eine unge„heure Stärke. Der Grimm funkelte ihm aus den „Augen, und man nennete ihn Wolluſt. Er foch„te wie ein raſender Roland, und legte gleichdurch, „in dem einen, wie in dem andern Heer, Zeichen ſeiner „Raſerey an den Tag.

„Das Heer des ſchönen Geſchlechts glaubte ſeinem „Wüten Einhalt zu thun, und ſtellte ihm einen engel„ſchönen jungen Held entgegen. Sein Name war „Beſcheidenheit, es unterſtützte ihn ein anderer „Kriegsheld, der eine etwas trotzige Soldatenmiene „hatte. Die Menſchen nennen ihn Ehre, die Götter „geben ihm aber den Namen Hochmuth. Dieſes „brave Paar widerſtand dem fürchterlichen General „lange Zeit, und trieb ihn verſchiedenemal zurück, „bis er ſich endlich auf Gnade und Ungnade ergeben „mußte.

„Dieſes erſchreckliche Ungeheuer, welches ganze „Haufen in dem weiblichen Heer niedergeworfen hat„te, fiel endlich in diejenigen ein, welche für das In„tereſſe der Männer fochten. Sie vermeinten zwar, „iedoch ganz vergebens ſeinen Streichen zu entgehen, „indem ſie ihm einen falſchen Held entgegen ſtellten, „der den Namen Heldenthum führte. Er grif ſei„nen Feind nicht anders, als mit anzüglichen Reden „an, und ergab ſich faſt ohne Schwerdtſtreich: Da„rinne thaten es ihm eine groſſe Menge Soldaten von „ſeiner Partey nach, die ſich eine Ehre daraus zu ma-

„chen

„chen ſchienen, wenn ſie ihrer Niederlage entgegen „traten.

„Die weiſeſten dieſer beyden Heere, welche eine all„gemeine Niederlage befürchteten, entſchloſſen ſich „hierauf ihr benderſeitiges Intereſſe zuſammen zu „vereinigen, und ihre Kräfte wider den allgemeinen „Feind mit geſammter Hand anzuwenden. Zu dem „Ende raften ſie einen Haufen auserleſener Truppen „zuſammen, und trugen einem Kriegsmann von mitt„lern Alter das Commando darüber auf, deſſen Na„me bedachtſame Tugend war. Diejenigen, ſo ihn „nicht kannten, urtheilten bald aus ſeiner geſetzten „und kaltſinnigen Miene, daß er wider den Rieſen „nicht lange Stand halten würde. In der That „verſprach man ſich auch aus ſeinen erſtern Bemü„hungen nichts weniger, als einen guten Erfolg. Al„lein iemehr er kämpfte, und ie öfter und nachdrück„licher ſeine Streiche fielen, deſto eher ſahe man, daß „das Ungeheuer gezwungen wurde, den Kampfplatz „zu räumen.

„Es hatte ſich kaum durch die Flucht davon ge„macht, ſo erblickte man einen andern Feldherrn zwi„ſchen beyden Heeren herein ziehen, der bis hieher ſich „neutral gehalten hatte. Es war der junge Prinz „von Paphos und Cythere, Namens Liebe. Er be„fand ſich an der Spitze von zehen tauſend geflügelten „Kindern, welche kleine Spieſſe und Pfeile ohne Un„terſchied auf beyde Feldlager losdrückten. Die „Wunden, ſo ſie machten, waren mit einem lebhaften „empfindlichen Vergnügen begleitet, und erweckten „zwiſchen beyden Parteyen den Geiſt der Freundſchaft „und der Verſöhnung. Sobald ſahe man, wie ſie „einander die Hände recht vertraulich reichten, ihre

„Augen

„Augen lieſſen Freudenthränen rinnen, ſie wünſchten „nichts mehr, als alle ihre Uneinigkeit in ihren Umar„mungen zu vergeſſen.

„Dem Feldherrn, von dem wir geſprochen haben, „folgte ein anderer Heerführer aufm Fuß nach, der „Eheſtand hieß, indem dieſer die guten Neigungen, „welche Liebe, ſein naher Anverwandter, in den Her„zen erreget hatte, ſich zu Nutze machte, fügte er die „Hände einer groſſen Menge Gepaarter zuſammen, „und vereinigte ſie nach der Vorſprache ſeines „Freundes.„

Da dieſes vorgieng, hatten ſich zween berüchtigte Hauptbetrüger, Geldgeitz und Ehrgeitz, heimlich unter die Truppen geſchlichen. Beyde hatten ſich auch eben auf die Art, wie der General Liebe gekleidet und waren ſo frech, daß ſie dem Eheſtand unterſchiedliche Paar zuführten, die er auch wirklich mit einander verband, ohne darauf genaue Acht zu geben. Man darf ſich auch darüber gar nicht wundern. Der gute Herr ſteht in der Reputation, daß er ein wenig dumm iſt.

XXXIII. Der

XXXIII.

Der Menſch *.

Eine Fabel aus einem berühmten Spaniſchen Schriftſteller.

Da Jupiter die Welt gemacht hatte, gab er, wie man wohl weiß, dem Vieh das Leben, ehe er noch den Menſchen hervor brachte, welcher das Meiſterſtück ſeiner weiſen Allmacht iſt. Sobald der Eſel ſeine Augen aufſperrete, erblickte er die wunderbare Mannigfaltigkeit der ihn umgebenden Gegenſtände mit Erſtaunen. Dieſer Anblick machte ihn luſtig und munter, er ſprang, lief hin und her und konnte ſich für Freuden nicht laſſen. Wie er ſich endlich ganz müde gehüpfet hatte, legte er ſich aufs Gras nieder, und dachte ſo dumm hin auf die Urſachen ſeines Daſeyns und auf das Verhältniß, welches er wohl gegen andere erſchaffene Dinge haben möchte. Da er aber in einer ſo dornigten Materie nicht tief genug einſehen konnte, entſchloß er ſich den Jupiter ſelbſt über ſeine Beſtimmung zu Rathe zu ziehen, und ſich bey ihm zu erkundigen, was er für ein Amt auf der Erde verwalten ſollte. Der Vater der Götter antwortete ihm: Er hätte ihn zum Dienſt des Menſchen beſtimmt, und gab ihm einen weitläuftigen Unterricht von aller Arbeit und Mühſeligkeit, die er zur Erleichterung des allervollkommenſten unter allen Thieren übernehmen müſte.

Dieſe Rede war ein rechter Donnerſchlag in des Eſels Ohren, er ließ ſie ziemlich tief ſinken, und eben dieſe betrübte Zeitung hat ihm die traurige und betrüb-

*) XCVIII Bagatelle.

rübte Geſtalt eingeprägt, die man bis dieſe Stunde och an ſeinen Nachkommen gewahr wird. Nach einem auf etliche Augenblicke gehegten betrüblichen Stillſchweigen, fragte er den Jupiter, wie viel Jahre r doch wohl dergleichen unerträgliches Leben führen ollte, und erhielt die Nachricht, daß die Tage ſeiner Mühſeligkeit in eine Zeit von dreyßig Jahren eingechränkt ſeyn ſollten. Das arme Vieh erſchrack über en etwas langen Termin, dreyßig Jahr in einem mit Arbeit und Leiden angefüllten Zuſtand, ſchienen ihm ine Ewigkeit zu ſeyn. Er verſprach endlich, daß er, venn Jupiter Zweydrittel davon abkürzen wollte, em Menſchen zehen Jahr lang mit aller Treue und Gedult, als ein ehrlicher Eſel, zu dienen erböthig ſey. Dieſe Gnade erhielt er auch und führte ſich ab, mit em Troſt, daß er nach dem Nichts, in noch weniger Zeit ſeufzen könne, als er vorher beſorgt hatte.

Der Hund, dem Witz und Vorſichtigkeit viel natürlicher, als dem Eſel ſind, der auch gerne von ſeinem u erwartenden Verhängniß in der Welt Unterricht verlangte, warf ſich dem Herrn der Welt zu Füſſen, und wollte wiſſen, wie und worzu der Gebrauch ſeiner verliehenen Werkzeuge beſtimmt ſey. Die Nachricht, ſo er erhielte, war nicht ſonderlich geſchickt ſeine Eitelkeit zu kützeln. Er ſollte auf die Jagd gehen, ſeinen Muth und ſeine Kräfte gegen die Haaſen und Kaninchen auslaſſen, im Fall ihm auch gelüſtete, etwas von einem niedlichen Biſſen zu naſchen, den ſein Herr ſeiner eignen Freßſucht aufbehielt, einer tüchtigen Tracht Prügel gewärtig ſeyn. Abends ſollte er an der Kette liegen, wobey er vom Glück zu ſagen, wenn ihm ein Knochen zum Abnagen zugeworfen würde, dieſe Uibung, welche ſeine Zähne mehr in einer har-

ten

ten Uibung erhalten, als ſeinen Magen ſättigen möchte, ſollte dreyßig Jahr dauren. Bey dieſem Urtheil ſchrie der arme Hund um Barmherzigkeit, und wendete alle Schmeichelenen an, die ſeiner Art von der Natur mitgetheilt ſind, damit er nur einen Erlaß von zwanzig Jahren, wie der Eſel, erhalten könnte. Jupiter ließ ſich erbitten, und der Hund entſchloß ſich, ſein Unglück mit Gedult zu tragen und ſich ſeinem Schickſal mit guter Art zu unterwerfen.

Der Affe, ſo bey dieſem Aufzug gegenwärtig war, und bereits eine unüberwindliche Neigung hatte, alles, was vor ſeinen Augen geſchieht, nachzumachen, wollte den Jupiter ebenfalls um Rath fragen, der gegen ihm eben die Gnade, wie gegen ſeine unglücklichen Cameraden bezeugte. Dieſer Gott gab ihm zu verſtehen, daß er beſtimmt wäre, den Menſchen in allen Dingen nachzuahmen, ohne doch iemals der Vortreflichkeit ihrer Natur gleich zu kommen: Daß dieſe unumſchränkte Beherrſcher aller Thiere, ohne einige Betrachtung gegen ſeine mit ihnen habende Aehnlichkeit, ihn zu ihrem Luſtſpiel brauchen, und ihn unter den Ruthenſtreichen ſeufzend machen würden, nur damit ſie ſich an ſeinen närriſchen Sprüngen und luſtigen Wendungen ergötzen möchten. Dieſe Verkündigung machte, daß der Affe die Zähne wies und das Maul wunderlich verzog, er wendete alle ſeine Beredtſamkeit an, ſein Schickſal zu verändern. Es war aber alles vergebens, er hatte vom Glück zu ſagen, daß er mit dem Eſel und Hund in Gleichheit geſtellet und ihm der Erlaß der zwanzig Jahre ertheilt wurde.

Endlich trat der Menſch hervor. Er durfte ſich nur nach dem Zweck erkundigen, warum er in dieſe

Welt

Welt geſetzt worden war, ſo fande er in dem Grund
iner Natur ſelbſt, die edlen Abſichten, dazu er be-
immet iſt. Durch Beyhülfe einiger wenigen Be-
achtungen begrif er die erſtaunliche Hoheit über al-
s Vieh, und ſeine glückſelige Gleichheit mit dem
upiter ſelbſt. Nichts ſtörete ſeine Zufriedenheit,
s die Ungewißheit, darinne er ſich über die Dauer
iner Jahre befand. Jupiter allein vermochte ſeine
nruhe darüber zu ſtillen, er ließ auch dieſe Gnade
tf die demüthige und ehrerbietige Bitte einer Crea-
ar, die er beſonders liebte, gar leicht wiederfahren.
r unterrichtete ihn, daß er überhaupt die Lebenszeit
ler Thiere in einen Raum von dreyßig Jahren ein-
ſchränket habe, dieſes ſey aber für den Men-
hen nur ein Lehrjahr, und wenn er ſich weislich auf-
ihren würde, ſollte der edelſte Theil ſeines Weſens
ne ewige Glückſeligkeit genieſſen. Das vernünftige
hier, welches für dasjenige, was an ihm materialiſch
ar, bereits eine groſſe Zärtlichkeit hegte, bate den
upiter demüthigſt, er möchte ihn ſeiner lieben und
ngenehmen Bekleidung nicht ſo geſchwind berauben
nd ſeinem Leben die Jahre zulegen, welche das Vieh
ir eine beſchwerliche Bürde gehalten habe. Der
Beherrſcher der Welt gewährete ihm, iedoch mit ei-
igem Unwillen ſeiner Bitte, und man weiß noch nicht,
ſeine Gefälligkeit eine Strafe oder eine Wohlthat
ir uns ſeyn ſoll.

Das gewiſſeſte iſt wohl, daß der erſte Theil unſers
ebens ſich zur Aufführung des Menſchen am beſten
hickt. Frey von Sorgen, von Unruhe, von Verwir-
ung können wir an der Vollkommenheit unſerer Na-
ur arbeiten, wir haben die benöthigte Fähigkeit un-
re Vernunft auszuputzen, unſere Meinungen zu ord-

nen, unſern Character ins Geſchicke zu bringen. In dreyßig Jahren iſt es gethan, die angewöhnten Arten haben die Falten gelegt. Man iſt die übrige Zeit ſeines Lebens dasjenige, was man durch ſeine Uiberlegungen hat werden wollen, oder was man durch Mangel des Nachdenkens geworden iſt. Hier nun fängt das Leben an, welches wir vom Eſel geerbet haben. Man fühlt die Laſt einer Familie, man arbeitet, man ſchwitzet, und ruhet nicht. Nach funfzig Jahren ſiehet man die Anzahl der Kinder vermehret, und ihre Nothdurft nach ihrem Alter verdoppelt. Man tritt ins Leben, das dem Hund zu Theil ward, die Liebe zum Reichthum muß ſtärker werden. Man hat wenig Vortheil, man naget an den Knochen zu der Zeit, da man ſeine Tochter ausſtatten und ſeinem Sohn einen beſtändigen Sitz verſchaffen ſoll.

Ein Greis, der das ſiebenzigſte Jahr überſtiegen hat, kan ſich in Ruhe ſetzen. Seine Familie iſt verſorgt. Die Bewegungsgründe ſeiner beſtändigen Sorgen, ſeiner Arbeit fallen weg. Er fängt an, der zwanzig Jahre zu genieſſen, die dem Affen abgekürzt wurden. Er hatte ſich ſelbſt unter den Geſchäften, die von allen Seiten um ihn herum wühleten, verlohren. Er ſuchet ſich, und vermeinet ſich ſo, wie im dreyßigſten Jahre, zu finden. Wenn dergleichen Greiſe ihr Feuer, und die Kräfte ihrer Nerven, ihre flüchtige Leichtigkeit und ihre Stärke wieder zu erhaſchen vergebens ſuchen, ſo thun ſie ſich zum wenigſten ihrer Einbildung nach die gröſte Gewalt an, ihre Begierden anzufriſchen. Nunmehr werden ſie die Affen der Fehler ihrer Jugend, die ſie in der Aufführung ſolcher Leute wieder anſichtig werden, welche den Frühling ihres Alters genieſſen. Daraus werden die alten

Jung

Jungferknechte, welche die Schande ihrer grauen Köpfe unter die grauſen Locken einer Perücke verbergen, ſich alle Tage den grauen Bart abſchaben oder mit dem Zänglein ausraufen laſſen, und alten Kindern wie zween Tropfen Waſſer gleich ſehen.

Sie gehen, wie im Drath gezogen und flicken ihr Alterthum mit allem aus, was die neueſten Moden am meiſten glänzen und ſchimmern laſſen, welche ſie bis aufs äuſſerſte treiben. Ihr Umgang iſt immer mit Damen, und unterlaſſen niemals ſich bey ihnen anzuklagen, daß ſie gar zu alt ſind. Sie wollen noch immer tanzen, ſpringen und die ſtärkſten Leibesübungen mitmachen, und wenn ſie keinen Athem mehr haben, rühmen ſie ſich noch, ſie wären nicht müde zu machen. Sie unterhalten eine Comödiantin, nur damit ſie ſich bey Reputation erhalten. Jezuweilen treiben ſie ihre Affenpoſſen ſo weit, daß ſie ihre Einbildung in ein erbares Frauenzimmer verliebt machen. Es iſt ein Glück für ſie, wenn ſie rechtſchaffen und ihre Tugend von feiner Art iſt. Denn ſodann erwerben ſie ſich den Ruhm, daß ſie auſſer ſich kommen, für Liebe ſterben, ſeufzen, weinen und verzweifeln können. Raft der Tod dergleichen Affen von Menſchen in dem Lauf ſeiner Liebeshändel weg, ſo tröſtet er ſich, wenn man dem äuſſerlichen Schein trauen darf, damit, daß er den guten Geruch, aus Zärtlichkeit, oder wohl gar aus allzugroſſer Kraft und Geſundheit, geſtorben zu ſeyn, hinter ſich läßt.

XXXIV.

Ironie über den unüberwindlichen Trieb nach Reichthum *.

In den gemeinen Reden eines benachbarten Volks, unter dem ich mich einige Zeit aufgehalten, habe ich den Schwung einer Redensart gefunden, bey deſſen Betrachtung den Leſer ein wenig aufzuhalten, wohl die Mühe verlohnet. Nimmt man dieſe Art des Ausdrucks in ihrer natürlichen Bedeutung, ſo verwirret ſie die Tugend eines Menſchen mit dem Werth ſeines Reichthums vom Grund aus.

Damon iſt ein Schelm, er iſt fähig König und Vaterland zu verkaufen und zu verrathen. Der Vogel hat Geld, er nimmt des Jahrs ſechs tauſend Pfund Sterlings ein. Arcas iſt für den Staat und für die Religion eifrig und wohlgeſinnt. Zum Unglück, iſt er nicht vier Batzen werth.

Siehe, ſo ſind die gemeinſten Reden einer Nation beſchaffen, unter der es eine groſſe Menge Vernunfttrotzer giebt.

Man darf ſich nicht etwan einbilden, daß ein ieder, der ſich auf ſolche Art vernehmen läßt, ſo viel ſagen wollte, daß ein Mann nicht mehr werth ſey, als ſo viel er Vermögen beſitze. Gar nicht. Der Gebrauch hat nur dieſe Ausdrücke von ohngefehr ſo eingeführet, er will nur durch dieſe Worte ſo viel ſagen, der Mann iſt reich, dieſer iſt arm. Wie hat ſich aber wohl

*) LIX Bagatelle.

wohl dergleichen Gebrauch einſchleichen mögen? Es kommt mir vor, daß der erſte, der ſich ſolcher abgeſchmackten Redensart zu bedienen, hat in den Sinn kommen laſſen, von demjenigen einen ſtarken Ausputzer erhalten haben müſſe, der eine Seele in ſeinem Buſen getragen, oder wenigſtens ſich geſtellet, als ob er eine beſäße. Gleichwohl hat ſich der Gebrauch eingeniſtet, und man ſiehet daraus augenſcheinlich, daß der gemeine Haufen der Einwohner des Landes, wo die Vernunft ihre ſtärkſte Herrſchaft zu haben ſcheinet, aus Maſchinen beſtehet, welche, wie man aus allen ihren Reden ſchlieſſen kan, vor nichts beſſers gehalten ſeyn wollen.

Was überhaupt in dem Character aller Völker, inſonderheit der allergeſitteſten hervorſticht, iſt der unüberwindliche Trieb, der uns blind hin nach Gold und Reichthum ziehet, daß wir ſolches hoch ſchätzen, und als eine Qvelle der Glückſeligkeit und der Tugend anſehen.

Die ſtärkſte Vernunft, und welche am fähigſten, auch am geſchickteſten iſt, die Beurtheilung der Menſchen aus ihren eignen Kräften vorzunehmen, darf nur einen Augenblick nicht auf ihrer Huth ſtehen, ſo wird ſie ſich von dieſem Trieb betrogen, und mit dieſem reiſſenden Strom fortgetrieben befinden.

Will man die dringende Gewalt dieſes Triebes, welcher der menſchlichen Natur recht weſentlich eigen iſt, aufs genaueſte erkennen, ſo darf man nur auf tauſend Dinge ein wenig Achtung geben, die alle Tage im gemeinen Leben vorgehen.

Ich trete, z. E. in ein Caffeehaus, da finde ich einen Menſchen mit dem ſeltſamen Anſehen, und mit

den verkehrten Geſichtszügen, die recht zum Mißfallen, und wenigſtens zu einem ſchauerhaften Grauen gemacht zu ſeyn ſcheinen.

Sehen ſie den Menſchen hier? ſagt mir ein guter Freund ins Ohr. Es iſt der einzige Sohn eines unſerer reichſten Capitaliſten. Er ſteht auf dem Sprunge, eine Erbin zu heyrathen, die ihm nicht mehr als vier hundert tauſend Pfund Sterlings zubringet.

Kaum ſind dieſe Worte ausgeſprochen, ſo empfinde ich eine geſchwinde aufwallende Bewegung in meinem Herzen. Eine, wider Willen aufſteigende Hochachtung, bemächtiget ſich auf einen Augenblick der Neigung, die ich empfand, dieſen Glücksgünſtling aufs äuſſerſte zu verachten. Meine Augen ſind ganz verblendet, ich ſehe das niederträchtige Geſicht nicht mehr, dieſe zum Grauen zuſammen gehängten Gliedmaſſen, welche mir Anfangs abſcheulich ſchienen, machen einen andern Anblick. Ich mache mich unvermerkt zu ihm, und will Umgang mit ihm pflegen, ich ärgere mich, daß er mir ſo kaltſinnig antwortet, und wenn es ihm belieben möchte, mich mit kleinen leutſeligen und lächelnden Mienen zu begnadigen, ſo wäre ich herzlich wohl vergnügt, ich würde mir was darauf zu gute thun, und mich darüber glücklich ſchätzen. Ich bemerke einen gewaltigen Unterſchied zwiſchen ſeiner und eines andern Narrheit, der nicht mehr Geld hat, als ich habe.

Was läßt ſich nun wohl für eine mögliche Urſache angeben? Ich fühle nicht das mindeſte Verlangen, dieſem Menſchen den Beutel abzuſchneiden. Seine Millionen werden mich nicht um einen Kreutzer rei-

cher machen, oder mir ein Vergnügen von einer Viertelſtunde zuwege bringen. Ich ſehe ihn das erſte, und allem Anſehen nach, auch wohl das letzte mal in meinem Leben. Folglich bringt dieſes der Trieb einzig und allein zuwege.

Wenn nur alle Menſchen ihr Herz unterſuchten, und wenn ſie könnten, auf ihre gemeinſten Empfindungen Acht geben wollten, ſo würden ſie genöthiget werden, zu geſtehen, daß ſie eben dieſer Schwachheit unterworfen ſind, welche ſo natürlich, als unüberwindlich iſt.

Wohl zu verſtehen auch dabey,
Daß die Frau mit gemeinet ſey.

Bis auf eine kleine Ausnahme, ſind die Weiber hauptſächlich in dieſem Stück mechaniſcher gebauete Maſchinen, als die Männer.

Wie viel mal habe ich nicht mit meinen Augen geſehen, daß ſie einen reichen Stockfiſch in ihren Geſellſchaften mit offenen Armen angenommen haben, der nicht das geringſte Geſchick hat, den Umgang angenehm, oder im geringſten ergötzlich zu machen, der auch nicht einmal verleumden oder läſtern konnte. Ein glänzender Kreis von Frauenzimmern ſpielen mit den reizendſten Blicken auf ihn los, eine iede bemühet ſich, ihn bey ſich zu haben, und wäre der gute Kerl ſo geſchickt, daß er nur reden könnte, er würde noch von Mannsvolk verwirrter gemacht werden, daß er auf hundert Fragen, die man alle auf einmal an ihn thät, antworten ſollte.

Man laſſe aber einen Mann von den beſten Verdienſten in eine Verſammlung treten. Seine Mienen mögen einnehmend, ſein Anſehen artig, ſein gan-

zes Weſen höflich ſeyn, er mag einen lebhaften und aufgeweckten Verſtand beſitzen, wenn er im Ruf ſtehet, daß ihn das Glück ſcheel anſiehet, ſo giebt ihm der magere Reverenz ſogleich deutlich zu verſtehen, daß er die Mühe nur hätte erſparen dürfen, unter wackere Leute ſich zu mengen. Zwanzig mal wird er die Unterredung anzufangen verſuchen, zwanzig mal wird ihm auch das Wort vor dem Mund weggenommen werden. Wenn er mit etwas gröſſerm Muth, als ein Menſch ohne Geld natürlicher Weiſe beſitzen ſoll, ſeine Stimme erhebet, und eben ſo laut redet, als das neben ihm ſtehende Kutſchpferd mit dem vergoldeten Geſchirr, welches ſich über ſeine eigne Narrheiten mit einem unmäßigen Lachen beluſtiget, ſo läßt man ihn allein ſprechen, keine lebendige Seele wird ſich die Mühe nehmen, ihm zuzuhören. Wendet er ſich ins beſondere an eine Dame, wird ſie ihm mit einem zerſtreuten Geſicht kaum antworten: Mein Herr! Er wiederholet, was er ſchon geſagt hat, und muß von groſſem Glück reden, wenn er ſtat aller Antwort mit einem Ach! mit einem Ja, oder Nein, beehret wird.

Worinne ſteckt nun wohl der erſchreckliche Unterſchied der Art und Weiſe, mit welcher dieſe beyden Leute ſind aufgenommen worden? Darinne vielleicht, daß dieſes Frauenzimmer einigen Begrif auf die Schätze des einen gründet, und daß ſie etwan von dem andern nichts zu erwarten habe? Nichts von allen dieſen. Solches widerfähret eben ſo wohl einem verheiratheten Cröſus, wenn er ſich unter unverheiratheten Frauenzimmern befindet, als einem jungen reichen Kerl, der unter eine Verſammlung von verheiratheten Frauen geräth.

Alle

Alle dergleichen Betragen, alle dieſe abgeſchmackten und lächerlichen Gefälligkeiten, wenn man nur der Vernunft glaubet, entſpringen aus der gänzlichen Nothwendigkeit des von mir ſchon erwähnten Triebes, darzu man nicht gelangen kan, wenn man nicht eine von den ſtarken Seelen beſitzet, welche den Vollkommenheiten der reinen Intelligentien beykommt.

Dieſer Trieb iſt mit der Welt jung geworden, wie man ſolches aus dem verdreheten Geſchwätz, ſo die Philoſophen und Poeten der entfernteſten Antiqvität, dem menſchlichen Geſchlecht über ſeine heftige Neigung zum Gold vorgeſchwatzt haben. Die armen Leute bilden ſich ein, man fiel in dieſe Schwachheit aus Bosheit, und wäre Herr darüber, daß man über dieſen Punct vernünftiger ſeyn könnte. Dieſe ungeſchlachte Einbildung iſt eben die Qvelle ſo vieler Sittenlehren, ſo vieles Tadelns, und einer ſolchen Menge ſpöttiſcher Satyren. Alles das hat aber auf des Menſchen Herz keine Wirkung gethan, weil es ganz unmöglich iſt, eine Neigung auszurotten, die eben ſo tief ſtecket, als die Liebe zu ſeiner ſelbſt eignen Perſon.

Ohne alle eitle Prahlerey kan ich mich rühmen, daß das Publicum dieſe neue Entdeckung in dem Sittenlande mir zu danken habe, und ich darf mir wohl ſchmeicheln, daß es mir die Ehre mit aller Luſt zutheilen wird, welche der ſcharfen Einſicht meines Genies billig wiederfahren muß.

Die Liebe zu Reichthum und Schätzen, iſt alſo ein Trieb, und noch darzu ein unüberwindlicher Trieb bey dem meiſten Theil der Menſchen. Ich be-

haupte, daß ich die Sache recht demonſtrativiſch bewieſen habe, und folglich werden die Herren Philoſophen, die Herren Poeten mit ihren unnützen Vernunftſchlüſſen, mit ſtachelichten Verſen, mit Verſchüttung ſinnreicher ſchönen Einfälle Friede halten. Verhindern ſie nunmehro keinen Menſchen mehr in der nothwendigen und unvermeidlichen Nachſtrebung nach Gold und Silber. Miſcht iemand ſeinen natürlichen Einſichten, die er nothwendig gebraucht, reich zu werden, ein wenig laſterhafte Geſchicklichkeit, einen kleinen Theil nützlicher Schelmerey mit unter, laſſen ſie ihn nur machen. Vielleicht wird er verdammt; deſto ſchlimmer für ihn, indem er zu ſeiner Verdammniß hilft, ſo hat er doch noch den Troſt, daß er ſeinen Kindern alle vortreflich ſchöne Eigenſchaften hinterläßt, die man nur erdenken kan.

XXXV.

Das unbillige Afterreden gegen das ſchöne Geſchlecht *.

Unter die gemeine Art der Plauderey, auf welche die Narren ſtudiren, damit ſie in Geſellſchaften prahlen können, kan man, meines Davorhaltens, billig einen gewiſſen aus alten und neuen Schriftſtellern zuſammen geſtoppelten Haufen von Einfällen und Gedanken wider das ſchöne Geſchlecht rechnen. Ich habe Leute angetroffen, die währender Unterredung von

*) LXXVII Bagatelle.

von andern Dingen Stunden lang geſeſſen haben, als ob ſie dumm, oder aufs Maul geſchlagen wären, bis iemand das Wort: Weibsvolk, unglücklicher Weiſe hat fliegen laſſen. Man könnte es endlich noch wohl überſehen, wenn ein ſolcher lächerlicher Sprecher ſeine Standrede in einer Verſammlung von lauter Mannsperſonen herhielt. Allein man häufet ſeine Frechheit noch mit einer unſinnigen Grobheit, wenn man dergleichen ausſchweifende Narrheiten in Gegenwart des Frauenzimmers herausſtöſſet. Ich weiß ganz wohl, daß einem artigen und galanten Mann erlaubt iſt, mit Frauenzimmer, deſſen Verſtand und Witz ihm nicht unbekannt iſt, zu ſcherzen und einen leichten Angrif aufs ſchöne Geſchlecht überhaupt zu wagen, um ihren Geiſt zu ermuntern, damit es auf die Vertheidigung einer ihm ſo angelegentlichen und wichtigen Sache bedacht ſey. Allein die beſcheidene Höflichkeit legt dabey die Pflicht auf, dergleichen falſche Schlußdreherey nicht allzuweit zu treiben, ſondern ſeine wahre Abſicht dabey bald zu entdecken.

Ich nenne es mit Fleiß Schlußdrehereyen, weil ich im Ernſt glaube, daß wir keine gründliche Urſache ausfinden können, wider das Frauenzimmer loszuziehen. In Betrachtung des Naturells beyder Geſchlechter und deſſen gegenſeitigen Verhältniſſes nach dem Zweck, darzu ſie erſchaffen ſind, halte ich davor, daß die Tugend unter ihnen beyderſeits im gleichen Gewicht zugetheilet ſey. Uns hat aber ein ungerechtes Vorurtheil, ſo ſich auf höchſt falſche Begriffe von der Ehre ſtützet, unendlich weit laſterhafter, als das ſchöne Geſchlecht, gemacht. Indem wir den vermeinten Vorzug mißbrauchen und die Herrſchaft über die in der artigen Welt für unſtreitig angenommene

Grund-

Grundregeln behaupten, ſo ſtreichen wir auf der Liſte unſerer ſchändlichſten Laſter eine groſſe Anzahl ſolcher Fehler auf einmal weg, die wir an dem andern Theil des menſchlichen Geſchlechts für die allerſchimpflichſten ausſchreyen. Mit aller möglichen Gefälligkeit laſſen wir der Begierde und Liebe zum Wein, zum Spiel, zur Unzucht, zur Unbeſtändigkeit, zur Leichtſinnigkeit, zur Untreu ſelbſt Vergebung wiederfahren.

Das Reich der Zärtlichkeit und deſſen ganze Landſchaft ſteht uns offen, ſolches mit aller Gewiſſensfreyheit zu plündern, zu verwüſten und zu verheeren. Ein rechtſchaffener Menſch zu ſeyn, iſt es genug, wenn man höflich, artig, herzhaft iſt, und gegen unſer Geſchlecht die Pflichten der Aufrichtigkeit, der Gerechtigkeit und Freundſchaft beobachtet. Mit allen dieſen nur erſinnlichen Neigungen zur Tugend, mit dem ehrlichſten Herzen von der Welt iſt man kein rechtſchaffener Menſch mehr, ſobald man überwieſen wird, daß man nur ein einzigesmal gewiſſen Verſuchungen untergelegen hat. Ein Mägdgen verliebt ſich, es iſt ein ſchändlich Menſch: Sie betrinkt ſich, es iſt ein rechter Scheuſal.

Ohne einmal zu gedenken, daß dieſe einzige höchſte Ungerechtigkeit uns unter das ſchöne Geſchlecht weit tiefer erniedriget, ſo bleibt es doch gewiß, daß wir von ihm beſſere Meinung hegen ſollten, wenn es uns auch erlaubt wär, nach dieſer ungeheuren Regel zu urtheilen. Wir lügen nie unverſchämter, als wenn wir uns auf unſere eigne Erfahrung, wegen der Schwachheit des weiblichen Geſchlechts berufen. Wenn ein junger Stutzer, oder auf Franzöſiſch, ein

Petit-

Petitmaitre, ſeiner Eitelkeit, in Erzählung ſeiner glücklichen Abendtheuer, ein Affenfutter vorlegt; ſo bin ich gut davor, daß man ſehr vernünftig handelt, die Helfte davon nur kühnlich wegzunehmen, und als unwahr anzuſehen, in den Uiberreſt aber einen ſtarken Zweifel zu ſetzen. Man muß noch beyfügen, daß das Mannsvolk ſelbſt die gemeinſte Urſache der Schwachheiten iſt, weshalb ſie dieſes unglückſelige Geſchlecht auf eine ſo frevelhafte Weiſe verunglimpfen.

Ich gebe gerne zu, daß Weibsperſonen aus Mangel der guten Auferziehung, aus natürlicher Zaghaftigkeit, oder durch eine ſchwer zu überwindende Neigung ihren Unfällen ſelbſt entgegen gehen. Allein deren Anzahl iſt nicht groß, und die meiſten, die ſich vergehen, müſſen ihr Unglück der geſchickten Verführung des Mannsvolks zurechnen.

Hier will ich ietzo nicht wider diejenigen Buhler losziehen, welche alle angenehme Leibesgeſtalt, allen Witz und ſo gar allen Schein der Tugend anwenden, die Sinnen zu reizen und die Vernunft einer unglückſeligen Liebhaberin einzuſchläfern. Vielmehr will ich von dem Banqvier Lyſippus ſprechen, der, ob er ſchon mit dem Fuß am Grabe ſteht, noch immer die Laſter zu begehen ſuchet, die ihm in ſeiner Jugend am angenehmſten geweſen ſind. Niemals hat er ſeinen Beutel aufgezogen, eine geringe Summe daraus zu nehmen, womit er eine Wohlthat belohnen, unglückſeligen Verdienſten zu ſtatten kommen mögen. Hundert Piſtolen aber achtet er für nichts, den Verluſt der Ehre eines Weibsbildes, zugleich aber alles Vergnügens ihres Lebens, aller Zufriedenheit, ſo ſie aus

der Hochachtung ihres Nächſten ſchöpfen, und aller Glückſeligkeit, die ſie von einer guten Eheverbindung erwarten könnte, zu bezahlen. Der laſterhafte Nichtswürdige triumphiret mit ſeinen Schandthaten, und das arme Schlachtopfer muß ſich zu einer beſtändigen Einſamkeit verdammen, oder überläßt ſich den ſchändlichſten Ausſchweifungen.

Wenn einem König, der ſeine Nachbaren zu einem ungerechten Krieg zwinget, alles darinne vergoſſene Blut mit gutem Recht zugerechnet wird, muß nicht dem Lyſippus und ſeinem Gewiſſen das Verderben ſo vieler unglückſeligen Weibsbilder zur Laſt gelegt werden, die ohne ſeiner Bosheit, nützliche Glieder der Geſellſchaft würden hergeſtellet haben? Muß er nicht ihre ſchändlichen Abweichungen, alles Uibel, ſo ſie unter den Menſchen thun, und das ſie mit ihnen erdulten müſſen, verantworten? Der Geiz des weiblichen Geſchlechts, ihre Faulheit, ihre Begierde ſich vor andern in ſchönen Kleidern hervor zu thun, können die Anſchläge des Lyſippus erleichtern, dieſes iſt allerdings wahr: Werden ſie aber auch nicht öfters durch äuſſerſtes Elend, durch die allerdringenſte Dürftigkeit in dieſen Abgrund geſtürzet, darzu ein ſolcher Laſterhafter ſich wider ihre Scham und Scheu ſchändlich verbindet?

Wollte nur das Mannsvolk von ſeinem falſchen Ehrenpunct auf einen Augenblick abgehen, ſich die Gerechtigkeit ſelbſt ertheilen und überlegen, ob es von der vermeinten Stärke ſeines Verſtandes groſſen Widerſtand erwarten könnte, wenn dieſelbe von allen Seiten durch Hunger, Dürftigkeit, natürliches Verlangen, durch die Hofnung eine ſchändliche That auf immer=

immerdar zu vertuſchen, durch die ſchmeichelhaften Begriffe eines beqvemen und überflüßigen Zuſtandes angegriffen würde. Dieſe Betrachtungen bringen mich auf einen rührenden Vorfall, von dem ich iemals gehört habe.

Die vornehmſte Perſon des Spiels war ein junger Herr, der ſo zu reden, in lauter Wolleben gewieget wurde, und in einem Zuſtand lebete, wo eine Luſt der andern die Hand bot, die ihm keine Zeit lieſſen, die geringſte Betrachtung anzuſtellen. Folglich wurde man an ihm mehr gute und böſe Neigungen, als Tugenden oder Laſter gewahr. Er hatte einen Lakey von einer Art der Günſtlinge, welche ihres Herrn Vertraute zu ſeyn pflegen, wiewohl man ſie insgemein unter dem Titel abgefeimter Erzſchelme kennet. Da der Cavalier, welcher allen Unordnungen, ſo die Mode anſehnlich macht, ergeben war, eines Tages ausgieng, gab er dem Lakey Befehl für Anſchaffung einer feinen Nymphe zu ſorgen, die ſich aber auch der Mühe verlohnte. Der Vogel, welcher alle Gaben und Geſchicklichkeiten ſeines Handwerks beſaß, hatte mit einer Wittwe von gutem Stand Bekanntſchaft, welche in der äuſſerſten Dürftigkeit lebte, und deren einziger Troſt noch in einer Tochter von ſeltener Schönheit beſtand. Der Bediente des Cavaliers hatte ihr von ſeines Herrns Großmuth und Artigkeit eine ſchmeichelhafte Abbildung zu machen gewußt, daß er ſie dadurch gewonnen, die Unſchuld dieſes liebenswürdigen Kindes, welches kaum in das ſechzehende Jahr getreten, dieſem jungen Herrn aufzuopfern. Die arme Tochter, der ein ihrer Geburt anſtändiges Herz im Buſen ſchlug, widerſetzte ſich dem abſcheulichen Anſinnen ihrer Mutter aus aller Macht. Die-

ſe

ſe aber umarmete ſie und gab ihr mit Thränen zu verſtehen: Liebſtes Kind, ſagte ſie, die That, darzu ich dich reize, kömmt mir eben ſo abſcheulich, als dir vor; allein kanſt du es denn übers Herz bringen, daß du deine arme Mutter willſt Hungers ſterben ſehen? Bey dieſen Worten entſagte die Tochter allem Streit für ihre Unſchuld, ſie zitterte und mit Thränenvollen Augen ſagte ſie der Mutter, daß ſie alles thun wolle, was ſie für gut befände. Der Kuppler nahm ſie an, brachte ſie aufs heimlichſte in ſeines Herrn Wohnung. Sobald der Cavalier ankam, gieng er ihm entgegen, und ſagte ihm in gewöhnlichen Vertrauen: Sie iſt ſo ſchön, als ein Engel, gnädiger Herr, allein das arme närriſche Ding thut nichts, als daß ſie weinet, allem Anſehen nach, iſt ſie noch in ihrer Unſchuld, kommen Sie nur und tröſten ſie. Der Cavalier fande ſie in der That, voller Weinen und Thränen, er fragte ſie mit Verwunderung, was ihr fehlete, und ob ſie nicht wüſte aus was für Abſicht man ſie zu ihm gebracht hätte. Ich weiß es, ſagte ſie, indem ſie ihm zu Fuſſe fiel, mehr als zu wohl: Meine eigne Mutter liefert mich ihren Begierden, damit ſie vor ſich und mich Brot haben möchte; wollte aber der Himmel, daß ich nur in dem Augenblick des Todes ſeyn könnte, damit ich aus dem ſchrecklichen Unglück käme.

Dieſer unverſehene Zufall erweckte die Großmuth in dem Herzen dieſes Cavaliers, welcher ſie verſicherte, er würde ihr, die Unſchuld wider Willen zu rauben, nicht gedenken, daher ſendete er ſie zu einer ſeiner Anverwandtinnen, die Nacht daſelbſt zu bleiben. Morgens drauf ließ er die Mutter zu ſich kommen, die er wegen der ſchimpflichen Verunehrung ihrer eignen

Toch-

Tochter heftig ausſchalt. Das arme Weib ſchlug die Augen nieder, und machte ihm von ihren elenden Umſtänden eine von Seufzen und Thränen unterbrochene Abbildung. Er fragte darauf, ob dieſe junge Schönheit etwa einen Liebhaber habe. Sie antwortete, es wäre allerdings andem, er wär ein rechtſchaffener Menſch, iedoch er ſey nicht im Stand, ſie zu erhalten. Wohlan, verſetzte der Cavalier, ich will ſie gegen das Unglück, ſich durch ein Laſter aus dem Elend zu reiſſen, ſicher ſtellen, man verheirathe ſie. Er zahlte ihr zugleich zwo hundert Piſtolen zur Kleidung, und noch funfzig für die arme Witbe.

Aus dieſer Begebenheit, die man mir für wahrhaftig erzehlt hat, ſiehet man, daß dieſes liebenswürdige Weibsbild, welches nach ihrem guten Naturell, durch ihre ganze Lebenszeit ſich als ein Muſter der Tugend zeigen konnte, allem Vermuthen nach, ein Schandfleck ihres Geſchlechts geworden wäre, wenn ſie unter unvernünftig boshafte Hände gerathen ſeyn würde. Wir können auch hieraus ſchlieſſen, daß viel unzüchtige Weibsperſonen viel klüger ſeyn würden, wenn die Mildigkeit, ihre Unſchuld zu retten, nur den zwanzigſten Theil ihrer Bemühung anwenden wollte, als Witz und Verſtand anwendet, ſie zu verführen. Dieſes iſt aber bey Erzehlung der Geſchichte nicht mein einziger Endzweck. Ich wollte nur überhaupt den Geſchmack zur Tugend in denen von allen Lüſten trunkenen Gemüthern erwecken. Es ſage mir doch nur ein ſolcher glücklicher Abentheuerling, wenn er nur noch etwas von Leutſeligkeit in dem Herzen hat, ob er von dem Beſitz der vortreflichſten Schönheit eine ſo rührende Zufriedenheit erhalten kan, als ſich unſer Cavalier durch ſein groſsmüthiges Verfahren erworben

ben hat? Er muß zugleich die ſüſſe Veränderung, ſo ſich in dem Herz einer Mutter ereignet hat, empfunden haben, welche den einzigen Gegenſtand aller ihrer zärtlichſten Liebe von dem Abgrund eines Unglücks errettet ſiehet, an deſſen äuſſerſten Rand ſie denſelben ſelbſt geführet hatte: Er muß gerühret worden ſeyn, durch die lebhafteſte Zufriedenheit, welche in dem Herzen einer tugendhaften Tochter auf die tödliche Furcht erfolgt iſt, gegen ein Laſter, ſo ſie unter einer Art der Tugend zu begehen im Begrif war; nicht weniger durch das unvermuthete Vergnügen eines rechtſchaffenen Menſchen, der von der Hand ſeiner Großmuth eine weiſe und liebenswürdige Ehegattin erhielte. Zu allen dieſen zärtlich angenehmſten Empfindungen rechne man noch das unausſprechliche Vergnügen, daß man zu ſich ſelbſt ſagen kan: Dieſe Leute haben mir die Glückſeligkeit ihres Lebens zu danken; ſo wird man leicht gedenken, daß dasjenige, was in dem Gemüth dieſes großmüthigen Cavaliers vorgegangen, von einer kurzen Seligkeit nicht unterſchieden ſeyn.

Des

Des
vernünftigen Philoſophen
dritte Abtheilung.
Vermiſchte Abhandlungen.

I.
Die ächte und falſche Staatskunſt *.

Laiſſer nommer ſa mort un injuſte attentat,
La juſtice n'eſt pas une vertu d'Etat.
Le choix des actions ou mauvaiſes ou bonnes
Ne fait, qu'aneantir la force des Couronnes.
Le Droit des Rois conſiſte à ne rien epargner.
La timide Equité detruit l'Art de regner.
Quand on craint d'être injuſte, on a toujours à craindre.
Et qui veut tout pouvoir, doit oſer tout enfraindre,
Fuir comme deshonneur la Vertu qui le perd,
Et courir ſans ſcrupule au crime qui le ſert.

Man nenne ſeinen Mord ein ungerecht Verfahren,
Gerechtigkeit beym Staat muß keine Tugend ſeyn.
Will man der Thaten Werth genau und richtig wägen,
So wird der Kronen Macht in kurzer Zeit geſchwächt.
Der Herrſcher wahres Recht iſt, daß ſie nichts verſchonen,
Wer furchtſam billig iſt, kränkt die Regierungskunſt.
Will man das Unrecht ſcheun, muß man ſich immer fürchten,
Wer mächtig heiſſen will, reißt nieder und verheert.
Die Tugend ſchadet nur, drum flieh man ſie, als Schande,
Man lauf dem Laſter nach, das Nutz und Vortheil bringt.

* * *

Hier haben wir die ſtaatsklugen Lehren, welche Corneille durch einen Hofmann dem König Ptolomäus in Egypten eingeben läßt, da er noch im Bedenken begriffen war, den Kopf des Pompejus dem Cäſar aufzuopfern.

*) XLVIII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Dieſe Verſe ſind ſchon vollkommen fähig, den Geiſt des groſſen Poeten zu ſchildern. Sie geben das richtigſte Zeugniß, daß Einbildung und die gezwungene Ordnung lautender Worte zur wahren Poeſie nicht hinreichen. Man muß die Kunſt, richtige Schlüſſe zu machen, verſtehen, deutliche ausgekernte Begriffe von allem demjenigen haben, wovon man zu ſingen ſich unterwindet. In der That kan keine lebhaftere Vorſtellung der ſchädlichſten Staatsklugheit ſolcher Fürſten gemacht werden, welche einen ſchändlichen Eigennutz zur Richtſchnur ihrer Thaten erwählen, und die Tugend als ein ihrem Nutzen höchſt ſchädliches Staatslaſter betrachten.

Die Geſchichte giebt es deutlich genug zu verſtehen, daß dieſe Regierungskunſt mit dem Hochmuth in einer Zeit gebohren, und eben ſo alt, als die ungeordnete Selbſtliebe ſey. Allein man hat nur ſeit wenigen Jahrhunderten angefangen, über dieſe Materie ſchulmäßig zu ſtudiren, und die richtigſten Mittel unter den Völkern, alles Vertrauen, als das ſtärkſte Band der Geſellſchaft, von Grund aus zu vertilgen, in ein Lehrgebäude zu bringen. Leute, ſo dieſe Lehren am geſchickteſten zu nutzen gelernet haben, werden von aller Welt als Böſewichter angeſehen, und doch hält man ſie zugleich für die abgefeimteſten und geſcheideſten Staatsmänner. Man bewundert ihre feine Klugheit ſo hoch, als man ihre Meinungen verabſcheuet. Ich, meines Orts, finde in ihrer verderblichen Geſchicklichkeit nichts ſo gar auſſerordentliches, und ſehe auch nicht, daß eine groſſe Stärke vom Verſtand nöthig ſey, Leute zu betrügen, wenn man einmal den Entſchluß faſſen kan, der Gerechtigkeit und Redlichkeit den Laufzettel zu geben.

Ich treffe bey den Menſchen zwo Arten von Finten an, die mit einander keine Verbindung haben. Die eine ſchöpfet ihren Urſprung aus der Einſicht, aus Vernunftſchlüſſen, aus der lebhaftigen Einbildung. Die andere kommt aus dem böſen verderbten Herze, welches andern alles das Böſe zutrauet, worzu es ſelbſt fähig iſt, ſich für ihren Fallſtricken ſcheuet, und einer unbeqvemen Tugend entſchlägt, damit es die Witzigſten durch eine liſtige Schelmerey berücken möge, die man nicht vermuthet hat.

Was ich hier vorgebe, beſtätiget die Erfahrung aller Zeiten. Man trift öfters Leute von den ſchärfſten Einſichten an, die man ohne Mühe um die Fichte führen kan, und das Geſchicke nicht haben, andere zu betrügen. Noch öfters aber ſiehet man ziemliche ſchielende und halb ſehende Köpfe, denen die Bosheit zum Licht und Geſichte dienet, und welche die abgefeimteſten Spitzbuben ſind.

Es giebt Leute, welche ganz richtig zu ſchlieſſen vermeinen, wenn ſie vorgeben, daß ſich eine Geſellſchaft vollkommener Chriſten weit eher, als eine Republick Atheiſten zu Grunde richten würde.

Ich verlange ſie nicht recht förmlich zu widerlegen, ich will aber nur eine widerſinnige Sache, die dieſem ſehr entgegen ſtehet, und deren Neuigkeit wenig Schaden thut, behaupten. Ich verſichere, daß eine richtige Frömmigkeit und genaue Tugend die beſte und beqvemſte Staatskunſt ſey, einen Staat feſt zu erhalten. Ich will damit anfangen, dieſe Meinung durch eine allgemeine Betrachtung ins helle Licht zu ſetzen. Zwiſchen der Tugend und dem allgemeinen Wohlſtand des menſchlichen Geſchlechts iſt eine vollkommene

Uibereinſtimmung. Alles was tugendhaft iſt, daſſelbe bringt auch der Erhaltung und der Ruhe der Menſchen Nutzen und Vortheil, was auch der menſchlichen Geſellſchaft wahrhaftig nützet, das iſt der Tugend gemäß.

Der Schöpfer der Menſchen hat ihnen allen eine unüberwindliche Neigung zur Geſellſchaft eingeflöſſet, und ihnen zu gleicher Zeit eine Pflicht auferlegt, ihre Aufführung nach gewiſſen ihnen vorgeſchriebenen Geſetzen einzurichten. Fällt es wohl begreiflich, daß dieſe Geſetze und dieſe Neigung, welche beyderſeits von der Hand eines unendlich weiſen Weſens herrühren, ſich natürlicher Weiſe zerrütten ſollten? Im geringſten nicht: Man würde der Verehrung dieſes vollkommenſten Weſens gröblich entgegen ſtehen, wenn man nicht glauben wollte, daß unter ſeinen Werken eine richtige Verbindung wäre, und daß unſerer Liebe zur Vereinigung nichts zuträglicher ſey, als die genaueſte Erfüllung ſeiner Gebote.

Hieraus ſchließ ich eben nicht, daß in allen Staaten der Tugend allezeit ein werkhätiges Glück nachfolgen müſſe. Was ich daraus ziehen will, iſt dieſes, daß in der beſondern Geſellſchaft, als einem groſſen Theil der allgemeinen menſchlichen Geſellſchaft, wahrſcheinlicher Weiſe gemeiniglich bey der Staatsverwaltung der Nutzen mit dem was erbar iſt, vergeſellſchaftet ſeyn müſſe. Man wird hoffendlich dieſe Wahrheit rührender wahrnehmen, wenn ſie aus einander geſetzt wird.

Ich erweiſe, daß wenig Kraft des Verſtands erfordert werde, eine Schelmerey geſchickt auszuführen, obgleich der Pöbel eben aus dieſem Grund die Staats-

Fin-

fintenmacher bewundert. Hierzu ſetze ich noch, daß es faſt unmöglich fällt, ſeinen Vortheil aus einer beſtändigen Betrügerey zu ziehen. Streiche und Finten führen durch finſtere und mit gefährlichen Anhöhen erfüllte Wege zum Nutzen, da hingegen eine tugendhafte Staatsklugheit ihre Zwecke durch einen geraden und mit weit wenigern Schwierigkeiten beſetzten Weg zu erhalten ſuchet. Es fällt weit leichter zu erkennen, was gerecht und billig, als was nützlich und vortheilhaft iſt. Beſitzet man nur den allgemeinen vernünftigen Sinn, ſo wird man insgemein ohne Schwierigkeit das Gute von dem Böſen unterſcheiden. Der Urheber unſerer Vernunft hat auch keine andere Abſicht gehabt, als daß nichts richtiger gegen einander, denn unſere Einſichten mit der Erkenntniß unſerer Pflicht abgemeſſen ſeyn ſollen. Von ſeinem Nutzen und Vortheil aber zu urtheilen, fällt viel ſchwerer. Ptolomäus ſahe es gleich ein, ob es recht oder unrecht war, ſeinen Wohlthäter zu ermorden. Allein wie viele und langweilige Berathſchlagungen koſtete es ihm nicht, zu ſehen, ob dieſe Laſterthat ſeinen Staatsgeſchaften zuträglich und nützlich ſeyn möchte. Ein ieder ruhmbegieriger Prinz iſt überzeugt genug, daß es der Gerechtigkeit zuwider läuft, das Land eines benachbarten Volks zu überfallen; ob aber dergleichen Unternehmen gut oder ſchlimm ausſchlagen möchte, dieſes macht ihm Sorge und Bedenklichkeit.

Laßt uns einen gerechten Fürſten, und einen ungerechten Potentaten nach zwo unterſchiedenen Abſichten betrachten; in Anſehung nemlich der Völker, ſo um ihnen her wohnen, und ihrer eignen Unterthanen.

Wir werden alſobald gewahr werden, daß der Ungerechte beſſer, als der Gerechte fahren kan, ehe und

bevor ſeine politiſchen Staatsgeheimniſſe entdeckt worden ſind. In der That kan er ſich ohne groſſe Mühe eines benachbarten Staats bemächtigen, wenn er ihn mit einem vorher geſchloſſenen Tractat um die Fichte geführet, deſſen Sinn man nach deſſen Verletzung anders deutet und ausleget. Durch dieſes Mittel fällt es ihm nicht ſchwer, ſeine Gröſſe, durch Erweiterung der Grenzen ſeines Staats zu vermehren. Ein gerechter und redlicher Potentat achtet dergleichen Nutzen für nichts, ſeine Abſichten zwecken auf die Glückſeligkeit ſeines Volkes ab, welches die Fürſehung ſeiner Sorge anvertrauet hat. Uiberdieſes kan ſich ein ungerechter König ſeiner laſterhaften Streiche nur wenige mal gebrauchen, und indem er ſeiner Nachbarn Mistrauen erweckt, ſo findet er ſich genöthigt, eben dergleichen gegen ſie zu hegen. Sicher iſt es auch, daß die Redlichkeit eines Königs, ehe und bevor man ihn kennen lernet, ihm eben ſo groſſe Dienſte, als Liſt und Falſchheit thun können. Ich will mich deutlicher erklären. Geſetzt, er habe ſich verbindlich gemacht, dieſes oder jenes Unternehmen auszuführen. Diejenigen, ſo mit ihm zu thun haben, und ſich auf die faſt allgemein eingeführte Staatsklugheit gründen, werden öfters glauben, daß er das Gegentheil von demjenigen thun wird, worzu er ſich anheiſchig gemacht hat, ſo wenig es auch ſeinem Staatsintereſſe zuträglich zu ſeyn ſcheine; ſie werden dahero ihre Anſchläge auf dieſe Meinung bauen, und da ſie ſich durch ſeine Tugend betrogen finden, fallen ihre Einrichtungen weg und verſchwinden.

Hierbey ſuche ich aber nicht durch dieſe Schlüſſe zu behaupten, daß man ſein Wort bloß in der Abſicht halten und erfüllen müſſe, andere zu betrügen. In

dieſem Fall würde die Redlichkeit eine doppelte Staatsliſt ſeyn, und eine ausſtudirte Betrügerey werden.

Man möchte vielleicht meinen, daß der Fürſt, den ich als einen Sclaven ſeines Worts vorgeſtellet habe, aller Augenblicke in Gefahr ſtehen müßte, ſeine Staaten zu verlieren. Man wird aber wohl bedenken, daß die Redlichkeit mit der Klugheit ſehr wohl beſtehen könne, und daß eine gewiſſe Geſchicklichkeit vorhanden, welche von aller ungerechten Liſt entfernet iſt.

Nicht alle Kriege haben die Eroberungen feindlicher Länder zur Abſicht. Uiberhaupt denken die Republiken am wenigſten hierauf, es ſind allezeit ganz andere Bewegungsgründe, die ihnen die Waffen in die Hände zu nehmen, Anlaß geben. Wenn dieſe beyden Prinzen, ſo ich abgeſchildert habe, in dieſer Art vom Krieg mit einander verwickelt ſind, und darinne Schaden leiden, ſo wird derjenige, auf deſſen Wort man trauen darf, ein Ende machen, wenn man ſich auch einigen etwas beſchwerlichen Friedensbedingungen unterwerfen muß. Der andere, der ſeiner Streiche wegen bekannt iſt, wird ſeine Feinde zwingen, daß ſie ihn, wider ihren Willen, ohne Aufhören eintreiben, und ihm nicht eher trauen, als bis er gänzlich niedergebracht ſeyn wird.

Auch iſts gewiß, daß eine verzagte Furcht insgemein die Gefährtin einer betrügeriſchen Liſt zu ſeyn pfleget. Derjenige, dem Liſt und Finten, zur Zeit des Wohlſtandes, an ſtat des Muths und der Standhaftigkeit gedienet haben, muß nothwendig zur Zeit der Noth ſeine Zuflucht zu der Liſt ebenfalls nehmen, die aber bey vorſichtigen und gewitzigten Gemüthern keine

ne Kraft mehr hat. Redlichkeit hingegen hat zum öftern ihren Sitz in tapfern und großmüthigen Seelen: Dergleichen edle Geiſter finden ihre groſſe Stärke in ſich ſelbſt. Widerwärtigkeiten vermehren ihren Muth, und öfters ſchaffet ihnen das betrüblichſte Unglück die rühmlichſten Mittel ſolches zu überwinden.

Laßt uns ferner bedenken, daß die Tugend den laſterhafteſten Herzen eine Ehrerbietung abzwinget, wodurch ſie fähig wird, gefährliche Anſchläge abzuhalten. Davon kan Rom zeugen, welches unter ſeinem erſten Beherrſcher ein Gegenſtand des Haſſes von ganz Italien war, gleichwohl aber unter der Regierung des Numa, deſſen Tugend allenthalben verehret wurde, ſich von derſelben gegen die Raſerey ſeiner Nachbarn, wie durch ein Bollwerk bedeckt ſahe. Allhier iſt aber noch eine Sache von gröſſerer Stärke.

Ungerechte Prinzen werden ſelten ſo ſchlechte Staatsleute ſeyn, daß ſie einem König beyſtehen ſollten, der ihres Gelichters iſt. Sie müſten befürchten, daß ſie ihm, wenn ſie ihn wider ſeine Feinde vertheidigten, wider ſich ſelbſt die Waffen in die Hände gäben, und ihm behülflich wären, das Schwerdt wider ſie ſelbſt zu führen. Sie werden im Gegentheil ſeinen Untergang nach allem Vermögen beſchleunigen helfen. Da ſie alles von ihm zu befürchten haben, ſo wird ſie ſein Unvermögen am ſicherſten wider ihn ſtellen. Die Erhaltung eines gerechten und gleichmüthigen Monarchens werden ſie ohne Verdruß betrachten. Seine Tugend ſchaffet ihnen ſo wohl, als ihm ſelbſt Sicherheit. Ich ſage noch mehr, ſie werden ſich ſogar bemühen, ſeinen Fall zu verhindern. Geriethen ſeine Staaten in die Fäuſte eines unruhigen Streichmachers, ſo würde ſeine Macht und ihre Beſorg-

ſorgniß ſtärker werden. Man kan ſogar ſagen, daß die laſterhafteſten Fürſten einen mächtigen und redlichen König nicht entbehren können. Denn, wie ich gezeiget habe, man läßt ſie bey ihrem Unglück nicht ſo leicht zum Frieden kommen, ſondern ſuchet vielmehr ihren gänzlichen Untergang.

In Betrachtung dieſes alles gereichet es ihnen zu einem unentbehrlichen Nutzen, daß ſie in denen mit andern befangenen Geſchäften, ihre Zuflucht zu einem Nachbar nehmen können, der für ſie gut ſaget, und der, wenn er ſie ja nicht in der Erfüllung ihres Verſprechens zur genaueſten Richtigkeit bringet, doch ſein Wort geben kan, daß er ſie zur Erfüllung zwingen wolle. Sie wiſſen wohl, daß dieſer tugendhafte König dergleichen Verfahren willig übernehmen, und ſo viel, als es die Billigkeit zuläßt, verhindern werde, daß ein liſtig falſcher Fürſt durch die Entkräftung ſeiner Feinde zu einer allzu hohen Macht gelangen möge.

Es braucht aber ſo viel Vernunftſchlüſſe gar nicht, zu erweiſen, daß die Tugend die vortreflichſte Staatskunſt ſey, deren ſich ein Fürſt gegen ſeine Unterthanen bedienen könne. Untreu und Härtigkeit machen einen Souverain bey ſeinen Unterthanen vermaledeyt. Sind dieſe großmüthig, ſo wird ihnen das Regiment eines unter die Ungerechtigkeit verkauften Fürſten unerträglich, ſie werden alle Mittel und Wege ſuchen, ſich des Jochs zu entſchütten. Haben ſie knechtiſche Gemüther, ſo leiden ſie zwar länger: weil ſie aber keine Mittelſtraſſe unter einer niederträchtigen verzagten Knechtſchaft und unter einem raſenden Grimm zu treffen wiſſen, ſo überlaſſen ſie ſich der äuſſerſten Grauſamkeit gegen einen König, der ihre Gedult zur

Ver-

Verzweiflung bringet. Auf ſolche Art geſchiehet es, daß die Türken, ein unter allen Nationen zur Knechtſchaft am beſten geſchaffenes Volk, öfters aus ihrem ſclaviſchen Naturell übertreten, und in eine unſinnige Raſerey gerathen, welche der Mord der vornehmſten Staatsminiſter, öfters auch des Beherrſchers ſelbſt kaum ſättigen kan.

Ein Prinz im Gegentheil, der durch ſeine wiederholte Thaten ſehen läßt, daß er die Rechte, welche die Natur und die Geſetze den Unterthanen verliehen haben, nicht zu beeinträchtigen verlanget, wirket zwiſchen ihnen und ſich ſelbſt ein vollkommenes Vertrauen. Sie befürchten nichts ſo ſehr, als einen König von ſeltner Tugend einzubüſſen, ihr eignes Leben wird ihnen kaum ſo lieb, als das Leben ihres geliebten Königs ſeyn.

II.

Das Ceremoniel *.

Ich glaube ganz gewiß, daß ich hier einem gewiſſen Wuſt von ausſchweifenden Thorheiten den Krieg mit gutem Gewiſſen ankündigen könnte, der ſich in der geſitteten Welt unter dem ſtolzen Namen des Ceremoniels bekannt gemacht hat. Es kommt weiter auf nichts an, als einem nur noch röchelnden Ungeheuer vollends den Fang zu geben, damit es die jungen Herren mit Füſſen treten können, die, wenn ſie es noch eine Zeit ſo fort treiben, wie ſie angefangen haben, der Höflichkeit eben ſo übel mitſpielen werden, wel-

*) LX Bagatelle.

elche doch von dem Ceremoniel ſo weit, als die chminke von der Schönheit unterſchieden iſt.

Eigentlich weiß ich nicht, in welchem Lande dieſes ngeheuer hat können ausgeheckt werden. Ich bin er wenigſtens verſichert, daß es bey den älteſten ölkern, die man für die geſitteſten hält, als die riechen und Römer waren, gänzlich unbekannt geſen iſt.

So viel iſt gewiß, daß die Vornehmſten, wie ſie h nach dem Tode Alexanders ihres vorigen Glans beraubt ſahen, mit dem Weyrauch gegen fremde ürſten ungemein verſchwenderiſch umgiengen, deren ewogenheit ſie auf alle Art zu gewinnen befliſſen aren, weil ſie ihren Waffen nicht Widerſtand thun nnten. Gleichwohl iſt mir unbewuſt, daß dazumal Bürger einer Stadt einander mit prächtigen Tin, in ihren Unterredungen und Briefen iemals beret und gekützelt haben ſollten.

Die Römer, welche ein weit ernſthafter und manfter Volk waren, hielten die allzugeſittete Zierlicht der Griechen für Poſſen, ohneracht dieſelbe weit geſchränkter, als die Ziererey des alten franzöſiſchen ofs war. Der geringſte römiſche Bürger nennete nen Conſul, ſeinen Feldherrn nicht anders, als bey nem Namen, und wenn er an ihn ſchriebe, fieng er ne Umſchweif an: Markus Flavius, dem Julius äſar, welches faſt eben ſo heraus kommt, als wenn r franzöſiſcher Bauer an den Allerchriſtlichſten König reiben, und ſeinen Brief auf ſo unbeſcheidene Art anngen wollte, Colas Gareau, Ludewigen von Bourn ſeinen Gruß.

Der Titel Herr wurde vorher zu Rom niemanden ygeleget, nur die Sclaven gaben denſelben ihrem

Ge-

Gebieter, bis es endlich unſinnigen Kayſern, ſich von ihren Unterthanen Gott nennen zu laſſen, in dem Kopf kam. Damals fieng man an ihnen den doppelten Titel beyzulegen, und die Dichter, welche überdieß bey ausſchweifenden Narrheiten niemals die letzten zu ſeyn pflegen, nenneten die Tyrannen zu Rom: Unſer Herr, und unſere Gottheit. Jedoch dieſe Schmeichelen, welche gegen hochmüthige und grauſame Fürſten in gewiſſer Maaße nöthig war, machte nur eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, und die Conſuls, die Rathsherren u. a. m. wurden noch immerfort, nach der alten einfältigen Weiſe mit ihren Namen genennet.

Bey dem Urſprunge dieſes Theils des Ceremoniels kommt mir am wahrſcheinlichſten vor, daß es aus eben dem Lande hervorgebrochen ſey, wo der Zweykampf nebſt vielen andern Narrenspoſſen hergetreten iſt, nemlich von Mitternacht. Allem Anſehen nach, hatten die Gothen, die Hunnen, die Wenden ihre Luſt, einander auf ſolche Weiſe Naſen anzudrehen, und da ſie ſich der Herrſchaft über den beſten Theil von Europa bemächtiget, zwungen ſie die überwundenen Völker, ſich nach ihrem tollen Geſchmack zu richten. Wie aber dieſe unterm Fuß gebrachten Völkerſchaften weit witziger und klüger, als ihre neuen Herren waren, ſo werden ſie auch wohl über die Ceremonielsmanieren ſtudiret, ein gewiſſes Lehrgebäude darüber ausgekünſtelt haben, deſſen Kenntniß und Wiſſenſchaft man nunmehro, als einen Grund der artigen Höflichkeit und der Wiſſenſchaft zu leben, betrachtet.

Meine Muthmaſſung will mir deſto wahrſcheinlicher werden, weil keine Nation in Europa mehr Ceremonien macht, als die Spanier und die Italiäner

di

die mit den mitternächtigen Völkern am meiſten vermengt wurden. Es iſt auch ganz natürlich, daß die erſtern in dieſem Geſchmack, durch den Handel mit den Saracenen, am meiſten geſtärkt worden ſind. Aller Welt iſt bekannt, daß die Araber die größten Complimentenſchneider unter allen Menſchen geweſen ſind. Man kan ſolches aus einer Nachricht von den Arabern, ſo das wüſte Arabien bewohnen, füglich urtheilen. Ohneracht dieſelben meiſtentheils weder ſchreiben noch leſen können, ſo wiſſen ſie doch mit ihrem Barthaar eine Halbeſtunde lang zu complimentiren, und bedienen eine ſchöne Stutte mit ſo höflichen Manieren, als wir einer Opernſängerin bezeugen, wenn ſie auch von dem vornehmſten Herrn in der Republik unterhalten wird.

Die angeführten Völker, als lächerliche Schüler närriſcher Lehrmeiſter haben demnach, wie geſagt, in dem Geſchmack der Complimenten und des Ceremoniels gekünſtelt. Studiret und künſtelt man aber über einer Narrheit, ſo fehlet es ſehr ſelten, daß nicht etwas weit närriſchers heraus kommen ſollte. Daher geſchiehet es, daß, wenn man genau unterſuchet, was bey vielen Leuten für ehrbar und artig gehalten wird, endlich ſo tolles albernes Zeug hervor tritt, welches dem, der da redet, und dem, der angeredet wird, einem wie dem andern ſchlechte Ehre bringt. Laßt uns ein kleines in die Augen fallendes Beyſpiel beybringen, weil es denen alle Tage in die Ohren gället, die zu leben wiſſen.

Lycidas befindet ſich in der Geſellſchaft mit einem groſſen Herrn, deſſen hoher Rang die Stelle aller Arten der Wiſſenſchaften und Erkänntniß vertreten muß. Er hört ihn links und rechts, ins Kreuz und

in die Qveere von allen Materien reden und mit einem gebieteriſchen Ton Dinge entſcheiden, davon er niemals den mindeſten Begriff gehabt hat. Nach einem langwierig beobachteten ehrerbietigen Stillſchweigen muß er endlich hören, wie ſeiner angenehmſten liebſten Meinung, durch ein unverſtändlich entſcheidendes Gewirre dieſer hohen Perſon, der Hals jämmerlich gebrochen werden ſoll. Er kan ſich dabey nicht enthalten zu reden, und nach einer tiefſten Beugung, ſpricht er: Gnädigſter Herr, wenn ich mich unterwinden dürfte, anders, als Euer Hoheit, zu denken, ſo würde ich ſagen u. ſ. w. Was iſt dieſes nicht für ein ſchändliches Gewäſch! Wo ſteckt doch etwas von Vernunft in dieſem ſchönen Compliment? Iſt wohl in der Welt etwas von aller Herrſchaft unabhangender, als die Vernunft? Iſt es wohl eine Kühnheit, eine Unverſchämtheit, eine Meinung zu hegen, die uns am wahrſcheinlichſten vorkommt, und wider aller ſolcher Leute Willen derſelben, beyzupflichten, die vom Anfang der Welt her, wegen des Vorzugs ihrer hohen Geburt dumme Vernunftſchlüſſe gemacht haben?

Im Vorbeygehen muß ich anmerken, daß ich über eine Stelle beym Moliere ziemlich geſtutzt habe, welche mit dem angeführten Compliment ſtarke Verwandſchaft hat. Sie findet ſich da, wo der Menſchenfeind ſich wider die niederträchtige Art und Weiſe wehret, Freunde zu machen, und die Verſe für gut zu halten, die er nichtswürdig und ſchlecht zu ſeyn glaubte:

Hors qu'un Commandement exprès du Roi me vienne,
De trouver bons les Vers, dont on ſe met en peine;
Je ſoutiendrai toujours, morbleu! qu'ils ſont mauvais,
Et qu'un homme eſt pandable après les avoir faits.

Hier

Hier ſiehet man eine ungeheure übertriebene Menſchenfeindſchaft und die niederträchtigſt kriechende Ehrerbietung gegen einen König, die man ſich in den Sinn faſſen könnte. Wenn der Wille eines Fürſten von dem Werth der Verſe wirklich entſcheidend zu urtheilen vermöchte, würde ich mich mit allem Vergnügen demſelben unterwerfen. Da aber derſelbe hierzu nichts thun kan, ſo würde ich doch fortfahren, ſie für ſchlecht, ja für nichtswürdig zu halten, wenn auch alle Könige der Erden mit Bedrohung des Galgens und Rads mir anbefehlen wollten, ſchlechte Verſe für ſchön und gut zu halten, wiewohl ich doch den Verfaſſer davon eben für keinen Galgenſchwengel ausſchreyen würde.

Doch wieder auf unſer obiges Compliment zu kommen. Ein Mann, welcher dergleichen zu machen fähig iſt, dürfte zwar einwenden, daß er nichts deſtoweniger gegen ſich alle Gerechtigkeit beybehielt, und der Vortreflichkeit ſeiner Natur abzuſagen gar nicht gemeinet ſey. Er habe ſich nur in Anſehen der menſchlichen Schwachheit gegen eine Perſon vom hohen Rang alſo verſtellet. Allein weit gefehlt, daß man hierdurch der Schwachheit eines groſſen Herrns den Fuchsſchwanz zu ſtreicheln vermeinet, ſo rücket man ihm dieſelbe weit ehrenrühriger dadurch auf. Sehet hier, was man ihm mit kurzen Worten vorſaget: Mein Herr, mir ſind die Vorzüge meiner Vernunft alle ſehr wohl bekannt, welche keine andere Herrſchaft, als die Deutlichkeit annimmt. Ich weiß aber auch, daß Leute ihres gleichen lächerlich genug darzu ſind, ſich in den Kopf zu ſetzen, daß die Vernunft, ſo in dem vornehmen Gehirne ſitzet, über die Vernunft eines gemeinen Gehirns herr-

ſchen ſoll. Eben aus dieſer Urſache nun, und damit ich ihr angenehmſtes Hirngeſpinſte nicht unſanft verwirre, geſchiehet es, daß ich mich anſtelle, als ob ich ihrer Erlaubniß vonnöthen hätte, keine unrichtigen Vernunftſchlüſſe zu machen.

III.

Fortſetzung vom Ceremoniel *.

Wär ich ein groſſer Herr, ſo wollte ich eben ſo viel Bediente, als andere halten, damit ich nur einen ieden von den Leuten könnte zum Fenſter hinaus werfen laſſen, der mich mit dergleichen Compliment, deſſen lächerlichen Unſinn ich in meinem vorhergehenden Blat gezeiget habe, beſchimpfte.

Ein gewiſſer Vernunfttrotzer, den ich in Verdacht habe, daß er der Verfaſſer des Menſchenfeinds ſey, hat mir nachſtehenden Brief von dieſer Materie in die Hand geſpielet.

Mein Herr,

Die Begriffe, ſo dem Publico von dem Ceremoniel durch Sie beygebracht worden ſind, haben mir Anlaß zu einigen Betrachtungen über dieſe Sache gegeben, und Sie werden, wie ich hoffe, nicht ungeneigt ſeyn, Ihrer Bagatelle meine Anmerkungen einzuverleiben.

Obgleich die Menſchen glauben, ſie könnten alle Tage mit der Gottheit ſelbſt, ohne ſich einer Frechheit ſchuldig zu machen, ins Geſpräche einlaſſen, ſo ſcheinet es

*) LXI Bagatelle.

es doch, als ob ſie ſich eines Mangels der Ehrerbietung befürchteten, diejenigen frey anzuſprechen, welche, wenn es auch nur ein paar Finger breit wär, über ihnen ſtehen.

Man ſpricht zwar mit Leuten vom Rang, man redet aber nicht anders, als mit Zittern und Zagen, und aus der ehrerbietigen Redensart ſcheinet es, als ob das Geſpräch eine dritte und fremde Perſon angieng.

Zu dem Ende unterſcheidet man gemeiniglich den Titel von der Perſon, die gleichwohl damit beehret wird, man macht den Titel zur Perſon ſelbſt und legt ihm alles Thun, alle Meinungen und alle Reden desjenigen bey, mit dem man in Unterredung befangen iſt.

Dieſes möchte nun wohl bey ſolchen Gelegenheiten noch hingehen, wo der Titel mit der Sache, davon man redet, einige Verwandſchaft haben kan, und man könnte wohl ſagen: Sind Eure Hoheit in der geheimen Rathsverſammlung geweſen? Werden Eure Hoheit Ihr Regiment muſtern? Allein das allerlächerlichſte Ding von der Welt iſt, daß man eben dem Titel alle Verrichtungen des Leibeslebens beyleget, welche die menſchliche Schwachheiten anzeigen, und weder mit der Vortreflichkeit ſeiner Natur, noch mit der Hoheit ſeines Standes und Rangs das geringſte Verhältniß haben.

Nichts iſt gemeiner als die Redensarten: Euer Durchlauchtigkeit haben guten Appetit: Euer Hoheit haben doch noch ofnen Leib? Das Mädel, ſo Euer Gnaden geſtern beym Kopf hatten, war ſehr artig.

Nicht einmal die Nationen, ſo ſich auf die artige Höflichkeit am meiſten einbilden, werden eine ſo tolle Ausſchweifung im Ceremoniel begehen. Die Holländer, ein von Natur einfältiges und vernünftiges Volk lauft in dieſem Stück den Franzoſen den Rang ab, und ſtellt ſich den Spaniern und Italiänern gleich. Sie ſchreiben allezeit an den Adel der Leute, wenn ſie gleich niemals etwas vom Adel gehabt haben. Wenden ſie ſich aber an Perſonen, die wirklich von Adel oder hoher Geburt ſind, ſo erfüllen die Titel: Euer Wohlgebohren, Euer Hochgebohren, zum wenigſten den dritten Theil vom Brief an. Dieſes macht den Briefſtyl der Holländer ſo widerwärtig, daß die meiſten Standsperſonen nur in Franzöſiſcher Sprache ſchreiben.

Die Deutſchen haben in dieſem Stück den Einwohnern der Niederlande wahrhaftig nichts vorzuwerfen. Sie thun es vielmehr allen Völkern in Europa hierinne noch zuvor. Wenn ein Italiäner oder Spanier mit ihres gleichen zu ſchaffen haben, ſo wenden ſie ſich an Ihre Gnaden, an Ihre Herrlichkeit. Die ſich aber in Deutſchland auf die Höflichkeit recht verſtehen, reden mit ihres gleichen nicht nur in der dritten Perſon, ſondern recht Sprachkunſt mäßig gebrauchen ſie die dritte Perſon von vielen (oder nach dem Kunſtwort in Plurali): Wollen ſie mitgehen, ein Glas Wein zu trinken? Belieben ſie eine Partey im Billard zu machen?

Alles dieſes aber iſt nur ein Kinderſpiel gegen einen andern Mißbrauch im Ceremoniel: Ein Mißbrauch, der die Vernunft auf eine recht himmelſchreyende Art beleidiget.

Die Franzöſiſche Höflichkeit hält es gar für einen Fehler gegen unſere Höhere, wenn man ihnen unſere Freundſchaft, unſere Hochachtung verſichert. Man ſoll nicht anders, als mit tiefſtem Reſpect, mit Unterwerfung zu ihnen reden. Man muß ſie beſchwören, uns Gnade, Wohlwollen wiederfahren zu laſſen, und uns Ehre und Schutz zuzuwenden. Mit aller Aufrichtigkeit zu ſprechen: Die meiſten Leute ſcheinen nur ſo in den Wind hin zu reden, ohne einmal den allergeringſten Begriff bey den Ausdrücken zu hegen, die ſie gebrauchen.

Die wahre Hochachtung beſtehet in nichts anders, als in der Kenntniß, die uns von den guten Eigenſchaften eines andern beywohnet, und dieſe Hochachtung wird alsdann zu einer einem vernünftigen Mann anſtändigen Freundſchaft, wenn die erkannten Verdienſte an einem andern, mit unſern Meinungen eine ſolche Verwandſchaft haben, daß ſie in unſern Herzen eine Paßion erwecken.

Was iſt aber der Reſpect? Nichts anders, als eine Meinung, die uns überredet, daß ein Menſch, der mit uns, ſeiner Natur nach, eine Gleichheit hat, durch eine zufällige Erhebung über uns weggeſtiegen iſt, welcher wir einige äuſſerliche Ehrerbietung zu bezeugen, durch unſer Intereſſe oder durch die herrſchende Gewohnheit angetrieben werden. Der Reſpect iſt eine Pflicht, die man gemeiniglich dem eigenſinnigen Zufall wider Willen erweiſen muß. Dahingegen Hochachtung und wahre Freundſchaft uns eine Verbindlichkeit gegen Verdienſte auferleget, der wir uns mit dem lebhafteſten Vergnügen unterziehen.

Nun bitte ich, was ſoll wohl eine reine Intelligenz denken, wenn ſie die hochmüthigen Einbildungen der Men-

Menſchen, dieſer Erdwürmer, die auf einem kleinen Stücke Koth und Schlamm ſtolz herum kriechen, anſiehet? Sie unterſtehen ſich die Hochachtung und Freundſchaft ihres gleichen zu verachten; ſie vergnügen ſich, ihnen Furcht und Erniedrigung einzuprägen, da gleichwohl der HErr des Weltkreiſes den Menſchen anbefielet, andere zu lieben, und ſich gefallen läßt, die redlichen Verſicherungen von ihnen anzunehmen, die ſie ihm von ihrer Liebe gegen ihn vorſagen.

Es ſteht ihnen nicht an, daß ein tugendhafter Mann ihre Hochachtung und Freundſchaft ſuchet, ſie verlangen, er ſoll ſie, als Herren, nicht aber als Freunde betrachten: Da unterdeſſen das allerhöchſte Weſen haben will, daß man es ſelbſt als einen wahren Freund, als einen zärtlichen Vater anſehen ſoll; da uns daſſelbe gebietet, ſeine Liebe durch unabläßiges Gebet zu erbitten, und uns lieber durch ſeine Güte an ſich locken, als durch ſeine Gröſſe und furchtbare Macht erſchrecken will.

Was ſage ich! Dieſe Leute ſelbſt, welche nur von Seiten ihrer Gewalt und Hoheit betrachtet ſeyn wollen, begehen die Frechheit, das unendliche Weſen mit eben den zärtlichen und gemeinſchaftlichen Ausdrücken anzurufen, deren ſich ein Chriſt mit aller Vertraulichkeit gebrauchet, der von ſeinem Meiſter und HErrn gelernet hat, leutſelig und von Herzen demüthig zu ſeyn.

Ich ſehe ſchon voraus, daß man alles, was ich ſage, für eine Predigt halten, und mir einwenden wird, die durchs Ceremoniel eingeführten Worte, welche mir ſo anſtößig vorkämen, wären nichts anders als ſolche Formeln, denen man keine Bedeutung beylegte,

mithin ganz unfähig den geringſten Begriff zu erwecken.

Ich bin ihr Diener, zum Exempel, iſt ein Compliment, das alle Welt im Gebrauch hat, ohne daran jemals zu gedenken, daß man die mindeſte Neigung habe, einem, er ſey wer er wolle, Dienſte zu leiſten.

Darauf antworte ich erſtlich, daß es vernünftigen Weſen im höchſten Grad ſchimpflich ſey, ſich unter einander mit leeren und nichts bedeutenden Tönen der Worte zu unterhalten, die folglich dem Zweck unſers Schöpfers ſchnurgerade entgegen ſtehen, indem er uns die Werkzeuge verliehen, welche ſo beqvem ſind, uns unter einander dasjenige zu ſagen, was in unſerm Herzen vorgehet. Zum andern *) halte ich wohl davor, daß diejenigen, welche ſich dergleichen von mir bereits angeführten leerer Ehrenworte, womit ſie dem Hochmuth der Groſſen eine Schmeicheley machen wollen, zu gebrauchen pflegen, ſo ſchwach und blödſinnig nicht ſeyn werden, denſelben die geringſte Bedeutung beyzulegen. Daher folgt aber auch nicht, daß dergleichen leere Redensarten in dem Verſtande der Perſonen, an die ſie gerichtet werden, keinen Begriff eindrücken ſollten. Denn wenn dieſes nicht geſchiehet, ſo würde man ſich derſelben nicht bedienen, zum Herzen eines groſſen Herrns durch den Weg ſeines Hochmuths einzudringen, und er würde es ſelbſt für beleidigende Spöttereyen annehmen müſſen. Man gewinnet einen Mann vom Rang durch eben die Geſchicklichkeit, ſo uns den Triumph über das Herz einer Schönen zuwege bringet: Man vermehret ſeine Liebe und Bewunderung gegen ſich ſelbſt, damit er aus Erkenntlichkeit demjenigen ſeine zärtliche Gewogenheit

*) LXII Bagatelle.

ſchenke, der in ſeiner Phantaſie das Hirngeſpinſt recht ſchön ausgeputzt und zierlich ausgeſtopft hat, welches er für ſein Bildniß anſiehet. Mit einem Wort, das beſte Mittel, ſich in ſeinen Augen recht liebenswürdig zu machen, iſt, daß man ſeinem Laſter und ſeiner Narrheit ein angenehmes Futter vorwirft.

Ich zweifle keineswegs, daß es nicht groſſe Herren geben ſollte, die insgemein völlig überzeuget ſind, daß die tiefen Ehrerbietungen, ſo man ihnen erweiſet, nur pure Verſtellungen wären. Allein ſie müſſen gewiß auch eine ſtarke Vernunft beſitzen, und eine gute philoſophiſche Auferziehung gehabt haben, wenn ſie hier und da einen Theil von demjenigen vergeſſen ſollen, was ein ſchwacher Sterblicher natürlicher Weiſe von ſich ſelbſt denket, dem man tagtäglich dieſen ſeinen Begrif unter dem Bilde der Gröſſe, der Hoheit und der Vortreflichkeit vor die Augen mahlet, und ihm die Betrachtung ſeiner ſelbſt nur von Seiten der Macht und erhabenen Gewalt ſehen läßt, welches doch der menſchlichen Natur ganz fremde, und von ihr durchaus entfernte Dinge ſind. Wird ihn nicht die Gewohnheit verführen, zu denken, daß er groß und erhaben iſt, ohne in den Sinn zu faſſen, daß er ein Menſch ſey? Wird er nicht glauben, er ſey ein von dem menſchlichen Geſchlecht ganz unterſchiedenes Weſen, und daß eine Verhältniß gegen uns nur ſeiner Seits in der Macht, unſers Orts aber in der tiefen Ehrerbietung beſtänden? Muß er ſich nicht verwirrter Weiſe überreden, daß hoher Stand unendlich weit über alle Gemüthsgaben und Tugenden, ſo von der zur Vollkommenheit gebrachten Menſchheit herrühren, unendlich erhabener wären? Würde er erleuchtet, vernünftig, gut, gerecht, leutſelig ſeyn, ſo

befände er ſich in einer Gleichheit vieler gemeinen Leute, die nur den Willen haben dürfen, rechtſchaffene Männer zu werden, die aber nicht Herr davon ſind, ihren gemeinen Stand adelich und großherriſch zu machen.

Man möchte ſich vielleicht über dasjenige wundern, was ich gemeldet habe, daß man nemlich von einer Wahrheit überhaupt völlig überzeugt ſeyn könnte, ob man gleich in gewiſſen Stücken gerade das Gegentheil davon glaubte. Dieſer widerſinnige Satz hat gleichwohl ſeine gute Richtigkeit, und iſt noch darzu der rechte Hauptſchlüſſel zu unſern meiſten thörichten Vergehungen. Sehr ſelten geſchiehet es, daß wir uns in den allgemeinen Regeln unſerer Pflicht und Aufführung betrügen ſollten, wenn wir ſie recht abgeſondert, und von der Eigenliebe entfernt betrachten: Denn in dieſem Fall wirket die Vernunft nur allein, und ſetzt ſich keinen andern Zweck, als die Wahrheit vor. Wenn es aber darauf ankommt, dieſe Begriffe auf unſere Pflichten zu wenden, ſo werden ſie öfters mit unſerm Hochmuth und Ergötzungen vermengt, welche ſie gänzlich verändern, und an ſtat, daß ſie Uiberlegung in den Verſtand bringen ſollen, verurſachen ſie Eindrücke ins Gehirne.

Nichts iſt in dem menſchlichen Leben gemeiner. Zween in ihrer Kunſt geübte Hofleute ſind beyſammen. Einer weiß ſo gut, als der andere, daß Lobes- und Dienſtverſicherungen unter ihres gleiches nichts, als Wind und Rauch ſind. Sie ſprechen zuſammen, ſagen einander tauſend artige Schmeicheleyen über ihre ſchönen Waden und Schenkel, über ihre wohl gebuckelte Naturellperücken, über ihren Verſtand, Witz und ihre Geſchicklichkeit, über die Gunſt ihres Herrn und

und der Schönen vor. Nach tauſend Freundſchaftsverſicherungen gehen ſie mit vollkommener Zufriedenheit wieder von einander. Jeder glaubt, er habe bey dieſem höflichen Lügenhandel ſtarken Gewinn gehabt, indem er falſche Münze gegen gut Gold eingewechſelt. Woher kommt das? Daher, daß ein ieder von ihnen gegen ſich ſelbſt mit gröſſerer Bewunderung eingenommen iſt, als er gegen den andern gar nicht heget, und ſich einbildet, ſeine vortreflichen Eigenſchaften fallen allen Leuten dergeſtalt in die Augen, daß man ihn unmöglich verkennen könnte.

Hier iſt noch ein Beyſpiel. Ein in den Weltmanieren nicht ungeübtes Frauenzimmer, dem es weder an Witz, Verſtand und Einſicht fehlet, iſt gänzlich überzeugt, daß die verliebten Schmeicheleyen, ſo man den Schönen vorſagt, nichts anders, als ein durch den allgemeinen Gebrauch ins Anſehen gebrachtes Geplapper ſey, welches man mit gutem Gewiſſen allen ſchönen und häßlichen, allen geſcheiden und dummen Frauenzimmerfiguren vorleyern könne. Gleichwohl kommt ihr ein alberner Kerl in den Weg. Sie kennet ihn, ſie achtet ihn aber eben ſo wenig, als ſie nach ſeiner Hochachtnng etwas fragen ſollte. Er blickt ſie mit ſtarren Augen an, darinne er gerne eine Bewunderung zeigen möchte. Er ſchmeichelt ihrer Schönheit, ihrer Geſtalt, er lobt ihren Aufputz, ihre feine Art, womit ſie alles, was ſie redet und thut, unvergleichlich zu verzieren geſchickt iſt. Die Sache iſt gethan, ſie iſt angefangen. Ich ſehe es ihr bereits an den Augen an, welche in lauter vergnügter Zufriedenheit ſchwimmen. Sie mag gleich alle Lobſprüche von ſich werfen, das heißt, man ſoll ſie nur verdoppeln, ſie haben das Ziel getroffen; ſie bildet ſich gewiß ein, daß

dieſer

dieſer Bewunderer, der in ihren Gedanken gleichwohl ein ganzer Narr war, dennoch von der Natur richtig ſo viel Verſtand erhalten habe, als erfordert werde, von den Verdienſten, die ſie zu beſitzen vermeinet, aufs richtigſte zu urtheilen.

Bewahre mich Gott, mein Herr, daß ich mir vorgeſetzt haben ſollte, groſſe Herren in dieſem meinen Schreiben verächtlich zu machen. Ich tadle nichts anders, als die niederträchtige Gefälligkeit der Leute, welche einen Mann, der in einem mannhaftern Zeitlauf eine Zierde ſeiner Zeit ſeyn würde, auf verſchiedene Art zwingen will, daß er lächerlich und laſterhaft werden muß, wenn man ihm falſche Begriffe von wahren Verdienſten in den Kopf ſetzet. Dieſem füge ich noch bey, daß es bey der Art und Weiſe, wie Standesperſonen erzogen werden, und wie man in ihrer Jugend mit ihnen umgehet, faſt unmöglich falle, daß ſie von ſich ſelbſt vernunftrichtig urtheilen lernen können. Finden ſich ja einige, und es ſind deren auch in der That vorhanden, die zum rechten Zweck gelangen, ſo müſſen ſie gewiß eine ſo wahrhafte Gröſſe der Seele und eine ſo wunderbare Stärke der Vernunft beſitzen, daß ſie die Hochachtung und Verehrung des menſchlichen Geſchlechts unendlich mehr verdienten, als ein Mann, der durch die Kräfte ſeines Genies und ſeiner Vernunft den Staub einer niedrigen Geburt von ſich ſchüttelt, und zum Wunder ſeiner Zeit wird.

Ein ſolcher groſſer Herr betrachtet ſeine Geburt nicht anders, als eine natürliche Pflicht, mehr als geringe Leute ein rechtſchaffener Mann zu ſeyn. Die Verdienſte und der Ruhm ſeiner Ahnen ſcheinen ihm als ein Licht, ſo ſeine Aufführung umſtralet, und ihn

unaufhörlich nach ſeiner Pflicht leitet. Er wird ſich ſeiner hohen Titel ſchämen, wenn er Leute in der Niedrigkeit ſiehet, die ſelbige beſſer als er verdienen. Er glaubt von der Fürſehung nur deswegen Rang und Gewalt erhalten zu haben, damit er beſſer im Stand ſey, den Menſchen zu zeigen, daß er es für eine Glückſeligkeit anſehe, ihres gleichen zu ſeyn, und für das lebhafteſte Vergnügen halte, ihnen Nutzen zu ſchaffen. Kurz, er bemühet ſich den Lobſpruch zu verdienen, den Cicero dem Cäſar beylegte: Das Größte bey deinem Glück iſt die Gewalt, ſo es dir ertheilet hat, allen Menſchen Gutes zu thun: Das allerſchönſte aber in deinem Naturell iſt, daß du hierzu den Willen haſt.

IV.

Ironie über die Erbherrſchaft*.

Ich habe anderwärts gezeiget, daß ein Spaswörtgen, ein kleiner luſtiger Einfall, geſchickt ſey, dem ſtärkſten Vernunftſchluß ein Bein unterzuſchlagen. Die Vernunfttrotzer bedienen ſich dergleichen Waffen nicht. Ihre Einbildungskraft, ſo durch die Stärke der Vernunft in Furcht zurückgehalten, und dadurch ſeichte und trocken wird, hat gar ſelten das Herz, dieſen unſchätzbaren artigen Einfällen nachzuhangen, mit welchen man die luſtig lachenden Purſche auf ſeine Seite bringet. Doch will ich eben nicht ſagen, daß ſich ihre Ernſthaftigkeit nicht iezuweilen mit dem geringſten Scherzwörtgen erqvicken ſollte: Allein ſie verlangen, daß ihr Scherz nach Vernunft ſchme-

*) XXXII Bagatelle.

ſchmecken müſſe. Ich ſage noch mehr: Sie können es durchaus nicht leiden, daß ein unrecht verdreheter Vernunftſchluß, (Sophiſme), oder ein unbewieſener Satz, (petitio principii), für einen Scherz gelten ſoll, ſie glauben auch gar nicht, daß man einen ſinnreichen Einfall eher gebrauchen müſſe, als bis das Bonmot einen Vernunftſchluß in ein helleres Licht, als verſchiedene ernſthafte Redensarten, ſetzen könne. Damit ich nur ihre Gedenkensart bey dieſer Sache recht deutlich vorlege, ſo will ich allhier ein Bonmot anführen, welches dieſe Leute treflich bewundern.

Eines Tages führte ein Engelländer einen deutſchen Herren mit ſich in einen Buchladen, den er dem Buchhändler für einen Erbprofeſſor auf einer deutſchen Univerſität zur Bekanntſchaft brachte.

Der Buchhändler wunderte ſich über dieſen Titel, führte den Engelländer bey Seite, und fragte ihn, ob er ihn mit ſeinem Erbprofeſſor ſpotten wollte.

Es iſt mein rechter Ernſt, verſetzte der andere.

Allein wie kan das ſeyn, erwiederte der Buchhändler, daß man in einem Theil von Europa Erbprofeſſors haben ſollte?

Ey, wie können Sie ſich darüber wundern, ſagte der Engelländer? Ich weiß ja Länder, wo es Erbkönige giebt.

Laſſet uns den Begriff dieſes Engelländiſchen Vernunfttrotzers auf einen Augenblick annehmen, ſo werden wir ſehen, daß ſein Scherz ein aufs beſte ausgedrückter und mit dem feinſten Stich verwahrter Vernunft-

nunftſchluß war. Wenn einer geradezu beweiſen wollte, die Stiftung eines Erbreichs ſey der Vernunft nicht gemäß, ſo würden alle ſeine Beweiſe bey einer von dem Vorurtheil der Gewohnheit eingenommenen Einbildung ſtumpf werden. Man hat von ie her und zu allen Zeiten Erbkönige geſehen, es ſind deren noch vorhanden, und werden auch allezeit bleiben: Folglich iſt es natürlich, daß hierinne gar nichts lächerliches anzutreffen ſey. Was ſoll er alſo thun, ſeine Vernunft zu ſchonen, damit ſie nicht genöthiget werde, eine ſo unüberwindliche Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen? Er muß ſich ſogleich der Einbildungskraft ſeines Zuhörers in dem Augenblick bemeiſtern, worinne ſie von dem Joch der Gewohnheit befreyet iſt, daß ſie ſich eine ganz gleiche Sache lächerlich vorſtelle, die bis hieher unter dem Schutz der Gewohnheit ganz vernünftig geſchienen hat.

Sehet demnach, wie unſer Vernunfttrotzer das Werk angreift. Das Recht, Wiſſenſchaften zu lehren, oder ein ganzes Volk zu regieren, erblich machen, ſchienen zwo Sachen zu ſeyn, davon die eine wie die andere gleich durch der Vernunft nicht gemäß wären: Er meinte daher, wenn er das Lächerliche bey der einen zeigte, ſo würde es auch bey der andern vollkommen zu Tage liegen.

Man bilde ſich doch nicht ein, als ob ich einer ſolchen abgeſchmackten Meinung Beyfall geben würde. Ich habe es mehr als einmal ſchon geſagt, daß ichs mit der allgemeinen Bagatelle halte, davon gehe ich auch nicht ab. Was insgemein geſtiftet iſt, kömmt mir vollkommen wohl und gut geordnet für. Es wird mir auch niemals an benöthigten Beweisgründen fehlen, mich rührend zu überzeugen.

Ich ſchlieſſe z. E. in dieſem Fall, davon die Rede iſt, alſo. Man muß die Königliche Gewalt entweder gar aufheben, oder man muß ein Wahlreich, oder endlich auch ein Erbreich aufrichten.

Würde es nun Anfangs nicht lächerlich heraus kommen, alle Staaten zu verändern, und ſie alleſamt in Republicken umzuſchmelzen? Es bleibt eine Grundmaxime der Staatskunſt, daß die Herrſchaft eines jeden Volks nach ſeinem Genie, nach ſeinem Temperament, und nach ſeinen Gewohnheiten eingerichtet werden müſſe. Nun ſind aber die meiſten Völker ein vor allemal gewohnt, unter dem königlichen Zepter zu ſtehen, und wenn ihnen folglich dieſes Schreckbild entzogen werden ſollte, würde es eben ſo viel ſeyn, als ſie in eine völlige Zerrüttung zu ſtürzen.

Nun iſt uns noch zu unterſuchen übrig, obs gut ſeyn würde, wenn lauter Wahlreiche auf der Welt wären.

Ich ſehe ſchon im Geiſt zuvor, was die Vernunfttrotzer für einen herrlichen Plan hierüber entwerfen, und wie ſie ſich vollkommen ſchön nach dem Betragen der Creter in den Abentheuren des Telemachs richten. Die weiſeſten Greiſe unter ihnen verſammeln ſich, die Kräfte und Geſchicklichkeit der Croncandidaten, inſonderheit aber die Scharfſinnigkeit ihres Verſtandes, und die Weisheit in ihrer Ausführung zu unterſuchen. Nach reiflicher Erwegung der Verdienſte aller derer, die zum Thron Anſpruch machen, übergeben ſie demjenigen die Herrſchaft, der ihnen am würdigſten zu ſeyn ſcheinet.

Sehet, das iſt eine vortrefliche Sache für das Reich der Sevaramben, oder in Utopien des Morus.

rus. Allein auf den Fuß, da iezt die Welt ſtehet, ſchicket ſich nichts weniger, als das Ding. Nach der Forme, wie die Menſchen ietzo gegoſſen ſind, möchten wohl die Bürger, welche aus ihrem Mittel gewiſſe Aelteſte erwählen, denen ſie das Beſte des ganzen Staats anvertraueten, entweder durch Beſtechung oder aus Dummheit alte Narren, oder alte abgefäumte Böſewichter ausleſen, welche eher den Reichthum der Candidaten, als ihre Verdienſte in Erwegung zögen, mithin die Crone dem Meiſtbietenden verhandelten.

Ich rede hier nicht in Wind. Man werfe nur einen Blick auf ein Wahlreich, welches ſich wider die gemeine Gewohnheit erhalten hat, ſo wird man mir alles zugeben, was ich geſagt habe.

Uiberdieſes wäre in dem Fall auch noch zu befürchten, daß alles durch Rotten und Parteyen erzwungen werde, daß Macht und Gewalt die Weisheit verdringen möchte, daß auch durch Cabalen wohl gar bürgerliche Kriege und alles Unglück erreget würde, in welches die verwirrte Zerrüttung ein unter ſich ſelbſt erbittertes Volk ſtürzen kan.

Laßt uns aber auf einen Augenblick ſetzen, daß man allen dieſen Ungelegenheiten durch weiſe und mit der größten Strenge zur Uibung gebrachte Geſetze abhelfen könne: Laßt uns ferner ſetzen, es gieng an, aus einem Volk den rechtſchaffenſten Mann zu erwählen, der das Glück einer Nation zu befördern am fähigſten ſey: Geſetzt, daß alles dieſes, den Vernunfttrotzern zu gefallen, ins Werk geſtellet werden könnte: So behaupte ich dennoch, daß es unendlich beſſer ſey, die unumſchränkte Gewalt unter einer beſtändigen Folge

von

von Fürſten eines Geſchlechts fortwachſen zu laſſen, als alles Vergnügen des Lebens unter einem König zu genieſſen, der, ſeiner Geburt nach, kein gröſſerer Herr iſt, als ſeine Unterthanen ſind.

In der That iſt ein Erbkönig allezeit einem Wahlkönige vorzuziehen, wenn dieſer auch gleich der rechtſchaffenſte und klügſte Mann unterm ganzen Volk wäre. Man darf nur die Unbeqvemlichkeiten erwegen, welche dieſer letztern Art des Reichs ankleben, und die Vortheile betrachten, welche bey der erſtern zu finden ſind, ſo wird man nicht einen Augenblick anſtehen, welcher man den Vorzug ertheilen wolle.

Ein ehrlicher wackerer Mann, dem die allgemeine Hochachtung eines ganzen Volks den Zepter in die Hände gäbe, würde niemals recht ſchmecken, was das heiſſe, ein König zu ſeyn. Er würde immer denken, daß er ein Menſch, wie der geringſte ſeiner Unterthanen wäre. Die Vorzüge ſeiner Majeſtät würde er beſtändig mit ſeinen Pflichten verwirren. Er würde ſich nicht für groß halten, als in ſo weit er gut, weiſe, wachſam und gerecht wäre. Nichts würde er unter die Zeichen ſeiner Macht rechnen, als die Wohlthaten, ſo er einer groſſen Menge Menſchen erwies, die ſeiner väterlichen Sorgfalt anvertrauet wären. Endlich würde auch der gute Mann aufs höchſte nichts mehr, als der Oberrichter und der Generalverwalter ſeiner Unterthanen ſeyn. Ich glaube auch wahrhaftig, daß einer von den alten Philoſophen eine ſolche Herrſchaft gemeinet haben muß, wie er ſagte, daß er keine Krone von der Erde aufheben wollte, wenn ſie ihm vor die Füſſe fallen würde.

* * *

*So würde auch das Volk von dergleichen Wahlkönig keine beſſern Gedanken faſſen, als er von ſich ſelbſt hätte. Viele von den Unterthanen könnten von weit höherer Geburt, als dieſer Prinz ſeyn, und würden ſcheele Augen machen, daß ihre Mitbürger dasjenige den Verdienſten eingeräumet hätten, was der Geburt gehörte. Was noch das allerſchlimmſte iſt, ſo dürfte wohl gar der ganze Staatskörper des Volks dieſen König für ein Gemächte ſeiner Hände betrachten, und kein ſolcher Narr ſeyn wollen, für ein ſelbſt gemachtes und aufgerichtetes Götzenbild niederzufallen.

Sie dürften ſich wohl noch darzu in den Kopf ſetzen, ihr König ſey für ſie, ſie aber nicht für ihn auf der Welt. Sobald als ſie merkten, daß der Hof nur ein wenig an ihren Grundgeſetzen rütteln wollte, verlöhren ſie alle Ehrerbietung, empöreten ſich gegen das königliche Anſehen, ohne ſich viel um die Staatsraiſon und die politiſchen Streiche zu bekümmern, die einen Beherrſcher zu einer Art der Unordnung zu nöthigen pflegen.

Uiber alle dieſe gewaltige Bedenklichkeiten befänden ſich auch wohl dergleichen Unterthanen im ruhigen Friede und Uiberfluß, welches ein Zuſtand iſt, der mehr als ein anderer zum Verfall des Staats beyträgt. Leute, die von eben ſo vortreflicher Natur, als ihr König zu ſeyn, ſich einbilden, die ihren trotzigen ſtolzen Sinn durch Freyheit und Uiberfluß geſtärkt finden, müſſen nothwendig von der Freyheit in Frechheit überſchnappen.

Sie

*) XXXIII Bagatelle.

Sie dürften ſich gar unterwinden, ſich zu Richtern ber die Handlungen und das Thun des Königs aufwerfen, daß wohl ſein Kopf ſelbſt davor ſtehen üſte, wenn er aus Schwachheit, die der menſchlihen Natur anklebet, den geringſten falſchen Schritt häte.

Was bey dergleichen Reich aber noch am allergeährlichſten iſt, ſo ſcheinet es faſt eine Unmöglichkeit zu yn, daß das göttliche Recht der Könige darinne ſo rkannt und verehret werde, als es ſeyn ſollte. Dienigen, ſo ihren König darzu machen, was er iſt, bilen ſich nicht leicht ein, daß er ihnen aus beſonderer fügung der Fürſehung gegeben ſey, damit er auf rden in alle Rechte der Gottheit treten möge.

Im übrigen weiß ich auch, daß es Vernunfts- nd republicaniſche Freyheitstrotzer giebt, die ſich us dem göttlichen Recht der Könige wenig machen, nd wohl gar glauben, ſie würden von der Fürſehung ben auf die Art zum Thron berufen, als ein Schuhfliker die alten Schuhe zu beſohlen. Allein die Niederrächtigkeit dieſer Vergleichung iſt allein ſchon genug, dergleichen gekrönten Häuptern ſchimpfliche Meinung ächerlich zu machen.

Laßt uns demnach als einen unſtreitigen Grundſatz annehmen, daß die Könige von Gottes Gnaden ſind, was ſie ſind, daß alles verlohren ſey, ſobald das göttliche Recht der Beherrſcher wankend gemacht wird, und man ihnen den leidenden Gehorſam entziehen würde.

Dieſes Recht iſt in den meiſten Erbreichen gegen alle Schlußreden und alle Frechheit der Eingriffe ſicher geſtellet. Ein Monarche, der Sohn vieler Ah-

nen von Monarchen, hat ſeinem Volk nichts, ſeine Majeſtät aber der Geburt zu danken, und man ſiehet ſogleich, daß er gebohren ſey, Geſetze zu geben. Der erſte Begrif, der ſeinen Verſtand einnimmt, iſt dieſer, daß er König iſt, oder es werden muß. Es iſt allerdings wahr, daß man ihm in ſeiner Jugend eine Unterweiſung giebt, einige Lehren einpräget, die ihn, wie alle andre Menſchen angehen: Dieſes alles aber geſchiehet nur, ſein Gedächtniß zu üben, und hat mit ſeinen Meinungen nichts zu ſchaffen, die ſich mehr nach Thaten, als nach Worten richten.

Die gröſten Herren demüthigen ſich vor dem jungen Monarchen und küſſen ihm das Händgen. Sie paſſen auf eine lächelnde Miene oder freundliches Kopfnicken, und ſind entzückt, wenn ſie ſolches erhalten haben. Alles um und neben ihm erſchallet von ſeinem Verſtand, von ſeiner Weisheit, Schönheit und Geſchicklichkeit. Kaum entfährt ihm ein Wörtgen, ſogleich füttert es der Ausleger mit Witz und Lebhaftigkeit. Das Bonmot ſtreicht durch den ganzen Hof nach der Stadt, und ehe man ſichs verſieht, gebieret es ſinnreiche Einfälle zu zwanzig Sonnetten und ſechs Madrigalen. Sobald der junge Prinz zum männlichen Alter gelanget iſt, und ſich auf den Thron ſeiner Vorfahren geſetzt ſiehet, wo ſoll das Mittel herkommen, dran zu gedenken, daß er ein Menſch ſey, oder daß er es iemals geweſen? Er iſt König, und war Königliche Hoheit, das iſt alles, was er weiß, und deſſen er ſich von Kindheit an erinnern kan.

Haben ſeine Väter die Schwachheit begangen, einen leeren Raum in der unumſchränkten Herrſchaft zu laſſen, ſo wird er ſich bald bemühen, denſelben auszuful-

zufüllen. Warum ſollte ers auch nicht thun? Ernſthafte, anſehnliche gelehrte Leute ſagen ihm alle Tage vor, daß es die Natur der Herrſchaft erfordere, unumſchränkt zu ſeyn, und daß es ein Laſter der beleidigten Majeſtät iſt, ſolches in Zweifel zu ziehen. Dergleichen Monarche wird ſorgfältig gnug ſeyn, ſeinen Unterthanen die Flügel zu beſchneiden, und ſie von einem gar zu üppigen Leben zurück zu halten, wenn er ihnen den Uiberfluß der Güter abnimmt. Im Grund iſt es auch eben ſo viel, als einem Raſenden das Schwerdt aus der Fauſt zu winden. Iſt es nicht unendlich heilſamer, ein Volk iſſet ſein Stück ſchwarzes Brot und Pumpernickel in Friede und Ruhe, als daß es zum Muth und Aufruhr durch Uiberfluß gereizet werde?

Wollte man mir vielleicht hierbey einwenden, es könnte dahero leicht geſchehen, daß der Thron nicht anders als durch ſolche Könige beſetzt würde, die denen in den Fabeln des Eſopus gleich wären, welche im Regiment über die Fröſche einander abgelöſet hätten, davon der erſtere ein Klotz, der andere ein Storch geweſen, der ſeine Unterthanen gefreſſen, ſein Gewiſſen hätte darzu ſagen mögen, was ihm beliebet.

Der erſtere dieſer Fälle iſt ganz unſchädlich. Was hat es zu bedeuten, wenn ein Beherrſcher nicht wohl klug iſt? Er trift ſchon Günſtlinge an, die für ihn regieren, und es eben ſo machen, als wenn ers ſelbſt thäte.

Der andere Fall wäre nun freylich ein wenig kützlicher: Allein das iſt ein Unglück, wider welches die menſchliche Klugheit weder Vorſichtigkeit noch Ausflucht finden kan. Alles, was man hierbey thun kan,

 iſt,

iſt, daß man die Achſel zuckt, den Theil des leidenden Gehorſams verdoppelt, die Ruthe anbetet, ſo da züchtiget, ſo gut fort kriechet, als ſichs thun läſſet, ſeines Beherrſchers Laſtern die ſchönſten Namen, ſo man nur erſinnen kan, beyleget; alle ſeine Kräfte anwendet, daß man nicht ganz verſchlungen, oder zuletzt verzehret werden möge. Was fromme Unterthanen in dieſen Drangſalen tröſten und aufrichten kan, iſt der Begrif, daß die Gottheit in einem andern Leben ihre Gedult mit zur Abrechnung bringen werde, mit welchem ſie die gewaltthätigen Ungerechtigkeiten desjenigen allhier ertragen haben, dem er ſein Anſehen auf dieſer Erde anvertrauet hat.

* * *

*In meiner Meinung von der Erbherrſchaft finde ich noch etwas unvergleichliches: Je mehr ich nemlich den Vernunfttrotzern in dieſer Materie zugebe, je mehr werde ich meines Sieges über ſie verſichert.

Laßt uns demnach, damit wir ihnen doch eine Luſt machen, annoch ſetzen, daß von Anfang der Welt an, und ſo lange ſie ſtehet, alle Könige durch eine wohl überlegte Wahl der Völker eingeſetzt worden wären, daß auch alle dieſe Könige in ihrer Würde ſich überaus geſchickt und tugendhaft verhalten hätten. O, wie herrliche Glückſeligkeit für die menſchliche Geſellſchaft, wird ein Weltweiſer ausrufen! Welche Ordnung, welche ſchöne Uibereinſtimmung unter vernünftigen Weſen, ſo dieſen Erdboden auf einige Zeit bewohnen!

Nichts als leeres Geſchrey! Ich behaupte vielmehr, daß dieſe Ordnung, dieſe Uibereinſtimmung, dieſe Glück-

*) XXXV Bagatelle.

Glückſeligkeit nicht einen Schuß Pulver werth iſt, ja ich unterſtehe mich, durch unüberwindliche Beweisthümer ſolches darzuthun.

In dem geſetzten Fall iſt es ganz gewiß, daß das Eroberungsrecht für die höchſte Ungerechtigkeit würde gehalten werden; folglich iedes Reich in ſeine richtige ziemlich umſchränkte Grenzen eingeſchloſſen ſey. Die meiſten Könige würden kaum ſo viel, als mancher Dorfedelmann zu bedeuten haben. Sie könnten ohne Stathalter und Staatsräthe, nach ihren eignen Einſichten, und angewandten Sorgfalt ihren ganzen Staat regieren.

Alle Geſchlechter dieſer kleinen Völker würden zwar wohl in Glückſeligkeit und Ruhe gelebt haben, wo würde aber der Ruhm, wo würde ihre Ehre geblieben ſeyn? Ein fleißiger Ackermann, ein geſchickter redlicher Kauf- und Handelsmann, ein emſiger Künſtler ſind alle zuſammen keine Leute, die ſich durch einen groſſen Ruhm ſelbſt überleben mögen.

Wäre dieſer von mir geſetzte Fall wahr, würde man wohl von den groſſen fürchterlichen Reichen, die ſich von einem Ende der Erden, bis zum andern erſtreckten; von den Kriegsheeren, die groſſe Länder überſchwemmeten, und die vor Durſt ganze Ströme austränken und trocken machten: Von den verwunderungswürdigen koſtbaren Palläſten ein Wort in der Welt gehöret haben, welche der Mittelpunct aller Schätze und Reichthümer geweſen, die das Meer und die Eingeweide der Erden zum Pracht eines Monarchens haben hergeben müſſen? Gleichwohl liegt darinne etwas ſo ſchönes, ſo erhabenes, daß die aufs feſteſte ausgehärtete Seele eines Philoſophen in Er-

ſtaunen geräth, wenn er die Beſchreibung, ſo uns die Hiſtorien davon vorlegen, mit aufmerkſamer Betrachtung lieſt.

Gleich bey der Hiſtorie fällt mir etwas ein. Alle Gelehrte ſind darinne einſtimmig, daß nichts angenehmer und lehrreicher, als dieſelbe, ſeyn könne. Indeſſen aber würde, in dem geſetzten Fall, von dieſer ſchönen Wiſſenſchaft nichts zu hören, noch zu ſehen, wenigſtens würde es etwas ſehr einfältiges, unſchmackhaftes ſeyn, welches die Mühe des Leſens nicht belohnete.

Was uns in der Erzählung der vergangenen Geſchichte aufs angenehmſte ergötzet, ſind die Feldſchlachten, wo das Glück eines mächtigen Volks ſich mit dem Glück des andern ſtöſſet, und nach häufig vergoſſenen Menſchen- und Thiereblut eins das andere aufreibet: Es ſind die langwierigen Belagerungen der Städte, in welchen Fleiß, Witz und Muth von der einen, wie von der andern Seite, alle möglichſten Kräfte anſtrengen: Es iſt die unerſchrockene Tapferkeit eines Heerführers, der den Sieg mit Gewalt zwinget, daß er ſich zu ſeiner Fahne wenden muß.

Von allen dieſen herrlichen Dingen würde vielleicht in den kleinen Wahlreichen nichts zu hören noch zu leſen ſeyn. Der Krieg würde unter den armſeligen philoſophiſch tugendhaften Beherrſchern eine ſeltſame Sache geweſen ſeyn und keine andern, als Fröſche- und Mäuſe-Feldſchlachten vorgeſtellet haben. Die ſchönſten Hiſtorien würden an herrlichen Unternehmungen nicht fruchtbarer als ein ſogenannter Fladenkrieg ſeyn, wo etwan das ganze Treffen durch den Tod eines halben Schocks Soldaten entſchieden würde.

Wo

Wo würden, frag ich einmal, die groſſen Helden der Antiqvität, mit den Generalen der neuern Zeiten bleiben und hingekommen ſeyn, welche in den Jahrbüchern den ſchönſten Glanz geben? Aus Mangel der Gelegenheit, würden ihre herrlichen Kriegsgaben in einer elenden Krambude haben verwelken, und ſie vielleicht tief unter ihren guten ehrlichen Mitbürgern ſtehen müſſen.

Wäre wohl an etwas kläglichers zu gedenken, als daß Alexander ſelbſt, deſſen Name allein den Begriff einer ganzen Bande Heldentugenden im Gemüth rege zu machen geſchickt iſt, ein gemeiner Mann hätte bleiben ſollen? Seine beyläufige Neigung zu den Wiſſenſchaften würde aufs höchſte einen Schulmeiſter aus ihm gemacht haben. Hätte er aber ja ſeiner herrſchenden Leidenſchaft den Zügel zu ſtark ſchieſſen laſſen, ſo wär er doch nichts mehr als ein berühmter Straſſenräuber worden, der ſich vielleicht durch einen ſchändlichen Tod von den andern ausgezeichnet haben würde.

Allem Anſehen nach, wäre dem Pyrrhus kein ander Glück beſchert geweſen, und wer iſt Bürge davor, ob nicht ein Henkersbube das Amt der alten Frau zu Athen an ihm vertreten hätte, die ihm von ihrem Hauſe einen irdenen Topf auf den Kopf ſchmiß, daß er des Aufſtehens vergaß?

Kurz, und mit einem Wort: Der erhabenſte Verdienſt würde ſich in den Punct zuſammen gezogen haben, ein ehrlicher Mann zu ſeyn, von deſſen Character der geringſte unter den Sterblichen die Grundſätze in ſeiner Natur trägt: Da hingegen zu einem Heerführer, Eroberer und Helden ganz ſeltene und auserleſen erhabene Neigungen erfordert werden.

Das menſchliche Geſchlecht hätte noch darzu einen unerſetzlichen wichtigen Verluſt durch die völlige Unwiſſenheit der wunderbaren Wiſſenſchaft erlitten, welche man die Staatskunſt nennet. Eine erleuchtete kluge Tugend wär das natürliche und gar zu einfältige Mittel geweſen, einen Staat zu regieren. Was würde es mehr gebraucht haben? Nichts von liſtigen Staatsfinten der Botſchafter; nichts von witzigen Klügeleyen der Cabinete über die ungewiſſen Anſchläge eines unruhigen Nachbars; nichts von Legung und Vermeidung der Fallſtricke, nichts von dieſen allen wäre nöthig geweſen.

Wie würde es über dieſes alles aber mit dem Zuſtand der Menſchen ausgeſehen haben, welche ſo ſchöne angebohrne Neigungen mit auf die Welt gebracht, die unter uns Zeitungsſchreiber machen. Leute, ſo blaß und mager werden, wenn ſich der Soldate zur Ruhe begiebt, und niemals ein völliger Geſicht und friſchere Farbe haben, als wenn Eugenius die Türken geſchlagen, und der Krieg in Italien ſeinen Anfang nehmen wird.

Pflanzet einmal dieſe Leute in eine Welt, welche von der größten Anzahl kleiner Philoſophiſcher Könige regieret wird, wo ein beſtändiger ſtiller Friede herrſchet; kaltſinnige, gleichgültige Menſchen ohne Luſt, ohne Leben werden es ſeyn, oder allenfalls wird ihr neugieriger liſtiger Geiſt, ſich mit den allerverächtlichſten Dingen herum beiſſen. Eine Frau, die dem Mann die Beinkleider geraubet, oder ein Mann, der die Frau prügelt, dieſes werden die ſchönſten Materien ihrer Unterredungen ſeyn, und folglich werden ſie nur die Anzahl der Verleumder vermehren.

Allein, wenn ihr die Erbherrſchaft mit ſolchem Eifer vertheidiget, wird man mir vorſagen, was ſprecht ihr denn zu der Erbprofeſſorſtelle, und aus welchem Grund wollt ihr dieſe verwerfen?

Siehe, da bin ich recht gefangen. Ich verwerfe ſie nicht, als weil ſie nicht mode iſt. Jedoch behaupte ich, daß die Sachen recht gut gehen würden, wenn dergleichen Erbprofeſſorate allenthalben eingeführet wären. Eben darauf wollte ich eben kommen, und man kan verſichert ſeyn, daß ich ſeltſame Wunderdinge davon ſagen werde.

V.

Fortgeſetzte Ironie von dem Erbprofeſſorate*.

In meiner vorhergehenden Bagatelle habe ich behauptet, daß das Erbprofeſſorat eben ſo vernunftmäßig, als die Erbherrſchaft ſey. Ich behaupte es auch noch, und unterſtehe mich, die widerſinnige Meinung bis auf die Aerzte, Sachwalter, Richter, Räthe, ja ſogar bis auf die Pfarrer zu erſtrecken. Die Betrachtungen, ſo ich über die Erbherrſchaft gemacht habe, und die man nur noch einmal überleſen kan, müſſen das Vorurtheil von Grund aus übern Haufen werfen, welches die Gewohnheit den Leſern hierbey in den Kopf geſetzt haben möchte. Sollten ſie vielleicht noch nicht völlig davon befreyet ſeyn, ſo mögen ſie doch nur mit mir in Uiberlegung ziehen, daß ſogar in Republicken ſelbſt die Edeln und Vornehmen ein Erbſchaftsrecht auf die Staatsregierung beſitzen,

*) LXXIII Bagatelle.

ſitzen, und daß ſie derſelben vorſtehen, wie wenns gemahlt wäre, ſollten ſie auch gleich ohne Verſtand gebohren ſeyn, und ihre Einſichten ſich nicht weiter erſtrecken, als etwan die Beine über eine Schindmehre zu hängen, einen Haſen oder ein Rebhuhn zu ſchieſſen.

Der Himmel erleuchtet den Verſtand derjenigen, die er zu hohen Würden erhebet, auf eine ganz beſondere Art und Weiſe. Dieſes iſt ein merkwürdiger Spruch, den der Cardinal von Richelieu ſagte, als gewiſſe Richter, auf ſeine Empfehlung, einen Marſchall von Frankreich zum Tode verurtheilten, der nichts mehr verbrochen hatte, als darum man, nach des groſſen Staatsminiſters eignem Geſtändniß, einem Pagen den Küchenſchilling giebt.

Ich ſehe ſchon voraus, was man mir für eine Menge Einwürfe wider die abentheuerliche Meinung machen könnte, ſo ich zu vertheidigen über mich genommen habe. Damit ich aber alle Schwierigkeiten kurz und ohne Weitläuftigkeit auf einmal abſchlage, ſo werde ich mich eben der Art der Beweiſe bedienen, welche ich zur Vertheidigung der Erbherrſchaft gebrauchet habe. Es ſind nur zwey Mittel, den Profeſſorcatheder zu beſetzen, das Erbrecht oder die Wahl, und wenn ich erweiſe, daß das erſtere weniger Schwierigkeiten bey ſich führet, als das leztere, ſo bleibt ausgemacht, daß es den Vorzug behalten müſſe, weil ſonſt kein anderer Weg übrig iſt.

Wenn die Wahl einen Nutzen haben ſoll, ſo müßten die, ſo das Recht, Profeſſores zu wählen, hätten, im Stand ſeyn, von der Fähigkeit derer zu urtheilen, welche, ein ſo wichtiges Amt zu bekleiden, ſich ange-

ben.

ben. Die Wahlherren müßten nur allein die Verdienſte in genaue Betrachtung ziehen und weder Gunſt noch Freundſchaft müßte auf ihrer Waagſchale einen Ausſchlag geben. Hier habe ich den Leſer auf den rechten Trichter geholfen, das iſt ſchon genug: Die Sache iſt ein wenig zärtlich. Ich will nur ſo viel ſagen, daß eines ſo poßierlich vorkommt, daß ein vornehmer Mann, bey der Wahl eines Schuſters, nicht unterſuchet, ob Hans oder Peter der Sohn ſeiner ehemaligen Säugamme iſt, ſondern ob er gute nette Schuh verfertiget. Wenn man ihn fraget, warum er dem Sohn dieſes guten Weibs nicht günſtig ſey, ſo wird er antworten, er brauchte gute tüchtige Schuh, und würde willig und gerne bey Petern arbeiten laſſen, wenn er ſein Handwerk ſo gut, als Nicolas verſtehet. Was iſt mir aber daran gelegen, mir, der ich keiner Unterweiſung mehr benöthiget bin, ob man die Vernunft und den Verſtand der Jugend, welche dereinſt die Stütze meines Vaterlands werden ſoll, behörig ordnen möge.

Man ſiehet ſchon zur Gnüge, daß hierbey nichts beſſers ſey, als das Erbprofeſſorat, wobey ich noch dieſen beträchtlichen Vortheil finde, daß es ſchon gnug ſey, wenn in einem Profeſſorgeſchlechte ein einziger geſchickter Mann geweſen wäre, damit der Abſtämmling, er ſey auch ſo unfähig, als er wolle, den Zuhörern vortrefliche Lehren zu geben, ihnen wenigſtens aus den Handſchriften ſeines Vorfahren Vorleſungen halten könnte.

Haben doch ſchon die Menſchen dergleichen Stiftung in der Arzneywiſſenſchaft an den Abſtämmlingen des Hippocrates geſehen. Sie könnten durch Beyhülfe der Recepte geſchickte Aerzte ſeyn, eben wie

die

die Erbadvocaten für groſſe Juriſten paßiren könnten, wenn ſie die Acten ihrer Voreltern wohl gebrauchen, und die Pfarrer, wenn ſie die Familienpredigten herſagten. Sind doch auch in unſern Tagen die Advocaten und Aerzte dem Erbrecht bereits ſehr nahe, nur daß ſie nicht alle überhaupt die Einſichten ihrer Voreltern wohl anwenden. Ein Advocat oder Arzt zu werden, iſts ſchon genug, einige Zeit auf einer Univerſität, ein paar Dutzend lateiniſche Wörter, die man in der Schule aufgeraft hat, nicht zu vergeſſen, eine geringe Anzahl Definitionen auswendig zu lernen, ein paar hundert Thaler zu bezahlen, ſo iſt die Sache gemacht. Man erhält auf rechtsgebührende Art und Weiſe über ſeiner Mitbürger Beutel oder Leben ein völliges Recht.

So viel die Pfarrer anbetrift, wird man ſagen, die erhalten kein Recht zu predigen, als wenn ſie ein Examen ausgeſtanden haben, welches gar nicht wie bey den Aerzten und Sachwaltern ein Examen nach Münzen, ſondern nach Talenten iſt. Ich weiß es wohl. Allein es wäre iezuweilen ſehr gut, daß diejenigen, ſo das Examen verrichten, in ihrer Jugend nur nicht durch ziemliche unwiſſende Examinirer möchten ſeyn geprüfet worden. Wenigſtens iſt es aber gewiß, daß die Pfarrer durch die Wahl in ihre Kirchen beſtellet werden. Aber, gerechter Himmel, was für eine Wahl iſt das! Gleichwohl ſind es dieſe Herren, welche von der Aufführung faſt eines ganzen Volks den Ausſchlag geben, deſſen Herzen ſie durch ihr Anſehen regieren, und daraus ſie rechtſchaffene Leute und gute Unterthanen machen können. Es iſt alſo eine Sache von der höchſten Wichtigkeit, daß dieſes Amt niemanden, als wohl erleuchteten und tugendhaften Perſo-

nen

nen möge anvertrauet werden. Vergebens iſts, daß ſie die Lehren des Evangelii ordentlich und gründlich auslegen, wenn ſie nicht durch ihre Aufführung an den Tag geben, daß ſie recht im Ernſt reden. Man wird aber vermittelſt der Wahl nicht dahin gelangen, daß man die Seelenſorge nur Leuten von dieſen Characteren anvertrauen werde. Zu dem Ende muß man eine weitläuftige Zergliederung aller Sorgfalt, Aufmerkſamkeit und Aufwands für die Jugend, ſo man zu dieſem Amte beſtimmet, anſtellen, welches man aber niemals thut.

Laſſet uns einen kleinen Plan entwerfen, dem man vielleicht mit Nutzen folgen könnte, dergleichen heilſame Wirkung hervor zu bringen, und zu ſehen, ob ſelbiger, wie die Menſchen geſchaffen ſind, nicht für unmöglich gehalten werden möchte.

Man erleſe aus einer ganzen Nation eine hinlängliche Anzahl weiſer und vernünftiger Perſonen, welche die Aufſicht über den Character und die Aufführung junger zum Predigamt beſtimmter Leute führen ſollen. Dieſen Aufſehern nun müſten die Eltern oder Verwandte die jungen Leute vorſtellen, ehe ſie den Lauf ihrer Studien antreten. Man prüfete ſie mit der allergröſten Aufmerkſamkeit. Man bemühete ſich nicht nur ihren Verſtand und die benöthigten Neigungen zu erforſchen, ſondern auch zu erkennen, ob ſie die edle Ruhmbegierde, ſich hervorzuthun, uneigennützige und großmüthige Gedenkensarten, über dieſes alles aber die Großmuth beſitzen, der Vernunft zu weichen.

Diejenigen nun, bey denen man dieſen glücklichen Saamen antrift, würden aus den Familien genommen und in eine Pflanzſchule gebracht. Dieſes würde

de auſſerdem für diejenigen ein höchſt nützliches Werk ſeyn, welche das Unglück hätten, von groben ungeſchliffenen und übelgezogenen Eltern gebohren zu ſeyn, bey welchen ſie ſich zu nichts anders, als zu Lappereyen und pöbelhaften Vorurtheilen gewöhnen könnten.

Solche Aufſeher, welche einen guten ergiebigen Gehalt haben, ſind ſchuldig in der Pflanzſchule zu wohnen, damit ſie iederzeit auf das völlige Betragen dieſer jungen Leute Acht haben, von ihren Handlungen und den Grundſätzen, denen ſie nachgiengen, urtheilen könnten. Geringe Schwachheiten, kleine Thorheiten, die von der Lebhaftigkeit des Alters, in dem die Einbildung am meiſten herrſchet, herkommen, überſehen ſie. Allein wider die Häßlichkeit des Neids, wider die unbändige Niederträchtigkeit des Verfolgungsgeiſtes, mit einem Wort, wider alles dasjenige, was eine nichtswürdige wilde Seele anzeigt, müſſen ſie die äuſſerſte Schärfe gebrauchen. Bey dergleichen wiederholten Vergehen, ſchicken ſie dieſelben in den Krieg oder zum Pflug, als Leute, die der Würde durchaus unwürdig ſind, darnach ſie zu ſtreben, die Frechheit gehabt haben.

Ein Student kan alſo nicht anders als nach einer ſcharfen Prüfung aus der Pflanzſchule treten, den Mantel und den kleinen Kragen anzunehmen.

Wenn Perſonen, ſo auf ſolche Art erzogen ſind, Lehrer der Kirche werden, wenn dergleichen Leute den geiſtlichen Richterſtühlen vorſtehen, ſo wird man nicht ſehen und erfahren, daß ein Mann im Prieſterrock wider einen ſeines gleichen, der nicht ſo viel Gaben hat, gottloſe Rotten macht, damit er nur allein den Ruhm

behalten möge, daß er der vornehmſte Prediger in der Stadt ſey. Man wird nicht Himmel und Erde bewegen, geſchickte und tugendhafte Prieſter zu drücken, weil ſie dieſer oder jener beſondern Meinung weder beytreten oder ablegen wollen. Man wird endlich auch nicht ſehen, die ehrwürdigen Concilien Mücken ſeigen und Cameele verſchlucken, über Schand- und Laſterthaten leichte wegſtreichen, und denjenigen mit gröſtem Grimm angreifen, den ſie unter den gehäßigen Beynahmen der Ketzerey abſcheulich ſchwarz zu machen belieben. Habe ich mit meiner Magd eine Schande begangen; habe ich meinen Collegen verleumdet und geläſtert, ihn einen Spinoſiſten geſcholten; hat man mich auf der öffentlichen Straſſe ſternvoll geſehen: So bin ich doch ein Orthodoxe, und habe mich nicht hoch verſtiegen. Siehe das iſt die Schutzrede, welche allezeit fähig iſt, einen Prieſter engelrein zu waſchen.

* * *

*Nun laſſe ich dem verſtändigen Leſer ſelbſt zur Beurtheilung, ob es den geringſten Anſchein habe, daß man dieſem Entwurf eines Plans, wie ich ihn vorgeſchlagen, ins Werk ſtellen werde, und ob man folglich durch den Weg der Wahl ſo, wie man ſie verrichtet, die meiſten Lehrſtühle behörig beſetzen könne. Man wird mir zwar auſſer allem Zweifel einwerfen, daß die Erbfolge eben ſo wenig geſchickt ſeyn werde, dieſen Zweck zu erhalten. Das geſtehe ich ſelbſt, allein noch zur Zeit ſehe ich doch, daß dieſe beyden Mittel, davon die Rede iſt, einander ziemlich gleich ſind. Ich ſchlieſſe alſo einzig und allein daraus, daß die Chriſten bey dieſem Wechſel wenig verlieren möchten,

*) LXXIV Bagatelle.

wenn ſie durch Erbprieſter an ihre Pflichten erinnert würden.

Was aber noch auf dieſer Seite den Ausſchlag geben könnte, wäre dieſes, daß bey eingeführter Erbfolge unter der Prieſterſchaft alles weit ruhiger und friedlicher zugehen würde. Man könnte die Zänkereyen, Erbitterung, Haß, Streit, und Spaltungen auf einmal vermeiden. Die Geiſtlichen würden in keine ſo thörichten Ausſchweifungen verfallen, die den Schwachen zum Aergerniß und vernünftigen Leuten zum Anſtoß gereichen. Es würde, wie ich ſchon geſagt habe, nicht geſchehen, daß ſie mehr aus Eifer ihre eigne, als für die Ehre ihres Meiſters und Herrns, alle Kräfte anwendeten, ihre Kirchen des Prieſterthums der rechtſchaffenſten Leute zu berauben. Man würde nicht mehr ſehen, wie ſie den Beyfall der Conſiſtorien für einen, ihrer Confratern, eben deswegen, weil er einen hochmüthigen, unbeſonnenen, aufrühriſchen Ketzer- und Verfolgungseifer beſitzet, erzwingen und herausdrücken. Man würde auch nicht mehr ſehen, wie ſie ſich ſodann mit groſſem Gepräng verſammeln, und da ſie ſchon ihres Streichs verſichert und gewiß ſind, vor Einſammlung der Stimmen, dennoch mit unſinniger Gottloſigkeit, die Fügung des Himmels zur bevorſtehenden Wahl in verkehrter Andacht erbitten.

Ich beſorge ſehr, daß dieſe betrübliche Wahrheiten, ſo ich hier vorbringe, dem Publico vielleicht gar zu wohl gefallen möchten, allermaſſen nichts gemeiner iſt, als daß man die Geiſtlichkeit gerne läſtert und ſchmähet. Gleichwohl ſcheinet mirs auch keine gänzliche Unmöglichkeit zu ſeyn, daß ein Mann, deſſen Beruf

fordert, die Lehren der Religion beſtändig vor Au-
n zu haben, nicht ein rechtſchaffener Mann werden
nnte. Uiberhaupt muß ich bekennen, daß dieſe
erren aus allzugroſſem Hochmuth zu ſündigen pflegen,
id ich bemerke öfters, daß ein junger Menſch, der
rher freundlich, ehrbar, artig und höflich geweſen,
er noch den Degen und eine Modeperücke getragen:
obald hatte er aber nicht die kurze Perücke überge-
irzt, und den ſchwarzen Mantel oder Prieſterrock
it dem geringelten Halskragen oder Uiberſchlag,
ngenommen, ſo breitet ſich eine ſtolze Andacht über
n Geſicht, über ſeinen Einhertritt, und über alle
n Thun und Weſen aus, im Grund aber mag es
ir von ohngefehr ſo geſchehen. Dieſe kleine Unart
mmt natürlicher und faſt nothwendiger Weiſe von
r Schuldigkeit her, ſo dieſen Perſonen oblieget, öf-
ntlich vor dem Volk zu reden.

Meine Leſer, deren Verſtand ein wenig nach der
Seite der Uiberlegung gewöhnt iſt, werden eben ſo
ohl, als ich bemerket haben, daß der Hochmuth de-
n, als ein Erbübel anhängt, deren Stand und Be-
uf erfordert, zu reden, wenn andere ſtillſchweigen.
Von dem Redner an, bis zum Dienſt des öffentlichen
Beamten, ſo den Leuten im Schlaf andeuten müſſen,
m welche Zeit es iſt, nimmt man dieſes wahr. Ge-
iß iſts, daß das Amtsgeſchrey dieſer Männer durch
ewiſſe Tonbeugungen und laufende Veränderungen
es Lauts der Stimme, mannigfaltige Abwechſelung
at, welche gnugſam anzeiget, wie wohl zufrieden ſie
nit ſich ſelbſt ſind, und meinen, weit annehmlicher,
ls ihre Amtsgenoſſen blöcken zu können. Man be-
merke hierbey zugleich mit mir, daß allenthalben, wo
nan einen ausſtudirten Zwang antrift, von der

Natur abzuſpringen, ganz unfehlbar ein grober Hochmuth verborgen liege.

Will man ſeinen Ohren nicht allein trauen, ſo wird man ſich von der Wahrheit, die ich vorſtelle, gewiß überzeugen können, wenn man noch einen Sinn mit zu Hülfe nimmt. Man werfe nur einen bedachtſamen Blick auf einen öffentlichen Ausrufer, der eine verlohrne Uhr, oder ein verlaufenes Hündgen u. d. m. dem ehrſamen Publico ankündiget. Mit einem ernſthaft bedachtſamen Schritt, und mit einem trotzigen Geſicht tritt er einher. Sobald er ſich in dem Mittelpunct einer Straſſenecke befindet, pflanzt er ſich recht majeſtätiſch ſteif auf den Fuß, ſtämmet den Arm auf den Stock oder Prügel. In dieſer Verfaſſung beobachtet er einige Augenblicke das Stillſchweigen, und fängt ſeine Rede eher nicht an, er habe ſich denn vorher geräuſpert, und tacktmäßig gehuſtet. Sein Ausruf iſt eine Rede nach aller Richtigkeit, und ſeine Stimme lauft durch eine ganze Octave mit beſtändigen Erheben und Fallen. Bey dem Ende giebt er ſeinen Zuhörern einen ſcheelen Blick, ziehet ſich darauf mit einer ernſthaften und geſetzten Miene zurück, fängt aber nicht eher an geſchwind zu gehen, bis er ſeinen Zuhörern aus den Augen iſt.

Dieſes, dünkt mich, möchte mehr als zu viel ſeyn, den Hochmuth der Redner zu vertheidigen.

Worüber ich mich aber am meiſten wundere, iſt, daß die Verachtung der Geiſtlichkeit nicht allein in den Herzen leichtſinniger und ſehr unandächtiger Leute eingewurzelt iſt, dergleichen etwan die ſchöne Welt und witzige Geiſter ſind; ſondern, daß es auch ernſthafte Perſonen unter der Geiſtlichkeit ſelbſt giebt, die nicht mit allzugroſſer Hochachtung gegen dieſelbe eingenommen

men ſind. Ein berühmter Engelländiſcher Biſchof ſagt ungeſcheut, daß er, wenn ihm ein unbekannter Laye begegnete, durch die Liebe verbunden wäre, zu glauben, dieſer Unbekannte ſey ein ehrlicher Mann, bis er durch ſein Betragen darthät, er ſey es nicht: Sobald ihm aber ein Geiſtlicher im Weg käme, fände er ſich, der Klugheit zu Folge, verbunden, eine ganz widrige Meinung von ihm zu hegen, bis er ſich durch ſeine Aufführung rechtfertigte, daß er ein rechtſchaffener Mann ſey.

Aufrichtig zu ſagen, die Rede iſt ziemlich hart, und giebt den Character dieſes Prälaten deutlich zu erkennen, der den heftigen Verfolgungseifer der Geiſtlichkeit dergeſtalt haſſete, daß er ſo gar ſeinen Eifer gegen die Nichtdultung bis auf die Intoleranten ſelbſt erſtreckte.

Ich muß allerdings bekennen, daß ein Geiſtlicher, wenn er ein rechtſchaffener Mann ſeyn will, weit mehr Schwierigkeiten, als ein Weltmann, zu überwinden habe. Eben dahero aber iſt es auch gewiß, daß er weit hochehrwürdiger, als ein anderer zu ſchätzen iſt, wenn dieſe Schwierigkeiten ſeiner Vernunft weichen müſſen. Mir ſind einige von dieſem Character bekannt, welche die prächtigſten Lobeserhebungen verdienen, und gegen die man eine himmelſchreyende Ungerechtigkeit verüben würde, wenn man das unumſchränkte Urtheil, ſo man verwegener Weiſe über die ganze Geiſtlichkeit überhaupt ergehen läſſet, auf ſie mit erſtrecken wollte.

Character eines rechtſchaffenen Prieſters.

Ein tugendhafter und geſchickter Prieſter iſt auſſer allem Zweifel einer der allernützlichſten Männer für die

Geſellſchaft, und folglich denenjenigen höchſtverehrungswürdig, welche Liebhaber des menſchlichen Geſchlechts ſind, d. i. aller derer, die wahrhafte Verdienſte beſitzen. Ein ſolcher Geiſtlicher hat ſich von Jugend an, der Wohlfahrt ſeines Nächſten gewidmet. Seinen Verſtand hat er mit einer edlen Standhaftigkeit auf alle unangenehme und dornigte Studien gerichtet, welche die Auslegung des göttlichen Buchs erleichtern, aus dem wir die Mittel ſchöpfen, in dieſem Leben glückſelig zu ſeyn, und welches uns eine unumſchränkte Glückſeligkeit in einem ewigen Leben verheiſſet, die eine Belohnung werden ſoll, daß wir, als vernünftige Menſchen bemüht geweſen ſind, auch unſer Wohlſeyn in der Zeitlichkeit zu befördern. Weit gefehlt, daß er ſich mit den Ausfegungen anderer behelſen, und mit Beyhülfe der Commentarien ſeinen Fleiß zu verkürzen bemühet ſeyn ſollte: So geht er vielmehr ſelbſt nach der Qvelle der Grundſprachen: Er legt ſich mit höchſtem Fleiß auf die gründliche Erkenntniß der Regeln der Auslegung, die in unſtreitigen Grundſätzen der Vernunft beruhen: Er unterſuchet die Sitten und Gewohnheiten der Alten, welche gewiſſe Schriftſtellen klar und deutlich machen, worinne die Unwiſſenden nichts als Finſterniß oder einen falſchen Schein antreffen.

Mit allen dieſen Schätzen ausgerüſtet, die er durch vieler Jahre Arbeit errungen hat, wendet er den Reſt ſeines Lebens an, dieſelben unter ſeinen Nächſten freygebig auszuſpenden. Er iſt unaufhörlich und eifrig bemüht den Nächſten, andächtig, holdſelig, aufrichtig, liebreich, zu guten Vätern, zu guten Kindern und redlichen Unterthanen zu machen. Die Tugend wird er ihnen niemals unter dem Bild einer Furie, ſondern

nach allem Vermögen, ſo reizend, liebreich und der menſchlichen Natur ſo ähnlich, als ſie wahrhaftig iſt, vorſtellen. Seine Aufführung iſt mit ſeinen Reden ganz einſtimmig, damit er den Menſchen den angenehmen Geſchmack zu der wahren Gottesfurcht empfindlich reizen möge. Im Umgang des Lebens iſt er leutſelig, freundlich, verträglich, aller Welt geſellig. Der ſtrenge Ernſt, welcher der heidniſchen Tugend einen Glanz gab, der aber den Character der Menſchheit, die doch der Grund der chriſtlichen Sittenlehre iſt, ſchändlich verunehret, iſt ihm ganz unbekannt. In ſeinem ausgeheiterten lächelnden Geſicht kan man die ſüſſe Zufriedenheit ſeiner Seele leſen, welche durch das Zeugniß ſeines Gewiſſens eine ſtille Beruhigung genieſſet.

VI.

Die Zauberey der Gewohnheit *.

Die Gewohnheit iſt eine ſo ſubtile und natürliche Bezauberung, ſie überwältiget die Einbildung der meiſten Menſchen auf eine ſo unmerkliche Art, daß auch die Vernünftigſten alle ihre Kräfte der Aufmerkſamkeit zuſammen nehmen müſſen, ihre Betrügerey zu bemerken, damit ſie nicht von ihr um die Fichte geführt werden mögen. Daher kommts auch, daß, wenn man von gewiſſen bey den alten Völkern angenommenen Gebräuchen reden höret, oder von Gewohnheiten, ſo bey den Barbaren heut zu Tage üblich ſind, wir darüber erſchrecken, gleichwohl aber von gewiſſen eben ſo häßlichen Gebräuchen, an wel-

*) XCV Bagatelle.

che unſere Sinnen gewöhnt ſind, nicht einmal gerühret werden.

Man kan nicht ohne Verachtung von den Klopfechtern, die das römiſche Volk ehemals ſo ſehr ergötzten, leſen, oder ſprechen hören, welches doch eine ſo groſsmüthige und vernünftige Nation war. Dieſes Schauſpiel wurde an gröſsten feyerlichen Feſten vorgeſtellet. Gewiſſe groſſe Herren unterhielten faſt ein fliegendes Feldlager elender, ſtarker und junger Sclaven, welche von Fechtmeiſtern unterwieſen wurden. Sie verabſäumeten nichts, damit ſie beſtändig in Bereitſchaft ſtänden, die Gunſt des Volks durch eine barbariſche Gefälligkeit gegen deſſen wilde ungeſchlachte Neigung, zu erwerben. Das Weibsvolk, ihrer ſchwachen Leibesbeſchaffenheit ohneracht, die ſie doch zum Mitleiden antreibet, lief ſelbſt Hauſenweis zu, eine groſſe Menge ſchöner Mannsperſonen jämmerlich zerfleiſcht und umkommen zu ſehen, deren Stärke und Geſchicklichkeit ſie doch natürlicher Weiſe aufs zärtlichſte bewundern muſten. Dieſe Unglückſelige muſten bis auf den Tod ringen und fechten. Erhielten ſie den Triumph, ſo trieb man ſie wieder von neuen an, mit friſchen Fechtern anzuſetzen. Der Uiberwinder hatte keinen andern Lohn zu erwarten, als den ihm der Beyfall der Zuſchauer, durch das Lob ſeiner Herzhaftigkeit, ertheilte.

Unter den geſitteten Völkern der heutigen Zeit ſind es nur die laſterhafteſten Gemüther, welche an den Begriffen von Blut und Morden ein Vergnügen finden, und die über eine Erzählung ſo unmenſchlicher Luſtbarkeit kein Schauer ankommen ſollte. Wie gehts aber zu, wenn unter uns ein elender Uibelthäter zum Tode verurtheilt wird? Die Zeitung davon breitet

tet ſich ſogleich durch die ganze Stadt aus, ieder hö- ret ſie begierig an; man erwartet den Tag mit Ver- langen: Es iſt ein Feſttag. Je grauſamer die To- desſtrafe, ie vergnügter bezeugt ſich der Pöbel dar- über. Bey den Zubereitungen lauft das Volk zu- ſammen, es kützelt ſich ſchon, ſeiner Einbildung mit der Vorbereitung zum bevorſtehenden Trauerſpiel ei- ne Luſt zu machen. Bricht der Tag an, ſo verläßt alles Volk ſeine Arbeit. Die Aermſten wollen lieber nicht eſſen, als eine ſolche Luſt entbehren. Erſcheinet endlich der arme Sünder, ſo dringet man ſich darzu, ohne die Gefahr zu ſcheuen, erdrückt zu werden, damit man ihn nur bis an den Ort, wo ihm das Urthel vor- geleſen wird, und von da zu dem Richtplatz folgen möchte. Füget ſichs etwan, daß er das Glück erhält, Gnade zu erlangen, ſo wird man die Zuſchauer mit murrendem Verdruß zurück gehen ſehen. Sie verlie- ren etwas rechtes an dem Leben, welches der Uibelthä- ter durch die Gnade der hohen Obrigkeit erhält. Man hatte ſich gleichwohl ſchon verbindlich gemacht, ihnen einen guten Tag zuzubereiten, und nun müſſen ſie ſich durch eine ſchmeichelhafte Hofnung betrogen ſehen.

Jezuweilen habe ich mich entſchloſſen, dergleichen Schauſpiel mit anzuſehen, nicht ſo wohl meine Au- gen an der Marter des Uibelthäters zu weiden, als vielmehr meine Betrachtungen über das Verhalten des Pöbels anzuſtellen. Bey dergleichen Gelegen- heiten bemühete ich mich vor allen andern die Her- zensbewegungen im Geſicht des Weibsvolks zu entde- cken, deren Anzahl in dieſem verwirrten Zulauf immer ſtärker, als der Mannsleute zu ſeyn pfleget. Es ver- diente allerdings einer Aufmerkſamkeit, wenn man in der ganzen Geſtalt einiger dieſes guten Geſchlechts

den

den innerlichen Krieg in ihrem Gemüth, zwiſchen der grimmigen Neugier, die ſie an den Rabenſtein geführet, und der mechaniſchen Barmherzigkeit, die ſie bey dem Anblick des betrüblichen Gegenſtands bewegt, betrachtet. Ich habe einige wahrgenommen, die bey dem Streich, der das Schauſpiel endigen ſollte, den Kopf wegwendeten, andere weinten die bitterſten Thränen, man hörte Seufzen und Heulen. Einige, die noch närriſcher waren, ſunken gar in Ohnmacht, und ſchienen in dem Augenblick das Leben aufzugeben, in dem der arme Sünder ſtarb.

Soviel iſt aber auch wahr, daß ich niemals bemerkt habe, wie ſich dergleichen heftige Bewegungen bey ihnen, gegen einen abgemergelten oder abgelebten alten Uibelthäter, äuſſerten. Sie überlieſſen ſich denenſelben nur, wenn man einen muntern jungen Purſchen mit ſtarken Waden an den Galgen hängete, oder einen Kopf aus ein paar geſetzten, weiſſen wohlgeformten Schultern in die Höhe zog.

Der Saame dieſer wilden Unart, davon ich rede, liegt in aller Menſchen Herzen. Es giebt aber Völker, welche auf eine ihnen ganz eigne und beſondere Art, wild und grimmig ſind, und darüber ſie ſelbſt erſchrecken würden, wenn ſie ſichs in den Sinn kommen lieſſen, nachzudenken. Zu Venedig ſchauet das Volk mit dem lebhafteſten Vergnügen zu, wenn die in verſchiedene Banden zertheilte Gondeliers mit einander ringen und ſich von der Brücke ins Waſſer ſtoſſen. In einigen Orten der Niederlande, meinet man das Feſt eines gewiſſen Heiligen mit groſſer Andacht zu feyern, wenn auf dem Waſſer Schifferſtechen angeſtellet werden, und einer den andern, auf den mit ſtarken Ruderern beſetzten Kähnen, durch einen Lanzenſtoß

ins

ins Waſſer ſtößt, da er leicht erſaufen kan. Was aber den römiſchen Klopfechtern am gleichſten kommt, und ich ein einzigesmal in meinem Leben mit erſtaunender Bewunderung angeſehen habe, iſt dasjenige, was in der Hauptſtadt eines uns benachbarten Reichs vorgehet. Hier ſieht man mitten in einem runden Schauplatz, wo man um einen Gulden eine Stelle erhalten kan, ein Gerüſte, auf dem ſogleich einige junge Kerl von achtzehen bis zwanzig Jahren, nackend bis an den Gürtel erſcheinen, die mit der Fauſt dergeſtalt wild und grimmig auf einander loskämpfen, daß ſie nicht eher anzugreifen und ſich zu vertheidigen ablaſſen, als bis ſie auf dem Platz ohne Athem niederfallen. Dieſe Fechter überlaſſen ſodann das Feld andern Banden von Kämpfern, welche ſich mit breiten Schwerdtern von Holz herum fuchteln und das Volk unvergleichlich ergötzen, wenn ſie einander die Köpfe einſchlagen.

Nach dieſem Vorſpiel erſcheinen erſt die rechten Fechterhelden des Schauſpiels. Dieſes ſind nun zween Meiſter in der Klopfechterey, die ſich beyde auf eine rechtsgebührende Art und Weiſe heraus gefordert haben. Sie entkleiden ſich bis aufs Hemd mit der kaltſinnigſten Miene, und wenn ſie einander die Hände zum Zeichen der Freundſchaft gegeben haben, ziehen ſie die Säbel, und wenden alle erſinnliche Stärke und Geſchicklichkeit an, ſich auf die grauſamſte Weiſe, eine ganze Stunde lang zu zerfetzen. Ein zerhauener Hirnſchädel macht die ganze Verſammlung munter und aufgeweckt. Ganze Hände voll Gold und Silber werden auf denjenigen zugeworfen, der den ſchönen Streich gethan hat. Die größten Herren des Reichs beehren ihn mit Geſchenken und freudigem Zuruf,

ruf, und murren zugleich unter den Klagen des Volks, wenn das Spiel nicht blutig genug abgelaufen iſt.

Man kan aus dem Formular des Fehdebriefs, den dieſe Fechter öffentlich anſchlagen, und mit dem ſie den bevorſtehenden Kampf ankündigen, leicht urtheilen, wie unſchuldig dieſem Volk dieſes grauſame Luſtſpiel vorkommen müſſe.

Wenn ich mich noch recht erinnere, ſo iſt der Inhalt dergleichen Fehdebriefs dieſer:

Nachdem **Meiſter John** . . . von den Schottiſchen Gebürgen, vernehmen muß, daß **Meiſter Wilhelm** . . . ſich hochmüthig berühmt, als ob Endes geſetzter gegen ihm, mit den Waffen in der Hand nicht erſcheinen dürfte; ſo fordert er ihn hiermit heraus, daß er aufm 2 Junius erſcheine, ſeine Geſchicklichkeit auf Säbel und Schild, auf Säbel und Dolch wider ihn verſuche ꝛc. Gezeichnet, **John** . . .

Die Antwort iſt gemeiniglich folgendermaſſen eingerichtet:

Nachdem **Meiſter Wilhelm** . . . aus Irrland, allzuviel Ehre beſitzet, als daß er **Meiſter John** . . . aus dem Wege gehen ſollte, ſo berühmt derſelbe auch ſeyn mag; als verbindet er ſich, mit **Gottes** Hülfe, vor gedachtem Meiſter mit benannten Waffen, auf beſtimmten Tag und Stunde zu erſcheinen.

Man muß geſtehen, daß das: **Mit Gottes Hülfe**, eine ſehr abgeſchmackte und übelangebrachte Andacht ſey.

Mir iſt nicht unbekannt, daß man dieſe Grauſamkeit damit entſchuldigen will, daß ſelbige das Volk

zur

zur Herzhaftigkeit und unerſchrockenen Muth aufmuntere. Ich habe aber auch allezeit angemerkt, ie tapferer man ſey, iemehr werde man bey dem Kampf mit andern gerühret, weil man durch ſeine Herzhaftigkeit zu gleicher Gefahr gebracht werden kan. Im Gegentheil macht ſich ein verzagter Lumpenkerl ein Vergnügen daraus, es ergötzet ihn, daß er ſelbſt in guter Sicherheit ſitzt, und ſeine Zaghaftigkeit macht ihn durch die Gefahr, darinne er die andern befangen ſiehet, deſto muthiger.

VII.

Die veränderlichen Neigungen der Völker *.

Wenn man mit allem Recht die Arzneywiſſenſchaft für eine ungewiſſe Kunſt hält, wenn es ſehr ſchwer fällt, die Natur eines ieden Mittels und das Temperament aller derjenigen, dem ſolches zuträglich iſt, von Grund aus recht zu erforſchen: So darf ich mit guter Gewißheit behaupten, daß dieſe Wiſſenſchaft dennoch weit ſicherer und gewiſſer ſey, als die Staatskunſt. Ich geſtehe allerdings, daß das Intereſſe der Völker etwas weſentlich wirkliches, und es möglich ſey, von demſelben eine gründliche Erkenntniß zu erhalten. Wer ſagt mir aber, daß eben dieſe Völker ihrem Nutzen gemäß handeln? Man kan nicht anders, als nach ihren Neigungen urtheilen, gleichwohl iſt der Schein davon weit betrüglicher, als er von einer Sache in der Welt ſeyn kan.

Ehe-

*) LXXXVII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Ehemals ſagten die Spanier, ſie würden ſich nun und nimmermehr einem Franzöſiſchen Prinz unterwerfen, weil ſie gewiß wüſten, daß ſie, als ein bezwungenes Volk, würden gehalten werden. Die Schätze, ſo ihnen die neue Welt darreichte, würden in fremde Hände fallen, und ſolche Narren würden ſie nicht ſeyn, einem Unglück entgegen zu gehen, welches ſie ſo viel und lange Jahre für die Wohlfahrt ihres Staats mit Darſetzung des Lebens abgewendet hätten.

Man machte gewiſſe Rechnung auf ihren ſtaatsklugen Witz, ſonderlich aber auf die ungeheure Abneigung, die ſie von ie her gegen eine Nation bezeuget hatten, die ihrem Naturell und Sitten ſo ſchnurgerade zuwider war. Mit einem Wort, wer zu der Zeit hätte behaupten wollen, daß die Spaniſche Krone auf ein Franzöſiſches Haupt fallen ſollte, der würde einen offenbaren Widerſpruch behauptet haben. Man hat ſich indeſſen in dieſem Stück mächtig geirret, indem man gemeinet, es ſey möglich, nach einem Grundſatz zu ſchlieſſen, der eben ſo unſicher, als die Leidenſchaften des groſſen Haufens ſey. Die Spanier haben das Joch mit aller erſinnlichen Gedult auf den Nacken genommen, und damit ſie ihrem neuen Beherrſcher deſto beſſer gefallen möchten, haben ſie etwas von ihrem ernſthaften Anſehen fahren laſſen, und daſſelbe mit der Franzöſiſchen Lebhaftigkeit erſetzet, das iſt auch der wichtigſte Vortheil von ihrer Staatsveränderung.

Man hielte vor einiger Zeit die Vereinigung Frankreichs mit Engelland nicht weniger unmöglich. Es ſchien nichts abgeſchmackters, als wenn man ſich einbilden wollte, die Engelländer würden die Partey der Franzoſen unterſtützen und dieſelbe gegen die Verbündeten vertheidigen, mit denen ſie durch Zunei-

neigung und Intereſſe ſo feſt verknüpft zu ſeyn ſchienen. Niemand vermeinte daran zu zweifeln, daß der Vorzug Engellands von der Erniedrigung ſeines furchtbaren Nachbars abhangen würde, und man glaubte ſteif und feſt, der wahrhafte Nutzen der Engelländer wäre die einzige Regel und Richtſchnur ihres ganzen Verfahrens. Man gründete ſich auf die Erbitterung, ſo zwiſchen dieſen beyden Völkern herrſchte, die ihnen angebohren zu ſeyn ſchien. Sie hat ihren Grund in den grauſamen Kriegen, die ſie manche Zeitläufe durch mit einander geführet haben. Sie war auch durch die faſt allgemeine Widerwärtigkeit, ſo man in den Sitten und Gebräuchen dieſer beyden Völker antrift, unterhalten worden, die auch ſo groß iſt, daß man ſie nicht unfüglich moraliſche Gegenfüßler nennen könnte.

Uiberhaupt ſind die Franzoſen zur Wiſſenſchaft geneigt, und die natürliche Lebhaftigkeit ihres Geiſts verſtattet nicht, daß ſie in einer tiefen Unwiſſenheit lange verſteckt bleiben ſollten. Selten aber kommen ſie auf den höchſten Gipfel der Gelehrſamkeit. Sie ſind zu einer unabläßigen Aufmerkſamkeit nicht aufgelegt, und ihre Phantaſie, welche meiſtentheils wirkſamer als ihre Vernunft iſt, machet, daß ſie über die äuſſere Fläche der Dinge herum ſpielen. Zum höchſten putzen ſie dieſelben niedlich aus, indem ſie ſolche mit angenehmen Ausdrücken und mit einer glücklich artigen Wendung zu zieren wiſſen, ſcheinen ſie weit geſchickter zu ſeyn, als ſie es in der That ſind.

Die Engelländer, ſo ſich auf Wiſſenſchaften legen, beſitzen hingegen eine unermüdete Aufmerkſamkeit auf die verworrenſten und ſchwereſten Dinge. Ihre Vernunft läßt ſich gar nicht mit einer leichten Wiſ-

ſenſchaft abſpeiſen, ſie arbeitet bis auf den Grund derſelben hinein, und ihre Scharfſinnigkeit wird durch kein Hinderniß aufgehalten. Da ſie gemeiniglich an ihrer Schreibart wenig künſteln und ſolche durch keine Zierlichkeiten ſchmücken und ausputzen, ſo halten ſie dieſe Kleinigkeiten der Gründlichkeit ihres Verſtandes viel zu unwürdig. Sie ſind vielmehr groſſe, als ſchöne Geiſter und mehr geſchickt, zu unterrichten, als zu gefallen.

Dieſe beyde Völker lieben den koſtbaren Aufwand, aber auf eine ganz entgegen ſtehende Art und Weiſe. Die Franzoſen wollen für ihr Geld geſehen ſeyn, und zeigen allen Leuten ihre Verſchwendung: Koſtbares Rüſtzeug, eine groſſe Menge Livreybedienten, Kleider die von Gold und Silber ſtarren, ſind ihr Wohlgefallen. Die Engelländer ſcheinen, als wollten ſie ihre Ausgaben für aller Leute Augen verbergen, ihre Kleidung iſt einfach und ſonder groſſe Zierrath, ihr Rüſtzeug ohne alle Prahlerey, und das Verlangen einen groſſen Staat zu führen, wird bey ihnen noch darzu für eine lächerliche Eitelkeit angeſehen. Sie ſind deswegen nicht weniger verſchwenderiſch. Der Engelländer bezahlt alles, was zu ſeinem Vergnügen dienet, theuer und überflüßig, und die Liebe ſo wohl, als die Schmauſerey ſind zwo Gruben, in die ſich ſeine Reichthümer verlieren. Doch hat ſeine Liebe gemeiniglich weder etwas annehmlich prächtiges noch zärtliches. Der ausſtudirte Witz eines Herzens, welches ſeine höchſte Glückſeligkeit darinne ſuchet, daß es liebet, und gefallen will, iſt gar nicht nach ſeinem Geſchmack. Eine nicht ſonderlich zärtliche Ergötzlichkeit iſt das einzige Band, ſo ihn an das ſchöne Geſchlecht bindet und ſeine Empfindung, die er gegen eine

ne Geliebte heget, iſt von eben der Art, wie ſeine Luſt zum Wein.

Der Franzoſe geht mit dem Frauenzimmer, nur der Mode wegen, artig um, er iſt von einem galanten Naturell. Läßt er ſich von ſeiner Neigung ziehen, ſo findet er ſein gröſtes Vergnügen, daß er mit dem Frauenzimmer umgehet und ihnen gefällig werde. Daher beſitzt er auch die Gabe im höchſten Grad, ihnen die Zeit zu vertreiben, ſich in ihren artigen Eigenſinn zu ſchicken, bey ſie einzuſchmeicheln, ihrer Eitelkeit nachzugeben, und es ſo zu machen, daß ſie mit ihm zufrieden ſind, damit ſie nur ſich ſelbſt Gnüge thun mögen.

Dieſe beyde Nationen ſind auch in ihren Schwelgereyen unterſchieden. Die Franzoſen tragen in ſich ſelbſt eine ſtarke Qvelle, ihre Luſt zu unterhalten, und es ſind vielleicht die allergeſchickteſten Leute auf der Welt, die ſich luſtig machen können. Sie trinken nur deswegen, damit ſie ihr luſtiges Gemüth aufmuntern. Geſang, Pfeifen, Tanzen, Scherz und Spaß miſchet ſich unter ihre Ergötzlichkeiten bey der Flaſche, und machen den Geſchmack des Weins deſto annehmlich reizender.

Das Schwelgen der Engelländer ſcheinet mir durch die Luſtveränderungen nicht ſo aufgeweckt zu ſeyn; man ſollte ſprechen, daß ſie nur ſchlechtweg tränken, um zu trinken, und dem Bacchus eine Schande anzuthun vermeinten, wenn ſie der Luſt, ſeiner allein nur zu genieſſen, andere Ergötzlichkeiten beyfügen wollten.

Die Franzoſen ſind von Höflichkeit zuſammen geſetzt, öfters aber beſteht und bleibt es nur in und bey

den Worten, welche drey Viertel, wohl abgewogen, von ihrer Großmuth ausmachet, und die ſich auf ihre Verſicherungen verlaſſen, müſſen ſich an ihrer Leichtgläubigkeit erholen, wenn ſie betrogen werden.

Die Engelländer ſind im Gegentheil wahrhaftig großmüthig, und die Wirkung folgt ihren Verſprechungen auf dem Fuß nach. Nur muß man ſie in den günſtigen Augenblicken zu faſſen wiſſen, wenn man von ihrer Großmuth Vortheil haben will. Läßt man die Stunde vorbey ſtreichen, darinne ſie gegen uns noch in der Hitze ſind, ſo findet man ſie alsdenn eiskalt, und derjenige, welcher ſich eurem Nutzen völlig gewidmet zu ſeyn ſchien, wird thun, als ob er euch ſein Lebetag nicht geſehen, noch gekannt hätte.

Der Character aber, ſo dieſe Völker hauptſächlich unterſcheidet, beſtehet darinne, daß der Franzos den ungemeſſenen Befehlen ſeines Monarchen einen knechtiſchen Gehorſam leiſtet. Die nichtige Ehre, die Ketten eines für ganz Europa ſchrecklichen Prinzens zu tragen, ziehet er der Freyheit vor. Die Gröſſe ſeines Königs, deſſen Thun und Meinung er abgöttiſch verehret, hält er für ſeine einzige Glückſeligkeit.

Der Engelländer iſt mit dem größten Eifer gegen ſeine Freyheit erfüllt. Er liebet und verehret ſeinen Beherrſcher eben ſo hoch, als dieſer das Anſehen der Geſetze achtet. So bald er eine unumſchränkte Gewalt merken läſſet, ſo bald wird er ſeinen Unterthanen verhaßt, und derjenige, ſo vormals als ein Vater des Vaterlands betrachtet wurde, wird der unverſöhnlichſte Feind ſeines Volks.

Man bemerket auch noch, daß wenn die Engelländer fremde Länder durchreiſen, ſie etwas von ihrem ange=

angebohrnen Hochmuth verlieren, geſchmeidiger und gefälliger werden: Allein dieſe angenommene gute Eigenſchaften leiden eben ſowohl als die Freundſchaft, welche ſie auſſer ihrer Inſel aufgerichtet haben, alſobald Schifbruch, wenn ſie wieder über dem Meer ſind.

Die Franzoſen hingegen ſcheinen immer unhöflicher und unartiger zu werden, ie weiter ſie ſich von ihrem Vaterlande entfernen. Es ſcheinet, als ob ſie nur andere Völker deswegen beſuchten, daß ſie denſelben Hohn ſprechen, ihre Gebräuche ſpöttiſch durchziehen, ihren Geſetzen trotzen, und ihre eignen ſtolze Ausſchweifungen der ganzen Welt zur Schau ſtellen wollten. In ihren vier Pfählen hingegen bezeigen ſie alle erſinnliche Aufmerkſamkeit und Gefälligkeit gegen die Fremden, ſie verſagen ihnen keine Dienſte, als die ſie nicht zu leiſten im Stand ſind, und ein ieder inſonderheit hat das Anſehen, als ob er darzu beſtellet ſey, die Ehre von ganz Frankreich in Bedienung des fremden Gaſts zu beobachten.

Nur ein einziger Punct iſt vorhanden, darinne dieſe beyde Nationen übereinkommen; Gleichwohl iſt es auch eben derſelbe, der es deſto beſſer zu erkennen giebet, wie ſehr ſie in allen andern unterſchieden ſind. Beyde haben einen kriegeriſchen Geiſt. Wahr iſts auch, daß ihr Muth einerley Character an ſich trage, und beyde von einer Wuth angefeuret werden, die ſchwerlich auszuhalten iſt. Gleichwohl findet ſich auch hierinne ein Unterſchied. Der Muth der Franzoſen zeigt mehr Großmuth und Liebe zur Ehre; in dem Muth der Engelländer zeigt ſich mehr Wildes, und eine natürliche Unerſchrockenheit. Wenn über dieſes das Feuer der Franzoſen in einen raſenden Grimm aus-

ausſchlägt, und wenn ihr Ungeſtüm iezuweilen durch die Kaltſinnigkeit der Deutſchen und Holländer gebrochen worden iſt; ſo ſind dagegen die Engelländer durch höhere Uibermacht gedämpft worden.

Ich könnte dieſe Vergleichung weiter treiben, und man würde ſich um ſo vielmehr wundern, daß ſich die Muthmaſſungen, ſo man darauf gründet, falſch befunden haben. Beyde dieſe Völker vertragen ſich wunderbarlich, und ich verzweifle noch nicht, daß die Engelländer ihre Manieren ablegen, und das Betragen ihrer neuen Freunde, die ihnen von ie her ſo verhaßt vorgekommen ſind, annehmen möchten. Sie fangen bereits gut an, ſich mit den Stellungen der Petitsmaitres bekannt zu machen, und einige haben ſo gar ſchon in der Opera ſehen laſſen, daß ſie ihre Urbilder noch übertreffen werden, ſo ofte ſie nur ein Unternehmen wagen wollen.

Ein ſtrenger Tadler würde hier was zu predigen finden, wenn er das traurige Luſtſpiel beeifern wollte, ſo dieſe jungen Herren unlängſt auf dem öffentlichen Schauplatz vorgeſtellet haben. Er würde nicht unterlaſſen, ihre Aufführung für unbeſonnen und im höchſten Grad unartig auszurufen. Allein, was mich betrift, der ich dem Verdienſt allezeit gerne Recht wiederfahren laſſe, ſo bekenne ich aufrichtig, daß ich in dieſer That etwas wunderbares antreffe, und eine glückliche Vorbedeutung auf die künftige Aufführung dieſer jungen Cavalier daraus ziehe. Wohlan! meine Herren, die Logen einnehmen! Auf das Theater klettern! mit dem Degen in der Fauſt mehr als hundert Lichter anfallen! Alle Gottheiten der ganzen Opera zerſtören! Das ganze Parterre in Furcht und Schrecken ſetzen! Mit ſteifen Nacken ins Orcheſter dringen,

und ſelbiges zwingen, euren Ruhm und ſeine eigne Schande anzuſtimmen! Bey meiner Treue, das iſt eine Heldenthat, dergleichen die Welt noch nicht geſehen hat, und alle Franzöſiſche Mousqvetairs, die iemals ihre edle Kůnheit in den Winterqvartieren unſterblich gemacht haben, můſſen mit tiefgebůckten Häuptern weit hinter euch bleiben. Euren Ruhm vollends in hellen Glanz zu ſtellen, muß noch darzu geſetzt werden, daß ihr dieſes Heldenunternehmen in einem Abend, und was das erſtaunlichſte noch dabey iſt, in einem Alter ausgefůhret habt, in welchem Alexander der Groſſe noch nicht einmal mit der Eroberung Aſiens den Anfang gemacht hatte. Ihr waret vollkommen berechtiget, euren Sieg in den Verſammlungen ſelbſt auszutrompeten, den edlen Staub, mit welchem euch dieſer herrliche Kampf bedeckt hatte, aufzuweiſen, und mit den Zeichen, die das Feuer, dem ihr mit gröſter Gemůthshoheit Trotz geboten, auf euren Kleidern hinterlaſſen, zu ſtolzieren. . . .

Ich empfinde ein reizendes Vergnůgen, meine Herren, ůber die unvergleichlichen Thaten eurer Waffen, und gebe der groſſen Meinung, ſo ihr von euch ſelbſt heget, von Grund des Herzens Beyfall, ich bin auch feſt entſchloſſen, euren Triumph zum Stof eines Heldengedichts zu nehmen, welches den Homer und Virgil, wenigſtens der Materie nach, weit ůbertreffen ſoll. Es ſtellen ſich meiner Phantaſie ein ungeheurer Haufen Gleichniſſe vor, welche ich mit dem glůcklichſten Erfolg werde anbringen können. Was könnte natůrlicher ſeyn, als daß ich euren Kampf wider die theatraliſchen Gottheiten, der Himmelsſtůrmerey der Rieſen entgegen ſtellete, welche die Götter nach Egypten zu fliehen zwangen. Mit dem unerſchrockenen

Diomedes würde man euch in Vergleich ſtellen können, der den Mars nicht nur verwundete, ſondern auch des ſchönen Geſchlechts nicht ſchonete, indem er der Venus ſelbſt zu Leibe gieng. Oder man könnte euch wohl gar, wenn es euch beliebte, mit dem berühmteſten Ritter des ganzen Erdbodens, dem Don Quixote, in Vergleich ſetzen, der mit ſeinem Heldenſchwerdt eine Windmühle vorſtellete, da er eine ganze Armee von Puppen in Stücken hauete, und durch dieſe bis ans Ende der Welt berühmte That, den Don Gayaros und die ſchöne Melicerte von dem Grimm der Sarazenen errettete. Wahr iſt es allerdings, meine Herren, daß das Waffenglück abwechſelnd iſt, und ihr eins Tags einmal in ſo gefährlichen Abentheuern euer koſtbares Leben verlieren möchtet. Was iſt aber daran gelegen; Ein hohes Alter geſellet ſich nicht allezeit zu den Helden der erſten Gröſſe. Thetis hätte auf Zulaſſung des Jupiters ihrem Sohn Achilles einen langen ruhmwürdigen Lebenslauf verſchaffen können, allein ſie wollte ihn weit lieber mit Ehr und Herrlichkeit, als mit vielen Jahren bedeckt ſehen.

VIII. Ver-

VIII.

Vergleichung des Frauenzimmers einiger der vornehmſten Völkerſchaften in Europa *.

In dieſer Bagatelle werde ich eine Vergleichung zwiſchen dem Franzöſiſchen und Holländiſchen Frauenzimmer anbringen. Ich glaube, daß ich noch gnug zu ſagen im Vorrath habe, für das Engelländiſche und Deutſche eine beſondere Bagatelle anzufüllen.

Sobald ich die allgemeine Maße der Völker überhaupt betrachte, bemerke ich ſogleich, daß unter ihnen ein entſcheidender Character herrſche, deſſen Grund allezeit durch ein verändertes äuſſerliches Betragen durchſchimmert, und mit verſchiedenen Moden bedeckt wird.

Daher bemerket man an beyden Geſchlechtern des Franzöſiſchen Volks, eine ſtarke Einbildungskraft, Feuer, Ungeſtüm. Sie ſind lebhaft, unbeſtändig, eigenſinnig. Sie haben mehr Empfindung als Nachdenken. An Eigenliebe übertreffen ſie alle andere Völker, ausgenommen die Spanier und Engelländer, die ihnen darinne nichts ſchuldig bleiben.

Wenn la Fontaine vom Hochmuth der Spanier und der Franzoſen redet, ſo findet er mehr Narrheit in dem erſtern, mehr Alberkeit aber bey dem andern.

*) XXVI Bagatelle.

Ich, meines Orts, bin ganz anderer Meinung. Die Alberkeit kan ernſthaft und anſehnlich thun. Die Narrheit aber iſt lebhafter und luſtiger. Folglich hat dieſe eine wunderbare Sympathie mit der Franzöſiſchen Eitelkeit, jene aber giebt dem Spaniſchen Hochmuth ein ſtarkes Gewicht. Die Engelländiſche Eigenliebe iſt trotzig; Trotz iſt aber ein Gemengſel von Alberkeit, Narrheit und wilden Weſen.

Das Franzöſiſche ſchöne Geſchlecht liebet, ihrer natürlichen Eigenliebe zu Folge, den Punct der Ehre über alles, er mag nun wahrhaftig oder falſch ſeyn, wie ihn die Mode darreichet und beſtimmet. Dieſer Ehrenpunct erfordert, daß ein Frauenzimmer weiſe und klug, wenigſtens nicht ſo vornehm ſey, daß ſie ſich nicht etwas anders, als nicht hochgebohren zu ſeyn ſchämen darf:

> La charge la plus difficile,
> Eſt celle de fille d'honneur.

ſagt einer ihrer Poeten. Dieſe Würde iſt inſonderheit für das Franzöſiſche Frauenzimmer höchſt beſchwerlich, und es heißt gewiß viel gewagt, wenn ſie friſch und geſund zu dem Hafen des Eheſtands, ohne der Mütter äuſſerſte Sorgfalt anlanden ſollen, welche unaufhörliche Schildwache bey der Gebrechlichkeit ihrer Kinder halten. Sie könnten gewiß auch nichts beſſers thun, weil in Frankreich eine Tochter nicht nur wegen einer förmlichen Schwachheit, ſondern auch wegen eines kleinen Fehlers in der Zeitrechnung beſchimpft wird. Eine etwas übereilte Vollziehung der Ehe thut ihrer Reputation mehr Schaden, als zehen Ehebrüche, ſobald nur ihre Ehre mit dem

Ehemantel bedeckt worden iſt. Da man anderwärts den Eheſtand nicht anders, als eine Weiberſclaverey anſiehet, ſo iſt derſelbe gegentheils in Frankreich ein wahrer Freyheits- oder Frechheitsſtand. Sodann liegt ihnen der Zaum auf den Nacken, ſie können nach Belieben im Felde der Galanterie herumſpringen, rennen und laufen, ohne, daß iemand Achtung drauf giebt, oder ihnen die Hochachtung wackerer Leute entſtehen könnte. Wenn ſie nur im funfzigſten oder ſechzigſten Jahr einen zarten Firnis der Andacht über ihre verlaufene Aufführung anzubringen wiſſen, ſo ſind ſie recht ordentliche Weiber, an welche die Verleumdung eben ſo wenig, als die Schlange an der Feile zu nagen vermögend iſt.

Bey uns Holländern iſt das ſchöne Geſchlecht überhaupt einfältig, gutherzig, kaltſinnig, weniger empfindlich, dabey aber liebreich und barmherzig. Unſere Holländerinnen lieben mit aufrichtiger Neigung. Haben ſie in die Coqvetterie getreten, ſo geſchiehet es nicht ſowohl aus natürlicher Neigung, als aus einem gezwungenen Geziere, artig zu heiſſen. Laſſen unſere Töchter etwas gar zu ſtarke Merkmale der menſchlichen Gebrechlichkeit ſehen, darf man ſie keiner gewaltſamen Neigung zur Galanterie zuſchreiben. Ach! die guten Kinder ſtolpern wahrhaftig auf eine Art der Tugend ins Laſter. Gute ehrliche Treuherzigkeit, der Mangel alles Mistrauens, und iezuweilen ein wenig Neugier! Man hört von Dingen reden; man denkt es beſſer darinne zu machen, mehr brauchts nicht. Uiberdiß gehen die Mütter ihren Töchtern nicht auf allen Schritten und Tritten nach, ihr Thun auszukundſchaften, und ihnen in allen Handlungen Zwang anzulegen. Es trägt ſich unter Perſonen vom Range zu, daß die zarten

Frücht-

Früchtgen, deren Vorwitz noch neu, und folglich ge-fährlich iſt, ganz allein in Geſellſchaften treten, und ſich den zärtlichen Narrenspoſſen der Jungferknechte unbewafnet bloß ausſtellen.

Unter den Bürgern hat es doch mit dem Reiche der Zärtlichkeit eine ganz andere Beſchaffenheit. Hier ſind weder Dornen noch Diſteln, alles geht auf dem beſten Treu und Glauben von der Welt zu. Ein armes Kind, das nichts anders, als nähen, ſpinnen und ein wenig kochen kan, wird auf eine Hochzeit ge-beten. Dahin gehet es, ohne Begleitung der Mutter, in aller guten Zuverſicht. Da findet es einen Liebha-ber, der gleich zur Bedienung fertig iſt. Die jungen Herren berauſchen ſich, die ſchönen thun es viel oder wenig nach, dieſen allen ohngeacht, geht alles wohl und in Ehren ab. Der andere Hochzeittag möchte für die Töchter, andern Schlags, etwas bedenklicher ſeyn, wenn ſie von jungen, muthigern und lebhaftern Leuten, als unſer Bürgervölkgen iſt, angegriffen wer-den ſollten. Hier ſetzen ſich alle Hochzeitgäſte paar und paar auf einen zweyräderigen kleinen Wagen, als ein ſehr gebrechliches und zum Umfallen leichtes Fuhr-werk, daß die Mütter in andern Ländern für die Ehre ihrer Töchter alleine in Furcht und Zittern ſetzen könn-te. Die unſrigen kommen ohne Schaden davon und eine junge Nymphe iſt bey dergleichen Luſt weit eher in Gefahr, Arm uud Bein zu brechen, als Anſtoß an ihrer Ehre zu leiden.

Auf dieſem zum Umfallen ſehr geſchickten Fuhr-werk reiſet die luſtige Bande nach einem Dorf zu, als wo ſich Gelegenheit genug für witzige und zu allerhand Erfindungen mehr aufgelegte Liebhaber angeben wür-de. Man kommt iezuweilen vor dunkler Nacht kaum

zurück

zurück, ohne die geringſte Bekümmerniß der Mütter für ihre jungen Hühnergen.

So wenig auch die Liebhaber gar zu artig ſind, ſo gehet es doch nicht leicht ſo rein ab, daß ſich das Töchtergen nicht einen bey dergleichen Gelegenheit auswählen ſollte. Er macht ſeine Aufwartung ordentlich bey einer Schönen in der Demmerung. Man läßt die beyden guten Kinder ungeſtört. Bey dem allen muß wohl die Natur ziemlich ſtark und trotzig ihr Spiel treiben, ſo wenig beyde Theile auf was böſes denken.

Vormals beherrſchte eine viel gröſſere Treuherzigkeit einen ziemlichen Theil von Nordholland, ſie treibt auch, wie man mir geſagt, in der Inſel von Texel annoch ihre Herrſchaft.

Vielleicht möchten die Fremden nicht wiſſen, daß die Einwohner in Nordholland ein ganz ander Geſchlecht von Holländern ſind.

Sie kommen von den Friſen her, und weil ſie ſich unter einander verheyrathen, ſo iſt auch ihre alte Einfalt, wie die alte Art ihrer Kleidung, iederzeit unverändert geblieben. Hier iſt alles weiß und blond, und es giebt gewiß kein Land auf der Welt, wo ſo wenig häßliche Leute ſind. Die Sitten dieſes Volks ſind von den Mittägigen Holländern ihren ſo unterſchieden, daß eine Reiſe von einer Stunde dieſen letztern faſt eben ſo viel Neues und Auſſerordentliches unter Augen ſtellen würde, als ſie auf einer Reiſe nach Weſtindien ſehen können.

In dieſem Lande, wo die Einfalt der Sitten noch nicht vom Reichthum unterdrückt worden iſt, wurde vormals folgende Liebesordnung beobachtet.

„Der

„Der Liebhaber wartete ſeine Zeit ab, bis die Ge-
„liebte zu Bette gegangen war. Sodann ſchlich er
„ſich geſchicklich ins Haus, allwo die Schöne bereits
„die Vorſicht gebraucht, die Thür nur anzulehnen.
„Er gieng in die Kammer, und ſetzte ſich bey dem
„Bette nieder. Auf dieſe Weiſe eröfnete er dem Ge-
„genſtande ſeiner Zärtlichkeit die kleinen Bewegungs-
„gründe ſeines Verfahrens.

„Wenn ſeine Paßion in dem Herze, darauf er den
„Angrif gewaget hat, Eingang gefunden, erlaubte
„man ihm, ſich aufs Bette zu ſetzen, ſeine verliebten
„Geſpräche deſto gemächlicher anzubringen, und es
„war ein gewiſſes Merkmal, daß er in völliger Gnade
„ſtand, wenn man ihn die Gunſt erwies, aufs Deck-
„bette ſich zu legen. Darf man den Uiberlieferungen
„trauen, und warum auch das nicht? ſo gieng dieſes
„alles mit Beobachtung der ſtrengſten Regeln der
„Sittſamkeit ab. Vater und Mutter wuſten darum,
„und der Liebhaber erwartete nunmehro mit gröſter
„Beſcheidenheit das heilige Anſehen der Einſegnung,
„damit er vom Deckbette unter daſſelbe kommen
„konnte.

„Hatte eine Mannsperſon die Unbeſcheidenheit ſo
„weit getrieben, daß ſie das Gaſtrecht bey einer Toch-
„ter beleidiget, die ihm zu ſeiner Liebesentdeckung ſo
„viel Beqvemlichkeit hatte angedeyen laſſen, ſo wur-
„de ſie für unehrlich, und dem Bündniſſe eines ehr-
„würdigen Geſchlechts ganz unwürdig erkläret.

Der Herr de la Hontan erzehlt uns dergleichen
Galanterie, die bey den Wilden in America mode iſt,
und wenn ich mich recht entſinne, ſo verſichert er uns,
daß ſie in eben ſo richtigen Grenzen der Weisheit
eingeſchränkt ſeyn ſoll.

IX. Fort-

IX.

Fortgeſetzte Vergleichung des Frauenzimmers der vornehmſten Nationen in Europa*.

Der Eheſtand, welcher den Franzöſinnen die Laufbahne zur Galanterie eröfnet, ſchlieſſet ſie gemeiniglich den Schönen in Holland zu. Die Mode hat es noch nicht daſelbſt zur völligen Verfälſchung der Begriffe von der ehelichen Liebe bringen können, und die natürliche Kaltſinnigkeit des Holländiſchen ſchönen Geſchlechts treibet es nicht ſo gewaltig an, daß es zu der Regel der Rechenkunſt ſeine Zuflucht nehmen müſte: Zwey ſind mehr als Eins. Ich weiß gar wohl, daß es hier, wie in allen Ländern der Welt, Ausnahmen giebt. Sie ſind aber ſeltſamer, als man meinen ſollte, und man wird ſie nicht leicht, als in den Städten des Hofs finden, wo fremde Laſter in der alten Einfalt unſerer Sitten mehr Verwüſtung anrichten. Anderwärts allenthalben lieben ſich Mann und Weib auf gut bürgerlich von Herzen, ja ſie haben einander ſo lieb, daß den Zuſchauern über ihre Liebesbezeigen Herzensweche ankommen möchte. Da iſt ein unaufhörliches Küſſen, das in den beſten Geſellſchaften recht unbändig angebracht wird, das Schmatzen ertönet, daß mans hören kan, wenn mans gleich nicht ſiehet.

Man möchte wohl ſagen, daß dergleichen ununterbrochene Liebesbezeigungen den Liebhabern ſelbſt endlich eckelhaft werden ſollten. Allein wir ſind viel zu phleg-

*) XXXVII Bagatelle.

phlegmatiſch. Unſere Zärtlichkeit iſt fähig, ein dauerhaftes Feuer zu halten. Heftige und lebhafte Bewegungen des Herzens müſſen nothwendig die Liebe erſchöpfen, wenn ſie nicht mit Klugheit zu rathe gehalten werden. In dergleichen Umſtänden befinden wir uns nicht. Unſere Herzen ſind unſerm Torf nicht unähnlich, ſie brennen mit einem langſamen, aber dauerhaften Feuer, und wir ſehen gar oft ſolche Baucis und Philemons, welche aus der Aſche des Alters Liebesbezeigungen ziehen, die den daran Antheil nehmenden Parteyen Luſt und Freude machen.

Wir wollen aber die Vergleichung fort ſtellen. Schöne Geſichter gehören in Frankreich unter die Raritäten, doch iſt die Schminke der artigen Manieren geſchickt die Häßlichkeit ſchön zu machen, und die gute Art der Stellung ziehet ſo gar ihren Vortheil aus den unordentlichen Geſichtszügen. Das kan man nicht leugnen, wenn einer Franzöſin die Schönheit zugefallen iſt, ſo befindet ſie ſich gewiß am rechten Ort. Alle nur erſinnliche Annehmlichkeiten begleiten ſie. Der lebhafte Geiſt derjenigen, ſo ſie beſitzet, ziehet ſich in alle Gebehrden, und zertheilt ſich durch die ganze Haut. Er belebet alles Thun, alle Bewegung, und wie er ſeine Wohnung gemeiniglich in den Augen aufſchlägt, ſo legt er auch hier ſeinen ganzen Kram der nicht zuwiderſtehenden Reizungen aus. Hier bringt er ohne Unterlaß neue Veränderungen der Schönheiten hervor. Zehnmal in einer Viertelſtunde ändert er die Zierrathen, und die letzte ſcheint uns immerfort etwas weit liebenswürdigers und rührenders, als alle vorhergehende, vorzuſtellen.

Unſtreitig iſt in unſern Provinzen ein ſchönes Geblüt, und überhaupt ſind die Geſtalten groß und anſehn=

ſehnlich. Allein das Frauenzimmer beſitzt die Eitelkeit nicht, es hat auch ſo viel Empfindung nicht, die von der Natur erhaltenen ungebrochenen Annehmlichkeiten auszuputzen, welche ſie doch niemals ſo völlig ausarbeitet, daß ſie nicht dem Fleiß etwas dabey überlaſſen ſollte. Es ſind recht ſchöne Bildſeulen, die aber gar keine feine Stellung haben. Die Auferziehung trägt ungemein viel darzu bey. Man läſſet ſie von Kindesbeinen an in ihrer ſelbſt beliebigen Unempfindlichkeit ſo hin leben, ſie mögen den Leib tragen, und mit dem Kopf ſo tolle Mienen machen als ſie wollen. Sie ziehen in ihren alten Schuhen einher, daß ſie ihrem Aufzug den Maſchinen ganz ähnlich ſind, die man mit dem Drat regieret.

Ich kan mich nicht enthalten, allhier von viel vornehmen Frauenzimmer zu ſagen, daß ſie die Auferziehung aufgemuntert habe, und bey welchen die Franzöſiſchen Annehmlichkeiten deſto liebenswürdiger ſind, ie mehr man ſie in gewiſſe Schranken gegen alle unbeſonnene Ausſchweifung erhält. Sie ſind demnach, wie ich bereits anderwärts geſagt habe, ſo liebenswürdig, als ie ein Frauenzimmer auf der Welt ſeyn kan. Auſſer dem feinen Anſehen, der guten Art ſich zu tragen, und dem artigen Witz, wiſſen ſie auch ihrem ganzen äuſſerlichen Betragen etwas von der feinſten Coqvetterie anzuſtreichen, ohne welche die Schönheit ſelbſt keine Reizung hat.

So viel den allgemeinen Haufen der Bürger betrift, muß man mit Erbarmen anſehen, was ſie für elende Kunſtgriffe anwenden, ſich der Natur ſelbſt zum Trotz recht ungeſtalt zu machen. Gleich von Kindesbeinen an ſtopfen ſie ſich in Schnürbrüſte, wie in einen eiſenfeſten Harniſch ein. Da dieſelben von

vorne zu gerade und bis ans Kinn in die Höhe ſtarren, preſſen ſie die Bruſt jämmerlich, um die Schultern ſind ſie abſcheulich breit, zwingen die Achſeln, daß ſie einen krummen Zirkel machen, daher kommt es, daß alle unſer bürgerlich Weibsvolk kugelrunde Rücken, und nach dem Magen zu gebogene Kinne haben.

Laßt uns wieder zu unſerer ſchönen Frauenzimmerwelt kehren. Es herrſchet ein Hauptfehler unter ihnen, deſſen ſich auch die aufs beſte erzogene nicht ohne Mühe entſchütten können. Sobald ein Unbekannter, oder ſonſt ein Menſch, der an Reichthum oder Geburt dem Rang der anweſenden Damen nicht gleichkommt, in eine Geſellſchaft tritt, ſiehet man ſogleich eine ſtarke Veränderung in ihren Geſichtern, man verzerret das Maul, wirft die Lippen auf gleichdurch, als ob ſie von einem Drat regieret würden, und eine wüſte Kaltſinnigkeit bedecket aller Augen. Die allgemeine Unterredung kommt auf einmal in Stocken, man ziſchelt einander heimlich ins Ohr, mithin wird der Unbekannte oder der geringere Mann ein Gegenſtand tauſend verächtlicher Blicke. Er mag ſo artig, ſo liebenswürdig ſeyn, als ob er vom Himmel gefallen wäre, die Schönen haben den Staar, und ſind ſtockblind, ſein Verdienſt zu erkennen, woferne daſſelbe nicht durch Bekanntſchaft, Rang oder Geld erhoben wird. Es iſt wohl wahr, daß das Frauenzimmer in einer gewiſſen Stadt, die ich eben nicht nennen will, iezuweilen im Gegentheil gegen die Fremden ausgelaſſen thut. Wenn nur ein Narr von weiten herkommt, darf er, wenn er in die beſten Verſammlungen willig aufgenommen zu werden verlangt, die Frechheit beſitzen, den Titel eines Grafen oder Marqvis borgen. Kommt

die

die Schelmerey gleich mit der Zeit an den Tag, dieſes hat ſo viel nicht zu bedeuten; der Narr iſt ſchon auf einen gewiſſen Fuß geſetzt, und darauf erhält ihn die Verjährung.

Die Franzöſinnen haben eine ungezwungene, ziemlich frey und kühne Stellung, ſie laſſen ſich wenig Dinge anfechten. Uiberhaupt zeigen ſie einen Geſchmack für alles, was ſie unter dem Begrif vom Verdienſt hochachten. Jeder artige Menſch, der eine anſtändige Figur macht, iſt für ſie artig. Selten fragen ſie, wer er iſt, oder wo er herkommt. Sie nehmen ihn, wie ſie ihn finden, und bekümmern ſich nicht um alle zufällige Lapperenen. Sie beehren ihn mit ihrer Gemeinſchaft und Hochachtung aus dem Bewegungsgrund allein, daß ſie ihn derſelben würdig finden. Wie es dabey auf kein Ehebündniß, ſondern nur auf den bloſſen Umgang ankommt, ſo iſt es ihnen gleichgültig, ob er ſechzehen ganze, oder ein halb zerbrochenes Wappenſchild führet, und ob er ſeinen Aufwand aus einem vollen oder leeren Kaſten beſtreitet. Daran handeln ſie nun ganz vernünftig.

Unſerer Vergleichung ein Ende zu machen, laßt uns zwo Frauenzimmer, von der einen ſo wohl, als von der andern Nation vor uns ſtellen. Wir wollen dabey vorausſetzen, daß ihre Schönheit durch Verdienſt und Auferziehung erhabener gemacht ſey, ſie aber dabey ihren weſentlichen Landescharacter behalten. Die Franzöſin wird durch ihre Lebhaſtigkeit, artige Einfälle, und liebenswürdige unruhige Bewegung reizen. Die Holländerin wird durch ihre holdſelige Gelaſſenheit, durch vernünftige Bedachtſamkeit, durch eine liebenswürdige Weichherzigkeit, alles ihr Betra-

gen mit etwas zärtlichen und rührenden erhöhen. Die erſtere entführt und raubet die Herzen mit ihren Reizungen und ſtarkem Feuer, daß ſie nicht Zeit läſſet, ſich lange zu bedenken. Die andere ſenket ſich ganz gemachſam in die Gemüther. Die Zärtlichkeit, ſo ſie darinne erreget, wird mit Nachdenken begleitet; man fühlet die Wirkungen ihrer Reizung deutlich, iedoch mit Vergnügen, und einer Art des Beyfalls. Man merkt, daß man denſelben widerſtehen könne, man fühlet aber auch zugleich, daß man ſolches zu thun nicht willens ſey.

Die eine iſt einem ſchwellenden Strom nicht ungleich, der alle Dämme niederreiſſet. Die andere gleichet einem angenehm langſam rauſchenden Fluß, deſſen Lauf man nicht gerne aufhalten will. Der Umgang mit der einen iſt trotzig und ergötzlich, es iſt, als ob kleine Schwärmer aus ihrer Einbildung hervor ſteigen, die aber öfters bey ihrem Verſchwinden Dunkelheit, etwas von Träumerey und Zerſtreuung hinterlaſſen. Die andere erhält ſich immer im gleichen Stand, aufmerkſam, geſetzt redet ſie zu rechter Zeit. Ihre Antworten ſind richtig, bedächtig, öfters zärtlich, und mit vernünftigem Nachdenken begleitet. Gelingts, das Herz der erſtern zu rühren, ſo läßt ſie ihren Liebhaber alles empfinden, was die Liebe heftiges, muthiges und kollerichtes an ſich hat. Die Paſſion, ſo ſie einflöſſet, läſſet durch ihren liebenswürdigen Eigenſinn, durch ihr kleines Auffahren, darauf eine annehmliche Beruhigung erfolgt, keine Zeit übrig, daß man ſich beſinnen könne. Sie erhält das Herz ihres Liebhabers beſtändig in einer lebhaften Folge von verdrießlicher Unruhe und reizendem Vergnügen. Bey ihr iſt man bald der Unglückſeligſte unter allen Menſchen, bald aber der Allerglückſeligſte, allzeit aber

faſt

faſt raſend verliebt. Sie raſet aber gar zu öfters gegen ihren Liebhaber, und gar öfters macht ſie ihn raſend, wenn auf dieſen Zärtlichkeitsſturm nicht bald eine tiefe Beruhigung erfolgt.

Die andere läßt ihres Herzens Beſitzer alles ſchmecken, was die Liebe ſüſſes und angenehmes in ſich faſſet. Es iſt der rechte Leckerbiſſen für einen zärtlichen und vernünftigen Mann. Sie bewundert den Gegenſtand ihrer Liebe, ſie liebt ſich nicht, als nur in ihm ſelbſt. Er allein iſt ihr angenehm, andere Männer ſind ihr ein Eckel. Sie iſt einer zärtlichen Eiferſucht unterworfen, welche vielmehr der Eitelkeit des Liebhabers ſchmeichelt. Uiberdiß iſt ſie fähig, die Beſtändigkeit bis zu dem hochausſtudirteſten Heldenthum zu treiben.

Den Ausſpruch über dieſe beyden Characteren zu thun, ſehe ich keinen beſſern Rath, als mich der Verſe des Fontenelle zu bedienen:

> J'aimerois mieu Phillis pour quelques mois,
> Mais Daphnis pour toute ma vie.

X.

Fortgeſetzte Vergleichung des Frauenzimmers *.

Uiberhaupt muß in Deutſchland ſo viel ſchönes Frauenzimmer nicht zu finden ſeyn, als in Holland, oder auch in Engelland, ſonderlich aber unter dem gemeinen Volk. Es finden ſich auch nicht viele, als nur gewiſſe zärtlich wohl erzogene Perſonen, welche mit ihren feinen Geſichtszügen reizen können. Die Geſichter der Engelländerinnen ſelbſt ſind ſchon etwas zu breit, eine geiſtreiche Bildung darinne zu bemerken. Sonſt haben ſie eine zarte Haut, eine gerade, geſetzte und wohl gemachte Geſtalt. Hände und Arme ſind unvergleichlich ſchön. Ihr Gang iſt nicht lebhaft, doch ernſthaft und majeſtätiſch, und in der Kaltſinnigkeit ihrer Miene herrſchet etwas edles und groſſes. Ihr Buſem iſt weit und voll, und ſie unterlaſſen nichts, ihn offen zu zeigen. Es ſcheinet, daß ſie ſich hierinne nach dem Geſchmack ihrer Landsleute richten.

Die Franzöſiſche Eitelkeit hat es vor gut angeſehen, dem Deutſchen Namen eine verhaßte Bedeutung beyzulegen, und eben dadurch verdienet ſie auch, daß ſie ſich die Verachtung aller vernünftigen Völker über den Hals ziehet. Der Marſchall von Schomberg, welcher ein Deutſcher war, hatte einen Franzoſen zum Haushofmeiſter, welcher ſich wegen eines ihm aufgetragenen Geſchäftes, darinne er nicht fortkommen können, entſchuldigen wollte, und zu ſeinem Herrn ſagte: Zum Henker, ich glaube, mein Herr, die

*) XXXVIII Bagatelle.

die Leute hielten mich für einen Deutſchen. Sie haben ſehr unrecht gethan, erwiederte der Marſchall ganz kaltſinnig, ſie hätten euch für einen Narren halten ſollen.

Dieſes mag im Vorbeygehen geſagt ſeyn. Die Deutſchen Damen können ohnſtreitig guten Vernunftſinn, geiſtreichen Verſtand und Artigkeit beſitzen: Sie können auch durch den einzigen Character ihrer Nation liebenswürdig ſeyn. Ich ſage noch mehr, eine wohl eingerichtete Erziehung kan ihnen ein aufrichtiges und ungezwungenes Anſehen, einen hinlänglichen Theil der Franzöſiſchen lebhaften Luſtigkeit beylegen, welche die ernſthafteſten Völker ſelbſt an einem artigen Frauenzimmer liebenswürdig halten. Es findet ſich auch eine ſtarke Anzahl derſelben, welche ſolche mit ihrem Character ſo geſchickt zu vermengen wiſſen, daß die witzigſten Kenner nichts fremdes darinne ausſpüren ſollten. Insgemein würden ſie aber doch beſſer thun, ſich lieber an ihre Manieren zu halten, und gute Originale zu werden, als daß ſie ſich mit dem Pflaſter der abgeſchmackten Copey der Franzöſiſchen Artigkeiten belegen wollen.

An den Deutſchen Höfen, wovon ich einige der höchſten ausnehme, haben ſich gewiſſe Franzöſiſche Meerkatzen eingeſchlichen, die ſich mit aller Frechheit für ſchöne Geiſter, für Meiſter in der Kunſt zu leben ausgeben. Man hat ihnen auf ihr Markſchreyerwort geglaubet, und thut es noch, gleich als obs genug ſey, ein gutes Anſehen und vortrefliche Manieren als ein Gnadengeſchenk der Landesart zu beſitzen, wenn einer in einen Winkel von Frankreich auf die Welt kommen wäre. Ich habe ein Schauſpiel aufführen geſehen, ſo einer von dieſen vermeinten Genien für ge-

wiſſe durchlauchtige Herrſchaften verfertiget hatte. Es war darinne nicht nur alles elend und unſinnig, ſondern der armſelige Hümpler verſtand nicht einmal die gemeinſten Regeln der Reimkunſt, ja er wuſte nicht einmal die richtige Zuſammenſetzung ſeiner eignen Mutterſprache.

So wimmelts auch an dieſen Höfen von Franzöſiſchen Menſchern, welche ebenfalls alle ihre Verdienſte dem Orte zu danken haben, wo ſie jung geworden ſind. Man trauet ihnen die Auferziehung junger Damen an, und da denken ſie, wie unvergleichlich ſie ihre Sachen machen, wenn ſie den Verſtand ihrer Untergebenen mit einer häßlichen Schminke von tauſend langen unſinnigen Complimenten beſchmutzen. Ohne Aufhören reiben ſie ihnen die Ohren mit dem Franzöſiſchen Geſchmack, mit Franzöſiſcher Stellung, mit Franzöſiſchen Manieren, daraus ſie beynahe alle ihre Tugend und Verdienſte machen. Sie prägen alſo den armen Kindern eine dumme und heftige Liebe zum *Bel Air*, zu ſchönen Gebehrden ein, davon ſie ſelbſt keinen deutlichen Begrif haben. Dieſe Liebe geht auch ſo weit, daß öfters ein Franzöſiſcher Dragoner, der ſich mit einer Deutſchen Schönen gemein machet, ihrer Schaamhaftigkeit Stillſchweigen aufzulegen, nichts mehr ſagen darf, als: Das iſt Franzöſiſche Manier. Dieſer Beweis darf nicht widerſprochen werden.

Sind nun die Deutſchen Damen meiſtentheils Copeyen, ſo iſt hingegen der Character der Engelländerinnen ein völliges Original. Ihre Gedenkensart, ihre Moden, ihre Stellungen und Manieren, haben etwas beſonders und ihnen ganz eignes.

Alle diejenigen, welche die Engelländer aus dem Grund durchforſchet haben, werden mit mir übereinſtimmen, daß ſie das weiſeſte und auch das närriſchte Volk auf der Welt ausmachen. In ihrem Lande wird man bey dem Bootsvolk, bey dem geringſten Handwerksmann, Scharfſinnigkeit, Verſtand und Nachdenken, dabey aber auch einen ausſchweifenden tollen Eigenſinn antreffen, welcher aus der unmäßigen Liebe zur Freyheit herkommt. Aller Zwang iſt ihnen ganz unerträglich. Kein Volk auf der Welt ahmet andern weniger nach. Jeder folgt ſeinem beſondern Humeur, und bekümmert ſich um andere nichts. Daher kommts, daß, obgleich alle Engelländer den allgemeinen Character der Nation an ſich ſpüren laſſen, dieſer Character auf hundert tauſenderley Art verändert, mithin kein Volk anzutreffen iſt, wo ſich ſo viel verſchiedene Originalien befinden. Der Grund des Engelländiſchen Characters iſt allezeit ein ungeheurer Zuſammenhang von viel guten Vernunftſinn, und von unbegreiflichen tollen Eigenſinn, den ein Fremder oftmals für eine wahrhafte phantaſtiſche Träumerey halten ſollte. Wie in Engelland die Auferziehung, ſo man bey dem männlichen Geſchlecht anwendet, der Erziehung des weiblichen Geſchlechts ſchnurgerade entgegen ſtehet, und man um nichts anders bemühet iſt, als nur den Verſtand der einen aufzuklären, und das äuſſerliche Betragen der andern aufzuputzen; ſo kan jener Naturell einige Einrichtung von dem Studiren erhalten, dahingegen dieſer ihr Humeur immer in ſeinem alten Sode bleibet.

Ich darf wohl ſagen, daß ſie überhaupt ſo wunderſchön nicht ſind, als ihre Landesleute ſich einbilden. Man wird aber auch mit Wahrheit geſtehen müſſen,

daß man keine beſſere Geſtalt und Anſehen von der Herzogin an bis zur geringſten Wäſcherin antreffen wird. Es ſind zwar keine allzudünne, aber gerade wohlgemachte Geſtalten, geſetzte ſchöne Schultern, geſtreckte Schenkel, und der netteſte Fuß von der Welt. Ihr Gang allein iſt fähig über ein Herz zu triumphiren. Zwang und Künſteley ſind hier vollkommen verdeckt, und die Schönen haben das Anſehen, als ob ſie aus der Hand der Natur herkämen, wie man ſie vor ſich ſiehet. Von ihrem Buſen redet der ſinnreiche Herr Pavillon nicht zum beſten. Er hält ſie für ſchön und weiß, tadelt aber an ihnen, daß ſie einander unverſchämt vor aller Welt küſſeten. Ich, meines Orts, glaube aufrichtig, er redet von der Sache nicht, als ob er es recht wiſſe.

Die Engelländerinnen leiden keinen ſo gar freyen und offenen Zutritt. Bey Unbekannten iſt ihre Stellung froſtig und kaltſinnig, wiewohl nicht abgeſchmackt, und gleichzu, ſondern vielmehr trotzig und etwas verächtlich. Hat man aber das Glück ihnen nicht zu misfallen, ſo ſind ſie luſtig, lebhaft und witzig, iedoch allezeit mit einer ſeltſamen Vermiſchung von wunderlichem Eigenſinn, der diejenigen ergötzet, die ſie mit gleichgültigen Augen anſehen.

Mit den Liebhabern von einem gewiſſen Character hat es eine andere Beſchaffenheit, dieſe werden von dergleichen wunderbarem Eigenſinn unaufhörlich gemartert. Solches aber ſind die ernſthaften, verliebten zärtlichen Liebhaber, welche die zärtlichen Empfindungen recht weit treiben, und ein völliges Liebesſyſtem aufbauen wollen. Eine Engelländerin kan wohl dergleichen Galan hochſchätzen, auch wohl lieben, ſie wird ihn aber auch gewiß, ohne ihren Vorſatz, in einer

ner Stunde hundertmal raſend machen. Jezuweilen wird ſie ſeiner Zärtlichkeit mit der gröſten Aufrichtigkeit von der Welt entgegen kommen. In einem Augenblick darauf läßt ſie ihn ganz allein reden, und ergözt ſich unter der Zeit mit einem Hündgen oder mit dem Papagoy. Oefters wird ſie trozig aufſpringen, die zärtlichſte Unterredung abbrechen, ihre Cammerfrau fragen, ob die Caroſſe angeſpannet ſey, und vor der Thüre halte. Sie wird vor ihrem getreuen Schäfer eine tiefe Neigung machen und ausfahren, etwas einzukaufen. Alles dieſes aber aus einer leichtſinnigen Gemüthsart, ohne den Willen zu haben, ihrem Liebhaber Verdruß zu machen. Wenn der arme Menſch ſich über dieſe Manieren beſchweret, ihr ſeinen zärtlichen Schmerz darüber bezeuget, wird ſie ihn als einen Feind ihrer Freyheit anſehen, für ihren Verfolger halten, und er ſtellet ſich in Gefahr, gehäßig und unerträglich zu werden. Das beſte Mittel, ſich bey ihr beliebt zu machen, iſt, daß man ihrem Humeur in allen ſeinen Unordnungen und Eigenſinn nachgiebt. Uiberfällt ſie die zärtliche und aufmerkſame Stunde, muß man ſich ſogleich dieſen glücklichen Augenblick zu Nutze machen. Sobald ſie eine traurige Unruhe anficht, iſts am beſten, die Unterredung auf ſchöne Eqvipagen, Zeitungen, Opernſänger, auf den Geburtstag des Königs zu richten. Uiberläſſet ſie ſich tiefſinnigen Gedanken und der Zerſtreuung, ſo iſts nicht übel gethan, wenn man es eben ſo macht, und das beſte Mittel wider den wunderlichen Eigenſinn der Schönen beſtehet darinne, daß man noch viel eigenſinniger thut. Dieſes Verfahren erweckt ihre Aufmerkſamkeit gegen ihren Liebhaber, indem es ihre Eitelkeit angreift. Jezuweilen wird ſie ſich über das Lob eines Mitbuhlers heraus laſſen, und aufrichtig

ſagen, daß es ihr herzlich angenehm ſey, ihn zum Liebhaber zu haben. Dieſes muß man nur mit aller Kaltſinnigkeit anhören, und die Unterredung geſchickt auf eine ſchöne Mylady, ſo im Ruf ſtehet, wenden, ſich bey ihren Reizungen aufhalten, die Sache ein wenig hochanſtreichen, und in einem verliebten Ton davon ſprechen. Darüber wird ſie verdrießlich werden, und dieſer Verdruß wird die gaukelnden Wendungen ihrer Phantaſie niederdrücken, und ſie wieder auf den wahren Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit zurück bringen.

XI.
Betrachtungen über den liſtigen Witz der Italiäner *.

Die Fabel, von der Eiche und der Binſe, ſcheinet mir, daß ſie ſich auf die Art und Weiſe der Aufführung des alten Italiens ſo wohl, als des neuern überaus gut ſchicke.

Vormals widerſetzte es ſich mit tapferſtem Muth denjenigen, welche es in ſeinem Innerſten bekriegten, öfters aber fande es ſich nach einem langwierigen Widerſtand, durch die Wetterſtreiche ganz entkräftet, ja wohl gar ſeinem Umſturz überaus nahe.

Anietzo iſt ein ſchmiegendes Nachgeben die einzige Hülfe, die es wider diejenigen findet, ſo ihm auf den Leib gehen. Sobald ſich das geringſte Wetter aufthürmet, ſo geſchwind weiß es mit Klugheit alle Seegel einzuziehen, und weil es zu dem Spiel der Winde bereits gewöhnet iſt, läßt es ſich von demjenigen willig treiben, der den andern vorbläſet.

Die-

*) XLIII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Dieſes Betragen iſt nun nicht allerdings geſchickt, die Geſchichte mit groſſen Heldenthaten auszuzieren, welche den ganzen Erdboden in eine ſo erſtaunende Bewunderung ſetzen, wie es bey den alten Italiänern üblich war; allein es iſt klug und geſcheid, und was vernünftig iſt, wird dem Wunderwürdigen mit Recht vorgezogen.

Spielen nun fremde Völker auf dieſe Weiſe Meiſter in Italien, ſo oft es ihrem Intereſſe zuträglich iſt, dahin zu gehen, ſo muß man zugeſtehen, daß es ſich dagegen hinwiederum auf die feineſte Art zu rächen weiß. Mithin iſt Italien in gewiſſer Bedeutung allezeit Beherrſcherin der Welt.

Dieſes aber geſchiehet gar nicht, daß es in die Fußtapfen des alten Italiens treten ſollte, welches eine grobe und ungeſchliffene Feindin aller Enden und Orte auf der Welt war, wo Gold und Silber ſteckte, durch Wind, Wetter und Moräſte brach, Völkern Geſetze vorzuſchreiben, die ſich von Vernunft und Unſchuld leiten und führen lieſſen. Dergleichen Manier, den Weltkreis zu erobern, war zu der Zeit mode. Die Italiäner der heutigen Zeiten, welche weit geſcheider, als ihre Vorfahren ſind, finden es ſehr unnöthig, in ieder Provinz ihrer Herrſchaft einen Proconſul zu pflanzen, der mit Soldaten und Römiſchen Schergen umgeben, den Hochmuth und Geldgeiz ſeiner hochgebietenden Herren an den hellen Tag legen ſollte. In dieſem Betragen fande ſich mehr Prahlerey als Sicherheit. Denn wenn dieſe Landpfleger der Provinzen einem Arminius in die Fäuſte fielen, ſo glaube ich gar nicht, daß der hohe Ruhm des Römiſchen Raths und Volks ſonderlich fähig ſeyn möchte, ihnen in ihrem unglücklichen Verhängniß kräftigen

Troſt einzuſprechen. Ein groſſes Theil der Welt unterläſſet indeſſen doch nicht, Italien ſtarken Tribut zu zahlen, und es hat gar nicht nöthig, zwey bis drey tauſend Mann auszuſchicken, den ihm rechtmäßiger Weiſe zukommenden Tribut einzufordern.

Dieſes, was ich hier behaupte, würde allerdings für einen ganz widerſinnigen Satz gehalten werden, wenn ſie dergleichen Beyſteuer mit aller Gewalt erpreſſen wollten. Solcher gebrauchen ſie gar nicht. Denn niemand auf der Welt iſt friedfertiger, als dieſe Nation. Sie ſcheinet den Kernſinn dieſer Maxime völlig wohl zu begreifen.

Wer wenig Herz im Leibe hat,
Wird meiſtens alt und lebensſatt.

Von dieſen zwey bis drey tauſend Tributeinnehmern iſt in einer groſſen Stadt, ja wohl gar in einer ganzen Provinz ein einziger genug. Dieſer braucht nun ſeinen Zweck zu erhalten, zu ſeinem ganzen Rüſtzeuge mehr nicht, als einen guten Schokoladenkeſſel, ein paar Pfund Schnupftaback, einige Venetianiſche Tabacksdoſen zu Amſterdam, oder am Ort ſeines Aufenthalts verfertiget, nebſt etlichen Flaſchen Ratafia oder Fenchelwaſſer. Dieſe kleine Anlage wird durch einen ſeltſamen Fleiß und unermüdete Emſigkeit unerſchöpflich. Sehet hier alles, was über ein ganzes Volk zu triumphiren, und ſich noch darzu in einen Stand zu ſetzen, hinreichend gnug iſt, daß ihnen dieſes Volk für ihre willige Dienſte vielen Dank wiſſen muß.

Ihre Vorfahren übten die Herrſchaft an den Leibern der Uiberwundenen aus, deren Gemüther ſie aber nicht bezwingen konnten. Dieſe Herren aber machen

ſich durch einen weit herrlichern Triumph, und mit einem Grif an die Naſe und den Mund, von Verſtand und Herzen Meiſter. Von da ſchleichen ſie ſich unvermerkt aufs feineſte zum Beutel, der ſich vor einem geſchickten Italiäner eiligſt und geſchwind öfnet, und wenn er gleich tauſendmal den Angriffen der ſpitzfindigſten Gaſconier widerſtanden hätte. Man denkt nicht, daß man recht und wohl betrogen werde, wenn es nicht auf Italiäniſche Manier geſchiehet. Würden ſie alſo nicht unrecht thun, wenn ſie die geſchickte Wendung ihres Witzes fruchtlos liegen lieſſen? Die ganze Welt will ja mit aller Gewalt betrogen ſeyn, wäre es nicht ein groſſer Mangel der milden Liebe, ſeinem Nächſten dieſe Luſt zu verſagen, und ich ſehe nicht, wie man ſich mit gutem Gewiſſen davon enthalten könnte, wenn man noch darzu ſeine Rechnung findet. Derjenige muß ſelbſt noch darzu lachen, welcher gewahr wird, daß ihn die Liebe dieſer Herren zu ſeinem Gegenſtand auserſehen hat. Sie treiben ihr Handwerk, und ie geſchickter ſie ſich dabey aufführen, ie mehr Hochachtung verdienen ſie.

Sollte man ſichs wohl einbilden, daß ſie den Raub ihrer Feinde ſehr wohl anzuwenden wiſſen, ob ſie gleich in ihren Herzen nicht die geringſte Freundſchaft gegen den Krieg hegen? Gleichwohl iſt nichts gewiſſer, als dieſes, und die jungen Officiers, von welchen ihre Häuſer beſtändig wimmeln, ſind nichts anders, als ihre Unterläufer, die ihre Feinde auf Commißion plündern, und alles dasjenige zu ihren Füſſen legen, was ſie in einem ganzen Feldzuge oftmals mit Gefahr ihres Lebens erbeutet haben.

Dergleichen Verehrung gebühret ihnen auch. Ihr Genie iſt erhaben. Sie wiſſen alle Zugänge, welche

zu

zu den von ihnen ſelbſt bereiteten Fallgruben führen, ſehr wohl zu bahnen, daß man ein Italiåner ſeyn müſte, wenn man ihnen entgehen wollte. Wollen ſie, z. E. euch einen Schnupftaback, den ein Stall=knecht nicht geſchenkt haben möchte, für einen hohen Preis anſchmieren, ſo werden ſie geſchwind eure Ei=telkeit bey den Ohren mit ins Intereſſe ziehen. Sie ſagen, daß dieſer Taback gar nicht für gemeine Naſen gemacht ſey, wer deſſen zärtlich feine Lieblichkeit recht von Grund aus empfinden wollte, müſte den durch=dringend zarteſten Geſchmack von der Welt beſitzen. Niemand, als die åchten Kenner wüſten von deſſen Vortreflichkeit zu urtheilen. Hiermit ſeyd ihr gefan=gen, und müſſet eine nichtswürdige Lumpenwaare theuer bezahlen, oder aller Ehre und Reputation eu=rer vor andern geſchickten Naſe auf einmal völlig ab=ſagen. So ein ſchlechter Freund ich auch von albernen Geſchwätz bin, muß ich doch ſagen, daß dieſes die Leute auf die feineſte Art bey der Naſe herum ziehen heiſſet.

Ich weiß wohl, daß die Geſchicklichkeit, mit wel=cher man die Leute durch ihre Eitelkeit am beſten ins Garn locken kan, Italien nicht ſo gar allein eigen iſt, daß nicht auch andere Völker davon einen erklecklichen Vorrath haben ſollten.

Allein die liſtigen Griffe anderer Nationen werden gemeiniglich mit einem Uiberreſt von Ehrlichkeit, mit einigen unangenehmen Scrupeln gefeſſelt, die ſie ver=hindern, ihre Gaben in völliger Freyheit auszulaſſen. Das Gewiſſen übet ſeine Herrſchaft in der Norman=die ſehr ſchlecht aus, indeſſen iſt es doch daſelbſt noch nicht vollkommen vom Throne verſtoſſen. In Gaſco=nien ſind die Gewiſſensbiſſe nicht mehr mode, gleich=

wohl

wohl hudeln ſie doch noch die lobwürdigen Abſichten, ein Glück mit des Nächſten Schaden zu befördern, noch immer ein wenig. Uiber die Alpen aber bleibt es ihnen dennoch unmöglich, einen Weg zu finden. Dieſer herrliche Ruhm war nur dem Hannibal und dem Prinz Eugen vorbehalten.

In einem Italiäniſchen Herz hat Fleiß und Emſigkeit einen freyen ungeſtörten Lauf. Da ſelbiges mit keinen innerlichen Feinden bemengt iſt, kan es alle ſeine Kräfte gegen die auswärtigen deſto beſſer zuſammen nehmen; und es kommt eher zu ſeinem Zweck, wenn es Stand hält, als wenn es ausrücket, da es gar leicht an einem beſcheidenen Herzen, und einem von nichtigen Hirngeſpinſten entledigten Verſtand anlaufen und ſcheitern möchte.

Man kan ſagen, daß die allgemeine Monarchie der Italiäner drey verſchiedene Abwechſelungen gehabt habe. Bey der erſtern breitete ſie ihre Herrſchaft auf eine gefährliche und prächtige Weiſe aus. Eine eroberte Provinz erleichterte die Eroberung der andern, und ihre Kräfte verſtärkten ſich täglich immer mehr, je weiter ſie ſich von ihrem Mittelpuncte entfernte. Dieſe Herrſchaft fande nachher ihren gefährlichſten Feind an ihrer eignen Gröſſe, und verſunk unter der Laſt ihrer Stärke. Solchergeſtalt räumete die Herrſchaft der Waffen ihren Platz dem Aberglauben ein. Alsdann wuſte ein abgemergelter alter Greis den Grif zu finden, die zahlreichen Armeen ganz allein wieder zu erſetzen, und unter der dicken Finſterniß der dummen Unwiſſenheit eine tyranniſche Gewalt über die Seelen der Monarchen auszuüben, die ſich den herrlichſten Ruhm aus der Schwachheit machten, dieſer lächerlichen Gottheit Weyrauch zu ſtreuen. Die

Vernunft der Menſchen erwachte endlich aus ihrem tiefen Schlafe, und da aus den Fürſten wieder wahrhafte Beherrſcher wurden, ſchüttelten einige derſelben dergleichen verächtliches Joch wieder vom Halſe, einige aber erleichterten ſichs nur in ſo weit, als es ihr Intereſſe leiden wollte.

Italien kam des Schadens dieſes zweyten Falls ſeiner Herrſchaft wieder bey, indem es den Völkern durch den feinen Witz ſeiner Bewohner den Strick über die Hörner warf. Dieſe dritte Abwechſelung ihrer allgemeinen Monarchie, welche der Veränderung nicht ſo leicht, als die beyden erſtern, unterworfen iſt, möchte nun wohl ſo lange dauren, bis keine Narren mehr vorhanden ſind, und bis etwa eine andere Nation zu einer gröſſern Geſchicklichkeit, als die Italiäniſche gelanget, mithin ihr die Herrſchaft, die ſie bis hieher ſo würdig behauptet hat, wieder aus den Zähnen rücket.

XII.

Der Geiſt der Partey*.

Wo ſoll man wohl eine rechte Beſchreibung des Geiſtes der Partey und der Rottirung antreffen? Was für einen Begrif ſoll man ſich von dieſem Ungeheuer machen, welches aus der Hölle hervorgekrochen iſt, die ruhige Zufriedenheit der Menſchen zu ſtören, und ſo unzähliges Unglück anzurichten? Wenig Länder in der Welt ſind frey davon. Der meiſten Bürger Thaten und Handlungen zielen nicht gera-

*) LXIX Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

gerade auf das Beſte und Ehre ihres Vaterlands ab. Gemeiniglich entſtehen ſie aus der Abſicht, eine gewiſſe Partey, zu der ſie ſich ſchlagen, zu verſtärken, ohne zu wiſſen warum, und einer andern Abbruch zu thun, der ſie aus eben ſo wenig vernünftigen Bewegungsgründen gehäßig ſind.

Man begreift leicht, daß ſich Leute zu einer Partey ſchlagen, weil ſie dabey ihre Rechnung finden, und daher den Nutzen ihres Vaterlands ihrem Eigennutz aufopfern können.

Allein dieſes heiſt nicht durch den Geiſt der Partey handeln. Der Bewegungsgrund dieſer Aufführung iſt ein ſchändlicher Geiz, oder eine abſcheuliche Ehrbegierde, welche rechtſchaffene Leute nicht genug verwünſchen, noch die Geſetze ſcharf genug beſtrafen können.

Es ſcheinet, daß der Geiſt der Partey in ſich ſelbſt beſtehet, und von keinem Bewegungsgrund abhange, oder der zum wenigſten werth ſey, daß ein vernünftig denkendes Weſen ſich von demſelben treiben laſſe.

Oefters ergreift man eine Partey, deren Beſchaffenheit man nicht einmal kennet, deren wahre Abſichten uns unbekannt ſind, und da man iezuweilen auch nicht den Verſtand beſitzet, alles wohl zu unterſuchen. Man weiß nichts mehr als den Namen zu nennen, an den hält man ſich auch allein, und ſolchem zu Liebe läßt man ſich oftmals zu den ärgſten Gewaltthätigkeiten mit hinreiſſen, daß man die Felder mit dem Blut ſeiner Mitbürger überſchwemmet, die genaueſten Bande der Natur zerreiſſet, Brüder ihre Brüder verfolgen, und die Väter das Blut ihrer Kinder nicht ſchonen.

nen. Dieſe Raſerey nenne ich den Geiſt der Partey und der Rotten. Damit man auch überzeugt ſey, daß er öfters nur durch einen bloſſen Namen erreget werde, ſo darf man nur erwegen, daß eine groſſe Anzahl Leute bey der Partey halte, obſchon die Vornehmſten, und welche die Triebfedern derſelben ſind, ganz andere Meinungen annehmen, als ſie vorher nicht einmal gehabt, und ihren Grundmaximen ganz entgegen geſetzten Regeln nachgehen.

Verändert alſo eine ſolche Partey ihre ganze Eigenſchaft, behält aber nur den Namen, ſo iſts ſchon genug. Die von mir abgebildeten Unſinnigen ſcheinen, daß ſie dieſem Namen eine unverbrüchliche Treue geſchworen haben. Es iſt allerdings nichts unbegreiflicher, als dieſes, ich muß es bekennen, gleichwohl geſchiehet es, und ich könnte Beyſpiele vom heutigen Tag anführen, wenn ſie nicht allzu zärtlich wären, daß ſie ſich anrühren lieſſen.

Allein könnte nicht etwan eine unbeſonnene Liebe zum Vaterland dieſe hartnäckige Raſerey hervorbringen, ſich an eine Partey zu hängen? Thut man es aus keiner andern Abſicht, als dem Staat zu dienen, wenn man eine andere Partey, der man üble Abſichten butrauet, niederwirft? Ich muß mir viel Mühe geben, es zu glauben. Kan man wohl, ſo wenig Nachdenken man auch haben mag, durch den Eifer vor das Vaterland, deſſen Untergang vor ſichtlichen Augen veranlaſſen? Kan man, wenn man nur einen Funken vom Vernunftſinn hat, aus bloſſer Furcht, eine Partey möchte einmal den Staat zerrütten, denſelben mit in den Untergang dieſer Partey wirklich mit verwickeln?

Gleichwohl ſind dieſes die gemeinen Wirkungen des Geiſtes der Partey, und ich ſehe ſehr wohl ein, daß die Liebe zum Vaterland zwar den Vorwand darzu hergeben, nicht aber der Bewegungsgrund davon ſeyn könne.

Mit dem Staat iſt es hierbey faſt wie mit der Religion beſchaffen. Die, ſo eine unbedachtſame Liebe zur Religion haben, ſind es nicht allein, welche die von der ihrigen unterſchiedene Secten verfolgen. Oefters ſind es auch freyſinnige Atheiſten, die am Blutvergieſſen derjenigen eine Luſt empfinden, welche eine andere Glaubenslehre bekennen, als die, an welcher ſie äuſſerlich mit dem Munde hangen, innerlich aber und im Herzen verſpotten.

Der Bewegungsgrund zur Verfolgung iſt gemeiniglich nichts anders, als der Geiſt der Partey in der Religion.

Die einzige Qvelle, aus welcher der Geiſt der Partey zu entſpringen ſcheinet, iſt das Temperament. Man ſiehet in der That gewiſſe unruhige, ſchwermende, wütende Gemüther, die im glücklichen Zuſtande ſich für unglückſelig halten, und in der Ruhe aufrühriſch werden. Hingegen ſcheinet es, daß ſie eine lärmende Verwirrung beſänftige, und die erſchrecklichſten Ausgänge, wegen ihrer Neuigkeit, ergötze. In ihrer Seele fühlen ſie einen Haufen unnützer Leidenſchaften, die ſie aufrühriſch machen, und in ſie ſelbſt wüten, weil ſie nicht äuſſerlich ausbrechen. Dergleichen müſſen dahero nothwendig einen Gegenſtand ſuchen, an dem ſich ihr gewaltſames Naturel etwas zu ſchaffen machen kan. Haben ſie nun denſelben gefunden, ſo erholen ſie ſich wieder, und man kan mit

Grund ſagen, daß gewiſſe Perſonen Verwirrungen und Aufruhr in den Staaten nur zum Zeitvertreib anzetteln und unterhalten.

Zween Prinzen ſtreiten mit einander um ein Königreich. Ich weiß eigentlich von ihren beyderſeitigen Rechten, noch von ihren Verdienſten nichts, ſtehe auch weder mit dem einen, noch mit dem andern in einiger Verbindlichkeit. Kan wohl etwas vernünftigers ſeyn, als daß man dem Eſel in der Fabel nachahmet, der beſtändig ſeine Laſt trug, und ſich wenig darum bekümmerte, welcher Herr ihm ſolche auf den Rücken legte? Allein der unruhige Menſchengeiſt läßt die Leute in dieſer weiſen Gleichgültigkeit nicht lange.

Man muß ſich nothwendig gegen einen Unbekannten beunruhigen, man muß ihm ſeine Zufriedenheit, ſein Glück, ſein Blut aufopfern, mit einem Wort, es müſſen Verwandte gegen Verwandte, Freund gegen Freund um die Wahl eines Tyrannen unſinnig einander in Haaren liegen.

Ich halte davor, daß eine falſche Schaamhaftigkeit, eine Partey hartnäckig zu unterſtützen, ungemein viel beytrage, wenn man gleich ſiehet, daß ſie ungerecht und ſchädlich ſey.

Die menſchliche Thorheit hat ſichs nun einmal belieben laſſen, diejenigen für ſchimpflich zu halten, welche von der Partey abtreten. Dieſen Schimpf aber zu vermeiden, machen ſich Leute, welche doch alle Tage tauſend Merkmale einer recht kindiſchen Leichtſinnigkeit an ſich ſpüren laſſen, eine unſinnige Ehre aus der Standhaftigkeit, wenn es auf den Umſturz ihres Vaterlands ankommt.

Ob ich nun wohl verſichert bin, daß die von mir angeführten Bewegungsgründe den Geiſt der Partey hervor bringen und unterhalten, ſo wird man doch, wenn man ihn von einem gewiſſen Geſichtspunct betrachtet, ſchwerlich glauben können, daß er ſeinen wahren Grund in dem Menſchen ſelbſt habe. Er ſcheinet etwas fremdes auſſer ihm zu ſeyn. Man ſollte ihn wohl eher für einen Teufel halten, der das Licht des guten Vernunftſinns auslöſchte, der die Empfindungen des Herzens erſtickte; kurz, der dem menſchlichen Gemüth das Recht über den Leib ſtreitig machte, darinne es ſeine Wohnung habe.

XIII.

Vergleichung der Europäer mit den Barbaren *.

Die Europäiſchen Chriſten ſind in der feſten Meinung, daß ſie die geſitteſten Völker unter allen andern auf dem ganzen Erdboden ſind, und alle andere Menſchen des Weltkreiſes an erhabenen Meinungen, an ſcharfen Verſtand, und an wohlanſtändiger Aufführung übertreffen.

Man ſollte wohl hierbey einwenden, daß dieſe ſchmeichelhafte Meinung vielleicht mehr eine Eigenliebe, als Gerechtigkeit zum Grunde habe. Dieſer Einwurf dürfte auch wohl einen ziemlichen Schein finden. Allein ich unterſtehe mich mit verſchiedenen Beyſpielen zu zeigen und darzuthun, wie nichtig derſelbe vor aller Welt Augen ſey.

*) LXV Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Der Wein.

I. Ein recht abgeſchmacktes Geſetz verbietet den Türken allen Gebrauch des Weins. Nun empfinden ſie gar wohl, daß die menſchliche Natur eine Stärkung vonnöthen habe, munter und lebhaft zu ſeyn. Alſo haben ſie ſich gewöhnet, Opium zu gebrauchen. Dieſes Gewürze macht nun wohl ihre Lebensgeiſter auf etliche Stunden munter, und erfreuet das Herz, damit ſie zu ihren Verrichtungen geſchickt werden. Allein einige Zeit darnach empfinden ſie davon eine Mattigkeit, die ſie in einen tiefen Schlaf bringet. Der beſtändige Gebrauch des Opium mattet ſie endlich nach und nach ab, indem es die Lebensgeiſter erſchöpft, das Alter befördert, und ſie endlich auszehret, daß ſie wie ein Licht auslöſchen. Was iſt das vor eine barbariſche Gewohnheit! Und wie weit würdiger ſind doch die Chriſten des vortreflichen Geſchenkes der Vernunft, welches den Menſchen zur Einrichtung ihrer Aufführung verliehen iſt!

Der Wein iſt eine edle Gabe der Natur. So dumm ſind ſie nicht, daß ſie ihn verachten ſollten. Sie trinken ihn mit Vergnügen, und damit ſie ihre Hochachtung gegen ihn deſto beſſer an den Tag legen, machen ſie ſich eine Ehre daraus, daß ſie ihn Fuderweiſe in ihren Leib füllen. Es iſt freylich an dem, daß er ihnen mit der Vernunft auch die Fähigkeit zu Geſchäften entziehet; allein man bedienet ſich auch ſeiner zu dieſen Abſichten nicht. Man ſuchet nichts mehr, als ſein Vergnügen in dieſem annehmlichen Getränke zu finden; und da iſt die Vernunft allezeit ein ſehr unnützlicher Hausrath vor den, der ſich eine Luſt zu machen vorſetzet. Zugeben muß man zwar auch, daß der überflüßige Gebrauch dieſes Getränks Krankhei-

ten herzulocket, deren Schmerzen heftig und unerträglich werden. Jedoch hat man auch die Stärke, zukünftige Beſchwerlichkeiten zu verachten, wenn man nur nicht in ſeinem gegenwärtigen Vergnügen geſtöret wird. Melden ſich die Verdrießlichkeiten, ſo erträgt man ſie mit einem Heldenmuth, ſind die Schmerzen vorbey, ſo fordert man ſie von neuen heraus, durch eben diejenigen Mittel, welche vorher die vergangenen aufgebracht haben. Man bedienet ſich der Zeit, wie ſie kömmt, und faßt den edlen Entſchluß, ſeine Tage in Schmerzen und Wolluſt, welche jene verurſacht hat, zu theilen. Uiberdiß wird man in ſeinem Leiden, ſonderlich durch die Hochachtung und den Beyfall aufgerichtet und getröſtet, den man ſich bey rechtſchaffenen Leuten durch den Triumph in den bacchanaliſchen Kampfſpielen erwirbet, wo die größten Narren öfters die Stärke ihrer Kehle mit der Gewalt des Schlundes der Vornehmſten zu meſſen pflegen. Der Wein befördert zwar den Tod eben ſowohl als das Opium, daran iſt gar kein Zweifel. Allein um wie viel gröſſer bleibt die Ehre, als ein heldenmüthiger Saufaus zu ſterben, und ſich durch einen eben ſo glänzenden Ruhm ſelbſt zu überleben, als der berühmteſte Eroberer thun kan!

Der Krieg.

II. Der Abt Choiſie erzehlt uns in ſeinen Tagebüchern die abgeſchmackte Art und Weiſe, wie ſich die Chineſer in den Kriegen mit ihren Nachbarn aufführen. Dieſe erbärmlichen Kriegsleute gebrauchen nichts als Bogen und Pfeile, und noch darzu wenden ſie ſolche nicht ſo wohl zu ſchaden an, als nur die Leute zu ſchrecken. Sie drücken die Pfeile gemeiniglich in die Erde ab, und verhindern nach aller Möglichkeit, daß ja nicht ein Tropfen Blut vergoſſen werde.

Dergleichen Art Krieg zu führen, iſt ein rechtes Kinderſpiel, und mich deucht, man thäte zehenmal beſſer und geſcheuter, Friede zu halten, als ſich auf dergleichen lächerliche Weiſe zu ſchlagen. Sind das nicht gewaltige Narren, wenn man ſie mit den Chriſten in eine Vergleichung ſtellet. Wir ſind andere Männer, und wiſſen von keiner ſo weibiſchen Schwachheit, unſern Nächſten zu verſchonen. Die geringſte Beleidigung und das ſchwächſte Verlangen zu regieren und zu herrſchen, erſticket in dem Gemüth unſerer Prinzen alles weibiſche Mitleiden, welches ihnen auf der Bahne zur Ehre einen Stein in den Weg legen könnte. Sie verwüſten ganze Länder, und machen unendlich elende Menſchen, wodurch wir zu der tiefſten Verehrung und Bewunderung gegen das Heldenthum angetrieben werden, welches alle dieſe glorreiche Unglückſeligkeiten zuwege bringet. Kan man ſich wohl eine entzückend ſchönere Ausſicht vorſtellen, als ein weites mit dreyßig tauſend Leichen bedecktes Feld, welche alle der Herrlichkeit eines Eroberers zum Preis abgeſchlachtet worden?

Unſer Verſtand kommt unſerer Tapferkeit auf Verwunderungsvolle Weiſe zu ſtatten, und wir haben die Kunſt, Menſchen zu verderben, auf den höchſten Gipfel gebracht. Ihre Regeln wohl zu lernen, wird ein langwieriger Fleiß erfordert, und eine noch gröſſere Erfahrung, ſie zur Uibung zu bringen. Diejenigen, welche das Wiſſen mit der Uibung recht zu verbinden gelernet haben, werden als die Verehrungswürdigſten vor allen Sterblichen angeſehen. Wir werden eine ewig dankbarlichſte Verehrung gegen diejenigen erhabenen Geiſter behalten, welche die Feuerröhre, inſondenheit aber die Canonen erfunden haben,

die

die in einem Augenblick groſſe Reihen wegnehmen, und ganze Bataillonen niederwerfen können.

Die Speiſe= und Kleidekunſt.

III. Es giebt barbariſche Völker, die vor alle Arbeit und Mühe einen ſolchen Abſcheu haben, daß ſie ſich nicht einmal bewegen laſſen, ihre Felder zu beſtellen, geſchweige, daß ſie ſich auf Künſte und Wiſſenſchaften legen ſollten. Sie meinen, das Fleiſch und die Milch von ihrem Vieh ſey zu ihrer Nahrung hinlänglich genug. Da ſie ſich ihrer Faulheit völlig überlaſſen, ſagen ſie noch darzu, ſie wären Herren der Erde, und wir nur derſelben Sclaven.

Was iſt das vor eine barbariſche Grobheit, nur allein aus Nothwendigkeit zu eſſen, zu trinken und ſich zu kleiden? Sich einzubilden, man ſey reich genug, wenn man dasjenige beſitzet, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehöret. Könnte unſere Hoheit, die wir über dergleichen Barbaren behaupten, wohl deutlicher in die Augen fallen, die nur leben, damit ſie leben mögen, und die der einfältigen Natur folgen, ohne ihr das allergeringſte von der Kunſt etwas beyzuſetzen? Was uns anbetriſt, wir, als geſchworne Feinde aller trägen Faulheit, und unartigen Nachläßigkeit, welche der Hoheit unſerer Natur ganz unwürdig iſt, wir, ſage ich, beſitzen emſige Arbeitſamkeit, uns tauſend Dinge nothwendig und ganz unentbehrlich zu machen, deren ſolch ungeſittetes Volk gar leicht überhoben ſeyn kan.

Unſerm feinem Verſtande haben wirs zu danken, daß wir den Endzweck erkennen, den wir uns bey unſern Kleidungen vorſetzen müſſen. Dieſes iſt der Ui-

berfluß. Wir bekümmern uns wenig darum, daß unſere Kleidung nach Schaam oder Beqvemlichkeit eingerichtet ſey: Gnug, wenn ſie die Annehmlichkeit unſers Leibes erhebet, und deſſen Fehler verſtecket, die ſolche vermeinte Herren der Erde ohne Schaam und Scheu aller Welt unter die Augen ſtellen. Wir triumphiren über dieſes noch in der niedlichen Art unſerer Tafeln. Wir haben eine Kunſt zu ſpeiſen erfunden, welche eben ſowohl, als die Kunſt zu fechten, ihre Lehren, Regeln, Lehrer und ihre berühmten Leute hat die ſich ſonderlich darinne hervor thun. Wir wiſſen unſern Geſchmack, wie unſere Pferde zu dreßiren, und denſelben unſern erlangten Einſichten zu unterwerfen, und wir lernen immer nach und nach gelehrter und ſinnreicher zu eſſen und zu trinken. Ein Barbar, ein Sclave der Natur, würde ſich gewiß ſeiner groſſen Unwiſſenheit ſchämen müſſen, wenn er von ohngefehr in unſere Küchen treten, und uns, eine Stunde darauf, an der Tafel ſehen ſollte. Er würde wahrhaftig keine einzige Speiſe mehr kennen, die er unter den geſchäftigen Händen unſerer Köche vorher geſehen hätte. Er würde ſich bey allen Gerichten betrügen, die in einem Augenblick, wie durch Zauberey, Geſchmack, Namen und Geſtalt verändern. Mit Erſtaunen würde er dreyßig Schüſſeln unter eben ſo viel prächtigen Titeln zu Geſichte bekommen, welche noch darzu ſehr viel zu ihrer *auserleſenen* Annehmlichkeit beytragen. Vielleicht wäre er dumm genug, ohngeacht dieſem allen, von ſeiner Lebensart nicht einen Schritt abzugehen. Deſto ſchlimmer vor ihn. Es würde ihm nicht ein Haar anders gehen, als den Ignoranten, die das Studiren vor allzumühſam halten, und den einfältigen natürlichen guten Verſtand der höchſten Gelehrſamkeit vorziehen.

Die

Die Galanterie.

IV. Die Reiſenden, denen man eben nicht allezeit glauben darf, als bis ſie übereinſtimmen, ſagen alle mit einem Munde: Es gäbe gewiſſe Völker in Indien, bey denen die Edelleute das Recht hätten, anderer Leute Weiber frey zu beſuchen, wenn ſie nur ihren Schild und Degen vor der Thüre liegen laſſen. Sobald der Mann dieſe Ehrenzeichen vor ſeinem Hauſe liegen ſiehet, gehet er vorbey, und läßt den Edelmann ſich ſeines Privilegii nach Belieben gebrauchen.

Es kan nichts ungereimter ſeyn, als dem Adel alleine einen ſo angenehmen Vorzug zu überlaſſen. Was würde dieſes in Europa nicht vor ein ſclaviſcher Zwang ſeyn, wenn einer allezeit ſeine Wappen und Ahnenregiſter vorzeigen müſte, wenn er das Recht haben wollte, ſeines Nachbars Liebſten etwas in das Ohr zu ſagen? Der Adelſtand würde über den halben Preis höher ſteigen, und eine groſſe Menge Bürger ihren letzten Heller dran ſetzen, ſich aus dem Bürgerſtand zu kaufen. Dabey würden die Fürſten allein gewinnen, und, allem Anſehen nach, würde es eine unerſchöpfliche Qvelle ihres öffentlichen Schatzes ſeyn.

Wir haben eine Gewohnheit, die dieſer obgedachten Indianiſchen ſehr ähnlich iſt, ſie iſt aber auch weit klüger. Alle Welt weiß, daß wenn ein Mann vor ſeiner Thür die Caroſſe eines Obereinnehmers halten ſiehet, er gemeiniglich vorbey gehet, und nicht eher wieder zum Vorſchein kommt, bis dieſe prächtige Eqvipage verſchwunden iſt. . . .

Der Adel.

V. Die Chineſer bilden ſich ein, was ſie vor geſcheide Leute ſind, und haben doch ſo lächerliche Begriffe vom Adelſtand. Dieſer iſt bey ihnen an die Perſon gebunden. Er muß verdient werden, und niemand verdient ihn, als der ſich in Wiſſenſchaften oder durch Tapferkeit auszeichnet. Wenn der Sohn eines Mandarin den Adel ſeines Vaters erben will, ſo muß er ſich die Mühe geben, eben ſo tugendhaft, wie dieſer zu ſeyn. In dieſem Lande geht man, ſehe ich wohl, mit dem Adel, wie mit den Pferden um, davon Boileau ſagt:

Wenn ein Fohlen vom Alfane oder Bayard
Eine ſchlechte Mehre iſt, wirds als eine ſchlechte Mehre verkauft.

Unter uns wird die Tugend weit herrlicher belohnt. Sobald ein groſſer Fürſt einem den Titel des Adelſtandes zutheilet, ſobald wird auch ſein Geblüt weit ſchöner und reiner, und dieſes auf die ganze Nachkommenſchaft abſtrömende Blut verleihet ihnen eine ganz andere Natur, als die übrigen Menſchen haben. Ein König hat die Gewalt nicht, die Tugend in ein Geſchlecht feſt und ſtandhaft zu gründen, aber die Belohnung der Tugend kan er erblich machen, und das Volk zwingen, den Laſtern des Sohns eben die Ehrerbietung zu erweiſen, welche ſich die Tugend des Vaters erworben hatte. Was noch mehr: Dieſer Adel vermehret ſeinen Glanz, ie älter er wird. Es iſt mit ihm, wie mit den Strömen und Flüſſen beſchaffen, welche an der Qvelle klein ſind, deſto mehr ſich hingegen ausbreiten, ie weiter ſie ſich vom Qvell entfernen. Es iſt wahr, daß ſie unterwegs viel wildes

und

nd fremdes Waſſer einſchlucken, und daß ſich öfters ben dergleichen mit dem Adel zuträgt, ie weiter er ch von ſeinem Urſprung entfernet.

XIV.

Der Adel und die hohe Geburt*.

Es iſt bereits ausgemacht und erwieſen, daß wir „alleſammt Adams Kinder ſind. Unſere Ahnen und Stammväter haben die Hand an Pflug gelegt, und den Acker gebauet. Nach der Zeit wurden ſie dieſer beſchwerlichen Arbeit überdrüßig. Der eine ſpannete früh morgens, der andere Nachmittags aus.

Auf dieſe Art iſt der Unterſchied des Bauer- oder emeinen, und des Adelſtandes in die Welt kommen. eute, die kein Ehrgeiz qvälete, blieben ſtill in ihren ütten, und opferten ihren Schweiß und ihre Arbeit er Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts auf, inem ſie ſelbſt kaum mit Mühe und Noth die Güter enoſſen, die ſie andern verſchaften. Andere trieb n lebhafter Witz, Unbeſtändigkeit und Hochmuth, aß ſie den Ackerbau mit ſamt ſeiner Beſchwerlichkeit nd Annehmlichkeit eckelhaft verlieſſen. Sie haben ch dagegen den Prinzen unentbehrlich gemacht, inen leeren Titel vor ihre Dienſte erhalten, die dem Staat weniger nützen, iedoch weit mehr, als diejenien glänzen, welche ihm der Ackerbau opfert.

Seit der Zeit ſich die Menſchen dieſen eiteln Unterchied in den Kopf geſetzt haben, hat man angefangen,

*) XLI Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

gen, die Kennzeichen des gemeinen und des Adelſtandes zu beſtimmen.

Seine unſchuldigen Triebe in die Grenzen der beſchiedenen Dunkelheit einſchlieſſen: Allen laſterhaften Neigungen und verführeriſchen Laſtern, ohne Widerſtand und Murren entſagen: Das Feld in ſtiller Ruhe bauen, und die träge Natur durch den ſorgfältigen Ackerbau ermuntern: Sich von den Müßiggängern verachten laſſen, und doch vor ihre Erhaltung und Nahrung arbeiten: Seinen Biſſen Brot kaum zur Nothdurft genieſſen, und allenthalben den Uiberfluß ausſtreuen: Stat aller Schätze endlich ſeinen Kindern die Ruhe des Gemüths, und die Arbeit des Leibes im Teſtament vermachen: Dieſes ſind die Kennzeichen des gemeinen und Bauerſtandes.

Hingegen in prächtigen Schlöſſern, und in den Armen der Weichlichkeit ſchlafen: Eine Geiſſel der Bürger, und ein Henker der Bauren ſeyn: Seine Luſt und Schwelgerey aus ihrem Elend ſchöpfen: Die Einwohner der ſtillen Wälder bekriegen: Seinen Muth im Mord und Blut der Menſchen kühlen: Dieſe erlernte ſchreckliche Wiſſenſchaft unter den Fahnen und Standarten der Könige üben: In deren ſtolzen Unternehmungen ihrer barbariſchen Raſerey Beyſtand leiſten: Die Geſetze des Kriegsgottes allein vor Gerechtigkeit erkennen: Seinen Ruhm auf die zu Grunde gerichteten Völker bauen, und die Geſchichte mit Grauſamkeit und Mordthaten zieren: Dieſes ſind die Kennzeichen des Adels und Herrnſtandes.

In Betrachtung dieſer Schildereyen kan nichts billiger ſeyn, als daß man dem Adel die gröſte Hochach-

tung

tung erweiſe, deſſen Beſchäftigung in dem Untergang der Menſchen beſtehet, und von dem es eine unzertrennliche Eigenſchaft iſt, den Bauer mit ſeinem Vieh in eine Gleichheit zu ſetzen, weil eins wie das andere zur Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts arbeiten und Beytrag thun muß. Gewiß iſts, daß ein Barbar, der von Europaiſchen Manieren nicht recht unterwieſen wäre, gar leicht bey dieſem Unterſchied in Irrthum gerathen, und die Worte Bauer und Edler verwechſeln könnte. Wie bald würde es geſchehen, daß er jenem einen Begrif von Ehrerbietung und Hochachtung, dieſem aber von Verachtung und Geringſchätzigkeit beylegte. Ich begreife ganz wohl, daß man eine ſolche abgeſchmackte Gedenkensart auspfeifen werde. Vielleicht hält man die Schwierigkeit nicht viel vernünftiger, die mir bey dieſem Vorwurf in die Gedanken kommt.

Woher kommt es wohl, daß der alte Adel vor dem neuen ſo hoch gehalten wird? Es ſcheinet, daß eine gewiſſe Anzahl Jahrhunderte erfordert werde, ehe er zur rechten Reiſe oder zur Zeitigung gelanget, und daß die Zeit, welche doch insgemein den Preis aller Dinge vermindert, den Werth des Adels hingegen zu vermehren pflegt.

Es hat faſt eben die Bewandniß damit, wie mit den Münzen, welche ihres Schmutzes, Roſts und Moders ohngeacht, nur ihres Alterthums wegen hochgeachtet werden.

Ich kan mir leicht einbilden, daß man den neuen Adel mit allem Recht verachtet, wenn man ihn durchs Glück erhalten, und nicht ſeinen Verdienſten zu danken hat. Ein Menſch muß gewiß ein ganzer Narr

ſeyn, daß er ſich einen Rang und Titel kaufet, der ihm eine ſpöttiſche Verachtung, ſo wohl von den Bürgern, von denen er ſich ſcheidet, als von den Edelleuten, mit denen er ſich vermengen will, zuziehet.

Gleichwohl wird ein Edelmann vom alten Stamm dieſe lächerlichen Pfefferſäcke eben ſo ſehr verachten, als diejenigen, welche ihren Adel aus eben der Qvelle geſchöpfet, aus welcher ſeine Ahnen den ihrigen erhalten haben. Was! ſpricht er, dieſer Mann will ſich mir gleich ſchätzen? Er iſt ja nur ein Soldat vom Glück, und nur ſeit 3 oder 4 Jahren Graf oder Baron. Ich trage den Titel, den ich ſchon mit auf die Welt gebracht habe, und mein Rang iſt mir ſo eigen, als mein ganzes Weſen. Er hingegen iſt ſeine ganze Lebenszeit ein Bürger geweſen, und nur erſt geadelt worden, da er 50 Jahre ſeinem Herrn Dienſte gethan hat.

Ich dürfte mich faſt unterſtehen, zu behaupten, daß dieſes ein handgreifliches Beyſpiel von der Art und Weiſe abgebe, wie die Gewohnheit fähig ſey, die unſinnigſten Meinungen in ein hohes Anſehen zu bringen. Wenn der Adel dem Verſtand und dem Herze eine weſentliche Eigenſchaft beylegen kan, wie die meiſten Perſonen vom Rang ſich einbilden, ſo ſcheinet es, daß dieſe Wirkung, ie näher ſie ihrer erſten Grundurſache iſt, auch deſto kräftiger und wirkſamer ſeyn; und daß ſie von ihrer Kraft durch ihren ſtufenweis fort daurenden Abfall, bis zu den letzten Enkeln etwas verlieren müſſe.

Wenn man im Gegentheil den Adel als einen bloſſen Ehrentitel betrachtet, mit welchem ein Monarch einen ſich um ihn verdient gemachten Unterthan, für

ihn und ſeine Nachkommen, aller Menſchen Hochachtung und Anſehen beylegen will; ſo ſcheinet es, daß der Glanz dieſer Ehre in demjenigen mit vollem Schimmer ſtrahle, der ſich derſelben durch ſeine Verdienſte würdig gemacht hat. Uiberdieß iſt auch noch ganz natürlich, daß das im friſchen Andenken ſtehende Beyſpiel der väterlichen Tugend auf die nächſten Abſtämmlinge den ſtärkſten Eindruck machen müſſe, und da derſelbe weit fähiger iſt, zur Nachahmung groſſer und tugendhaften Thaten anzureizen, ſo haben dieſelben auch ein gröſſeres Recht, Erben ſeines Ruhms zu werden. Wenn mir erlaubet iſt, ſo will ich die Meinung des Marius über dieſen Punct vorſtellig machen.

Dieſer berühmte und groſſe Römer, war, ſeiner niedrigen Ankunft ohneracht, bis zur höchſten Bürgermeiſterwürde geſtiegen. Man hatte ſeiner Sorgfalt den Krieg wider den Jugurtha, König von Numidien, anvertrauet, welchem, an ſcharfſinnigen Staatsſtreichen, kein Prinz kaum iemals gleich geweſen. Dieſer König hatte die fürchterliche Römiſche Macht ſeit geraumer Zeit verſpottet, indem er die wider ihn commandirte Feldherren beſtochen, unter denen Calpurnius und Albinus, beyde aus den edelſten Geſchlechtern vom erſten Rang zu Rom ſich befanden. Dieſe Römiſche Ritter, welche dem Feind, ſo wohl ihre eigne, als des Staats Ehre niederträchtig verkauft hatten, unterlieſſen nicht die Wahl des Volks aufs äuſſerſte zu verunglimpfen, und die niedrige Geburt des Marius verächtlich zu machen, welcher ihnen aber ihren Vorwurf faſt auf dieſe Weiſe beantwortete:

* Ihr Römer, wenn andere nach einem ſo ſchweren Amt trachten, als dasjenige, welches ihr mir anvertrauet, ſo ſtützen ſie ſich auf die vortreflichen Thaten ihrer Väter. Das Anſehen ihrer Freunde und die Menge ihrer Verehrer ſtreitet vor ſie. Ich bin dieſer äuſſerlichen Hülfe gänzlich beraubt, und weiß mich wider den Anfall des Neids nicht anders zu ſchützen, als daß ich eine Freyſtadt bey meinen geleiſteten Dienſten, und in meiner Redlichkeit ſuchen muß. Gleich von meiner Jugend an zog mich meine Neigung, daß ich mich mit der Arbeit und der Gefahr aufs genaueſte vereinigte. Anietzo, da ihr mich mit Wohlthaten und Belohnungen beehret, werde ich mich derſelben zu entſchlagen, mir noch vielweniger in den Sinn kommen laſſen, und meine Erkenntlichkeit erwecket meine Neigung zum Kriege wiederum von neuen. Diejenigen, deren Ehrgeiz ſich mit verſtellten Tugenden bekleidet, haben Mühe und Noth, ihre vorige Aufführung zu rechtfertigen, wenn der Eifer vor ihren hohen Rang geſättiget ſeyn wird. Was mich betrift, ſo iſt mir die Tugend auf gewiſſe Art zur Nothwendigkeit geworden, indem die erſten Handlungen und Thaten meiner Jugend in mir eine Gewohnheit zuwege gebracht, mich wohl aufzuführen. Indeſſen ſind die Edeln nicht wohl zu ſprechen, daß ihr den Krieg wider den König Jugurtha meiner Geſchicklichkeit anvertrauet habt. Unterſucht es doch, ihr Römer, ob euch eure Wahl etwan gereuen möchte, und ob ihr beſſer thun würdet, wenn ihr an meine Stelle einen von edler Geburt ſetztet, dem die Titel ſeiner Ahnen an ſtat der Erfahrung dienen müſſen. Eine ſolche Bürde zu ertragen, fehlte ihm die Fähigkeit. Ohne Zweifel würde er ſich einen unter den gemei-

*) Salluſt. Bell. Jugurthin.

gemeinen ausſuchen müſſen, der ihm zum Hofmeiſter diente, und als ein unwürdiger Feldherr, würde er ſich den Ordren eines ſeiner Nachgeſetzten unterwerfen müſſen. Mir ſind unter dieſen Leuten vom Rang manche bekannt, welche erſt, da ſie Bürgermeiſter worden ſind, anfangen, die Geſchichte unſerer Vorfahren, und die Kriegskunſt der Griechen zu ſtudiren. Leute von unſinniger Einbildung, dergleichen iemals geweſen ſeyn mögen. Man muß ſich unterrichten, ehe und bevor man zu Geſchäften ſchreitet, und die Lehren kommen zu ſpäte, wenn man Hand an ein Werk legen ſoll. Stellet doch, ihr Römer, ihre Aufführung mit dem Verhalten eines Mannes in Vergleich, den ſie wegen ſeiner niedrigen Ankunft ſo verächtlich halten. Ich habe dasjenige zum Theil mit meinen Augen geſehen, was ſie in Büchern leſen, zum Theil habe ich es ſelbſt verrichtet, und die Frucht meiner Erfahrung iſt auſſer Zweifel weit gründlicher, als diejenige, ſo ſie von ihrem Leſen erhalten. Sie verachten meine Ankunft, und ich ihre Zaghaftigkeit. Werfen ſie mir die Wirkung eines zufälligen Glücks vor, ſo rücke ich ihnen ihre Schande auf, davon ſie ſelbſt die Werkmeiſter ſind.

Meinem Bedünken nach, iſt die Natur aller Menſchen gleich durch vortreflich, und der Adel findet ſich nirgends als bey wahren Verdienſten. Kan ich mich denn nicht an ihre Anherren ſelbſt wenden? Ich wollte ſie fragen, ob ſie nicht lieber einen Marius zu ihrem Sohn haben möchten, als einen Calpurnius und Albinus. Auſſer Zweifel würden ſie ſich erfreuen, ihr Blut in demjenigen wallen zu ſehen, wo ſie ihre Tugend entdeckten.

Wenn ſie alſo Recht haben, mich zu verachten, ſo müſſen ſie auch die Stammväter ihres Adels verachten, welche auf gleiche Weiſe, wie ich, denſelben aus der Hand der Tugend empfangen haben. Sie ſind auf meine Erhöhung eiferſüchtig, warum ſind ſie es nicht auch auf die Mittel, die mich zur Hoheit geführet haben? Was für ein unerträglicher Hochmuth iſt dieſes? Sie leben nicht anders, als ob ſie alle hohe Würde verachteten, und ſie ringen doch nach dieſen, als ob ſie ſtets in vollkommener Unſchuld gelebt hätten. Sie wollen in einer Perſon die Luſt eines faulen Lebens, und die Belohnungen eines arbeitſamen Lebens vereinigen. Ihre Reden ſind allezeit von der Prahlerey aufgeſchwollen, die ſie von den Verdienſten ihrer Ahnen hermachen, und verlangen, ſich einen Glanz anzuſtreichen, von den groſſen Thaten, darzu ſie nicht das geringſte beygetragen haben. Jedoch, ie glorreicher die Aufführung der einen iſt, ie gröſſer iſt die Schande der andern, und der Ruhm ihrer Ahnen, der ſie umſtralet, machet ihre Schande heller und ſichtbarer. Ohne Zweifel werden ſie meinen, daß ich mich zu ſehr ſelbſt rühmete. Allein, die auf fremde Tugend ſo ſtolz thun, ſollten ſie es wohl übel auslegen, daß ich mir aus meinen eignen Verdienſten eine Ehre mache? Mein Adel iſt neu. Doch iſt es weit beſſer, der Anfänger ſeines Adels zu ſeyn, als denſelben zu verunehren, welchen man von ſeinen Eltern geerbet hat. An ſtat euch die Titel meiner Anherren, ihre Bürgermeiſterwürden, ihre Triumphe herzuerzählen, will ich euch diejenigen Preiſe zeigen, womit meine Feldherren meine Tapferkeit belohnet haben. Ich will euch meine mit Wunden bedeckte Bruſt vorſtellen. Ich bin ein ſchlechter Redner, allein die Tugend braucht keine Stütze von der Rednerkunſt zu

bor-

borgen, dieſe haben meine Gegner vonnöthen, damit ſie die Schande ihrer Aufführung dadurch bemänteln können. Ich bekenne auch, daß ich von den Wiſſenſchaften der Griechen wenig vergeſſen habe, welche ihre Beſitzer beſſer machen ſollen. Ich habe weit wichtigere und dem Staat zuträglichere Dinge gelernet. Ich kan zu gleicher Zeit Arbeit und Mangel ertragen. So habe ich auch gelernet, mich für nichts, als für Unehre zu fürchten. Niemals werde ich meinen Ruhm aus der Bemühung meiner Soldaten ziehen, ohne mit ihnen gleich zu theilen. Und eben auf ſolche Weiſe muß man freyen Leuten befehlen. Denn in Schwelgerey leben, und ſein Volk durch Mangel umkommen laſſen, heißt als ein Herr, nicht aber als ein Heerführer handeln. Durch ein ſolches Betragen, wie das meinige iſt, ſind die Ahnen meiner Neider adelich worden, auf die ſie ſo ſtolz thun, und von deren Nachahmung ſie nichts wiſſen wollen. Vielmehr verachten ſie die, ſo ihnen nachahmen, und da ſie unter ſie erniedriget ſind, meinen ſie doch hohe Würden zu verdienen, die ihrem Range zukämen. Jedoch nur allein die Tugend muß den Weg zu Ehrenſtellen bahnen, weil man ohne ſelbige den Aemtern nicht vorſtehen kan, und ihre Ahnen ſind nicht Herren darüber geweſen, ihnen ſolche zur Erbſchaft zu hinterlaſſen. Man wirft mir ferner meine ungeſittete Art vor. Ich verſtehe mich nicht auf die Kunſt, Gaſtmale anzuordnen, und bezahle weder Narren noch Köche gar zu freygebig. Ich mache mir vielmehr eine Ehre daraus, dieſen Vorwürfen ausgeſetzt zu ſeyn. Rechtſchaffenen Leuten dient die Tugend ſtat des Reichthums, und ſie haben mehr nöthig, ſich mit ihren Rüſtungen, als mit ihrem Hausrath zu beſchäftigen. Dieſe artigen und prächtigen Leute mögen ſich mit ihren höflichen

Stellungen und Gebehrden begnügen, ſie mögen in Schmaus und Wolluſt leben, das Alter mag auch keine Scheidewand zwiſchen ihren Schwelgereyen ſetzen: So mögen ſie uns nur auch die Gefahr, die Bemühung und deren Belohnung laſſen. Dieſe Theilung gefällt ihnen nicht. Da ſie durch ihre Laſter berüchtiget ſind, wollen ſie rechtſchaffenen Leuten den Preis der Tugend aus den Händen reiſſen, und öfters geräth es ihnen. So geſchichts öfters, daß die Laſter denenjenigen keinen Schaden thun, die ſie in ihrem Buſen nähren, und die Republick allein von ihren Unarten leiden muß, daran ſie nicht ſchuld hat.

XV.
Die Reiſen*.

Man hat die Reiſen zu allen Zeiten aus wohl gegründeten Urſachen für das kräftigſte Mittel gehalten, die Sitten wohl zu verbeſſern, die Gaben des Verſtandes vollkommen zu machen, und der Vernunft die erforderliche Ausklärung und Stärke zu verſchaffen. Wer nur ein wenig Gelehrſamkeit beſitzet, dem kan nicht unbekannt ſeyn, daß die weltberühmten Weiſen Griechenlands ihre Einſichten und ihren gröſten Ruhm den nützlichen Reiſen, ſo ſie nach Egypten, und in alle andere Länder, wo die Philoſophie und Wiſſenſchaften blüheten, am meiſten zu danken haben.

Hierdurch fanden ſie nicht nur Gelegenheit, die Staatsklugheit verſchiedener Herrſchaften einzuſehen, die Sitten der Völker gegen einander zu halten, und den Unterſchied der Begriffe zu bemerken, die ſie in-

Anſe-

*) XLVII Bagatelle.

Anſehung einerley Sachen hegten. Uiber dieſes alles aber erleichterte ihnen dieſes wandelnde Studiren den Umgang und die Unterredung mit den berühmteſten Philoſophen ieden Volks, damit ſie ihre Entdeckungen vortheilhaft anwenden konnten.

Die Römer verabſäumten dieſe heilſame Lehrart nicht, ſobald ſie nur aus ihrer wilden Ungezogenheit, darinne ſie die unaufhörlichen Kriege erhielten, wieder zu ſich ſelbſt kamen. Es war etwas ſeltenes, wenn ein Mann von vornehmen Stand unter ihnen, ehe er zu Ehrenämtern ſtieg, nicht einige Jahre in Griechenland ſich aufgehalten hatte, welches man zu der Zeit für den Mittelpunct aller Artigkeit und Gelehrſamkeit anſahe.

Bey allen neuen Völkerſchaften, ſtehen die Reiſen noch in eben ſo groſſer Hochachtung, ob ſie wohl aus Verſehen der Reiſenden ſelbſt, überhaupt zu reden, mehr Schaden als Vortheil bringen. Von zwanzig jungen Leuten, ſo man in fremde Länder ſchickt, kommen ihrer zum wenigſten funfzehen weit lächerlicher und unerträglicher wieder zurück, als ſie vorher waren, ehe ſie verreiſeten. Die Urſachen hiervon darf man gar nicht weit herholen.

Will man von demjenigen, was man in entlegenen Ländern ſehen kan, Nutzen und Vortheil ziehen, muß man vorher in ſeiner Seele einen tüchtigen Grund von vernünftigem Nachdenken bereits geleget haben, und einen richtig urtheilenden Verſtand beſitzen. Dieſes allein macht uns fähig, auf den Reiſen zu ſtudiren, durch die Vernunft, wie mit einem Probierſtein, alles wohl zu prüfen, was uns vor die Augen kommt; was in den Sitten der Ausländer wahrhaftig gut

und annehmlich iſt, zu unterſcheiden, ſolches auszuwählen, und durch ganz unvermerkte Verbindung mit unſerm Character zu vereinigen.

Ohne dergleichen wohl ausgearbeitete Vernunft, ohne dieſe bedachtſame Gedenkensart, kan es allerdings nicht fehlen, man muß in alle ausſchweifende Narrheiten gerathen, die man bey den Völkern antrift, welche für artig gehalten werden, und eine ungeheure Ladung davon mit ſeiner angebohrnen Narrheit vermengt, wiederum zurück bringen. Es läſſet ſich nichts leichter, als Dummheit, alberne, trotzige und unſinnige Gebehrden und Stellung gut und böſe nachahmen.

Eine mit unſerm Vaterland benachbarte Nation iſt vielleicht unter allen auf der Welt am meiſten gewohnt, ihre Jugend von einem gewiſſen Rang auſſer Landes reiſen zu laſſen. Bey ihr bedeutet es mit einem vornehmen Mann nicht viel, wenn er nicht zum wenigſten Paris geſehen hat. Sie will, daß ein junger Herr Länder ſehen möge, es muß alſo geſchehen, das Loos hat ihn getroffen.

Ihm iſt nichts anders, als ſein Dorf, ſeine Baronie, oder ſeine Grafſchaft vor die Augen gekommen. Niedrig vor ihm herum kriechende Unterthanen, oder vielmehr Sclaven, haben ihn an einen ungeſchliffenen Hochmuth und an eine verächtliche Kaltſinnigkeit gewöhnt. Er muß einen Begleiter haben. Man ordnet ihm einen Geiſtlichen oder einen Cammerdiener des alten Herrns zu, der die Welt eben ſo wenig, als ſein junger Herr kennet, und der mit aller Sorgfalt drauf bedacht iſt, den Herrn Baron, oder den Herrn Grafen mit ſeiner lächerlichen Hofmeiſterey in

Zaum

Zaum zu halten. Dieſer wackere Oberaufſeher iſt mit den richtigſten Verhaltungsbefehlen verſehen, die ihm die Wege anweiſen, wie viel ſchlechte und wie viel reiche Kleider der junge Herr das Jahr durch haben, und wie hoch die Summe des Aufwands ſich des Jahrs belaufen ſoll. Für ſeine Mühe genießt er einen Gehalt, von fünf hundert Rthlr., und erhält die abgeſetzten Kleider des jungen Herrn. Nun ſind unſere Reiſenden auf dem Weg. Sie laſſen ſich von einem Hof zum andern ſehen, meſſen die Höhe und Tiefe der Gebäude, die Länge und Gröſſe, der Gelehrten, der Prinzen aufs genaueſte ab, und kehren wieder in ihre Hütte zurück, wo ſie ſich nach ihrer Reiſe wieder etwas zu gute thun, und genieſſen ein reizendes Vergnügen, daß ſie wiſſen, wie der Regent, König George, Fontenelle, Newton, Hamptoncourt und Verſailles ausſehen.

Wir Holländer halten es iezuweilen ebenfalls für ein Verdienſt, die Küche unſerer Mutter auf eine Zeit zu verlaſſen. Allein unter uns iſt nur die Jugend vom höchſten Rang verbunden, einen verdrießlichen Aufſchauer mit ſich herum zu ſchleppen. Den könnte man wohl erſparen; es iſt nur ein unnützer Aufwand; mit uns hat es ſo viel Gefahr nicht, daß wir uns auf Reiſen leicht Schaden thun. Wenn mans deutſch ſagen ſoll, ſo reiſen wir nicht, wir ſchleppen nur auf ohngefehr acht bis zehen Monat einen Klumpen Fleiſch, der zwanzig Jahr in Holland aufgewachſen iſt, nach Frankreich und Engelland herum.

Wir geben uns gleichwohl auch in fremden Landen ein Anſehen. Wir halten ein paar Lakeyen, legen uns eine Eqvipage zu, beſuchen die öffentlichen Spazier=

zierplätze, gehen in die Opera, in die Comödie. Alle Tage wird ein gewiſſes Caffeehaus von uns ordentlich betreten, wo unſere Landsleute ihre Verſammlung halten, und wir das Vergnügen genieſſen, unſere Mutterſprache nicht zu vergeſſen.

Wir haben unſer beſonders Gaſthaus, wo wir ſpeiſen, auch andere Oerter, wo wir uns in der Franzöſiſchen oder Engelländiſchen Sprache unter gemeinen Mägdgen üben können. Wir ſetzen die artigen Manieren dieſer Art von Schönen mit den unſrigen gleichen Schlags in Vergleichung. Dadurch erlangen wir das Recht, es allen jungen Herren vorzuthun, die das Unglück haben, ihre herrlichen Gaben zur Schwelgerey nirgends anders, als in dem Winkel ihres Vaterlandes ſehen zu laſſen.

Auf ſolche Art werden die Reiſen der jungen Holländer meiſtentheils zum Nutzen angewendet. Sie ſehen wenig, lernen nichts, leben mit Verdruß mitten unter allen Gelegenheiten des Genuſſes der weiſen, unſchuldig ergötzlichſten Vergnügungen. Sie betrachten zwar die Franzoſen und Engelländer von auſſen, allein in ihre Sitten, in ihren Character, in ihre Staatskunſt, viel weniger in die Hofmaximen lernen ſie nicht eindringen. Alles das Neue, ſo ſie mit nach Hauſe bringen, beſtehet in einem oder etlichen reichen mit Gold und Silber beſchlagenen Kleidern, nach Pariſer Schneider Mode, ein paar abſcheulich groſſen Hüten, etliche Schnupftabackdoſen, und andern zierlich koſtbaren Lappereyen gleichen Schlags.

Dieſes legt ſich bey unſern jungen Kaufleuten am meiſten zu Tage, welche auf etliche Monate des jungen

gen Herrns in den benachbarten Ländern ſpielen. Einer von dergleichen Schrot und Korn, der ſich zu Paris vor langer Weile ganz verdrießlich befande, erweckte bey einigen ſeiner vernünftigern Landsleute groſſes Mitleiden, welche durch ihre gute Art und manierliche Aufführung ſich den Eintritt in verſchiedene gute Geſellſchaften erworben hatten. Was zum Henker, ſagte einer von dieſen leztern zu ihm, machet ihr denn hier, warum ſeyd ihr denn nach Paris kommen? Könnet ihr denn nicht **Burgunder Wein**, und **Caffee** zu **Amſterdam** ſchlurfen? Kommt mit, ich will euch die artigſten Frauenzimmer in Frankreich ſehen laſſen, die allein die Reiſekoſten belohnen. Was zum T . . . antwortete der andere auf gut Holländiſch, ſoll ich bey den Franzöſiſchen Dingerchen machen? Der fremde Leſer wird erlauben ihn zu berichten, daß die Franzoſen von gewiſſen Holländern äuſſerſt verachtet werden, die ſie nur die Franzöſiſchen Püppgen nennen, welches nichts weniger als ein ſchmeichelndes Liebeswort bedeutet.

Ich würde Unrecht thun, wenn ich hier dem Publico eine Nachricht von der luſtigſten Reiſe verſchwiege, ſo iemals bey Menſchengedenken angeſtellet und vollbracht worden iſt. Ein junger Kaufmannsprinz in oben bemeldter Stadt hatte ſagen hören, man könnte kein artiger Menſch werden, wenn man in ſeinem Vaterlande liegen bliebe, er faſſete alſo in Sinn, reiſen, und ein artiger Menſch werden, ſey einerley. Dieſe Phantaſie that er ſeinem Vater zu wiſſen, der auch herzlich gerne darzu ſtimmte, und über die edle Ehrbegierde ſeines Sohnes ein rechtes Vergnügen fühlete. Die Reiſe war beſchloſſen.

Der

Der junge Herr mit dreyhundert Gulden und guten Wechſelbriefen an die Correſpondenten des Vaters verſehen, ſchoß fort wie ein Pfeil vom Armbruſt. Tag und Nacht ruhete er nicht, und fluchte hundert mal, daß die Poſtpferde die Beine nicht geſchwind gnug aufheben wollten. Wie ein Blitz ſtrich er weit in die Länder hinein. Er beſahe Nimegen, Weſel, Düſſeldorf, Cölln, Frankfurt, Strasburg, Metz, Toul, Verdun, Luxemburg, Lyck, Maſtricht. Nun war er wieder in Amſterdam. Wenigſtens hatte er in einem Monat dasjenige geſehen, worüber andere ganze Jahre zubringen. Nicht ein einziger von den Correſpondenten war ihm zu Geſichte gekommen, die drey hundert Gulden hatten ſchon zugereicht, er brachte noch etwas davon mit zurücke. Auf ſeine beſchwerliche Reiſe bildet er ſich nun was rechts ein. Hat er nicht Urſache darzu? Eine groſſe Menge Klockenthürme von verſchiedener Figur hat er gleichwohl geſehen. Muß ſein Vater nicht ein Vergnügen über einen Sohn finden, der eine ſo künſtliche Art entdeckt hat, mit ſo wenig Koſten, in ſolcher Geſchwindigkeit artig und manierlich zu werden?

XVI.

Die Pedanterey *.

Man bedienet ſich in der franzöſiſchen Sprache des Worts Pedant nicht in gehöriger Richtigkeit, indem man glaubet, es ſey der Ausdruck eines Fehlers an den Gelehrten. Indeſſen kan es doch nach der genaueſten Gleichheit aller Welt, auch ſogar denenjenigen ſelbſt mit allem Recht beygeleget werden, welche alle Leute für das Gegentheil der Pedanten halten. Die Pedanterey iſt an keine Profeßion insbeſondere gebunden, und niemand muß nothwendig bey der von ihm erwählten Lebensart in dieſelbe fallen.

Ein Mann, deſſen Thun in der Unterweiſung der Jugend beſtehet, der ſelbige durch eine ernſthafte, ſaure Miene in den Schranken erhält, iſt ein Schulmeiſter, ein der Geſellſchaft höchſt nützlicher Mann. Derjenige aber, welcher, ſo zu reden, allenthalben mit der Ruthe in der Fauſt bewafnet herum lauft, der in allen Geſellſchaften ſeine Schule antrift, in die er zu treten pflegt, der mit einem entſcheidenden richterlichen Ton lauter Nichts vorbringet, verdienet den Titel eines Pedanten.

Ein Menſch, der in ſeiner Studierſtube verſteckt iſt, Bücher um ſich herum liegen hat, bald aufſteht, bald wieder ſitzt, bald geſchwind bald langſam herum gehet, ein wüſtes Geſicht machet, eine Sache mit den Augen ſtarr betrachtet, und ſie nicht ſiehet, iſt ein Mann der ſtudirt, er iſt aber kein Pedant. Er wird es aber

*) LXIX Bagatelle.

aber über und über, wenn er beym Austritt aus ſeiner Wohnung den Staub der Studierſtube nicht abſchüttelt, und mit ſeinem von Gelahrheit oder ſeiner Phyſik beladenen Gehirne hervor tritt, wenn er den Umgang mit Frauenzimmer, oder artigen Leuten beſchwerlich machet, auch ſelbige wohl gar mit ſeinen wilden, verrückten Gebehrden und Geſicht erſchrecket.

Gleiche Beſchaffenheit hat es auch mit einem Tanzmeiſter. Wenn er auf dem Tanzſaal mit der Unterweiſung ſeiner Scholaren beſchäftiget iſt, ihnen eine gute Tragung des Leibes, mit vorgeworfner Bruſt, wohlgehobenem Fuß anbefielt, ſo würde ſich einer ſehr lächerlich machen, der dabey etwas einwendete: Er iſt kein Pedant, ein Tanzmeiſter iſt er. Er würde aber wirklich in die Pedanterey fallen, wenn er auf der Straſſe tanzen und den Vorbeygehenden Lection geben wollte.

Sollte mans wohl glauben? Tauſendmal mehr Pedanterey iſt in der Aufführung eines jungen Officiers, als bey einem alten Schulmeiſter anzutreffen. Wahr iſts, er tritt ins Caffeehaus mit recht guter Art, er zeigt ſich ſehr wohl, er grüßt ſeine Bekannten mit einer ungezwungenen feinen Stellung. Kaum aber hat er ſich unter einer Geſellſchaft von Gelehrten, oder Kaufleuten niedergeſetzt, ſo ordnet er die Truppen in Schlachtordnung, thut den Angrif auf eine Verſchanzung bey Malplaket, nimmt die äuſſere Böſchung des Grabens zu Menin weg, erſteigt den Stadtgraben, bringt die Mienen an. Man hört ihm zu, man weiß aber nicht, was der Pedante ſpricht.

Auch ſogar der Petitmaitre kan der vollkommenſte Pedante, deutſch: Schulfuchs, werden, wenn er in

Geſell-

Geſellſchaft ſeine Reden durch neu ausgeheckte Redensarten und Wörter verdüſtert, die er, wenn mir ſo zu ſagen erlaubt iſt, in alle Brühen ſtreuet, und durch eine unaufhörliche gezwungne Art, die ſeiner Bande eigen iſt, vernünftige Leute ins Schrecken ſetzt, welche alle glauben, die guten Manieren müſten nirgends anders, als aus dem richtigen Vernunftſinn geſchöpft werden.

Alle dieſe vorgeſtellte Abbildungen geben eine gewiſſe grobe Pedanterey zu erkennen, die ziemlich in die Augen fällt. Es giebt aber noch eine feinere und zärtere, die einer mittelmäßigen Beurtheilungskraft gar leicht entwiſchen kan. Sie ſtecket in dem Character gewiſſer ſchönen Geiſter, denen man das Recht, anderer ihre Pedanterey auszulachen, nicht einmal ſtreitig machet. Sie ſind allerdings viel zu klug, als daß ſie immer von einem poetiſchen Stück, von dem wohl getroffenen Plan eines Schauſpiels, von der Richtigkeit eines Tadels ſprechen ſollten. Sie erniedrigen ſich ſo gar, von den gemeinſten Dingen im bürgerlichen Leben zu reden. Sie reden aber gar zu ſchön, ihr Vortrag iſt allzurein und zierlich, ihre Perioden ſind tactmäßig abgepaſſet, die Ausſprache geſchiehet ganz langſam, redend ſchreiben ſie. Ohnerachtet ſie ihrer ſelbſt nicht einmal erwähnen, ſo vernehmen wir doch gleich, von was für Profeßion ſie ſind, ſie ſagen uns, daß ſie zu der ſchönen Geiſterzunft gehören.

Der Leſer wird nun wohl ohne Zweifel aus dem, was ich geſagt habe, die wahre Natur der Pedanterey erkennen. Ihr Grundſatz iſt eine lächerliche Eitelkeit, die uns antreibet, beſondere uns beywohnende Einſichten und wohl bekannte Dinge im Umgang

und Unterredung aufs Tapet zu bringen, die doch allgemein ſeyn ſollte, nur damit wir uns ſolo hören zu laſſen Gelegenheit haben. Hieraus läßt ſichs nun gar leicht ſchlieſſen, daß die ganze Welt von Pedanten wimmelt, und nichts gemeiner ſey, als daß man ſich ſelbſt lächerlich machet, wenn man eine beſondere Claſſe von Leuten, die in der Pedanterey ſtecken, mit der Pritſche züchtigen will.

Wenn man das Vermögen ſeines Verſtandes nur auf eine Materie in den Wiſſenſchaften angewendet hat, ſo kan es nicht fehlen, daß man hinein ſtolpert, wo nicht gar hinein fällt, und der geſchickteſte Mann von der Welt, der ſich nur nach einem Leiſten gezogen hat, wird faſt niemals den Mund aufthun, dabey er nicht in Sorgen ſtehen muß, in dieſen unangenehmen Fehler zu tappen. Das Mittel, ſolchen zu vermeiden, beſtehet hierinne, daß man ſeine Vernunft wohl einrichte, wodurch man den rechten Hauptſchlüſſel zu alle demjenigen erhalten kan, was zu wiſſen nützlich iſt, und ſich nicht einer Wiſſenſchaft mit Leib und Seele ſo gar ſehr überlaſſe, wobey man die allergemeinſten Dinge einzuſehen verabſäumet.

Dieſes iſts, was man in der Welt einen rechtſchaffenen Mann nennet, wenn man zu rechter Zeit bemüht iſt, ſich in einen Stand zu ſetzen, worinne man die Annehmlichkeiten der Geſellſchaft ſchmecken und genieſſen, das ſeinige aber auch darzu mit beytragen kan. Er beſtrebet ſich wenigſtens einen allgemeinen Begriff von allen Materien, die mit dem bürgerlichen Leben ein Verhältniß haben, zu faſſen. Den lächerlichen Hochmuth muß er ſich vom Halſe ſchaffen, der ihn beredet, als ob er zu den gemeinſten im Umgang vorkommenden Dingen viel zu vornehm ſey.

Ich kenne Leute, die in der That Verſtand und guten Vernunftſinn beſitzen, und in allen Arten von Materien wohl beſchlagen ſind, ſie machen ſich aber daraus eine Ehre, daß ſie es thun, als hätten ſie einen Abſcheu für die Zeitungen. Dieſes kömmt mir aber ſo gar geſcheid nicht vor. Man fragt ſie, ob ſie nicht etwas neues wiſſen. Ach nein, iſt die Antwort, ich leſe keine Zeitungen. Dabey aber verſehen ſie ſich ziemlich grob, ſie ziehen auf die Narrheit der Zeitungsleſer los, die, da ſie einerley Sache in zwanzig verſchiedenen Zeitungsblättern leſen, endlich in herumwandelnde Gazetten verwandelt werden und den Namen Zeitungspedanten wohl verdienen. Was liegt mir dran, ob Gibraltar über iſt, oder ob es ſich noch hält. Was haben die Anſchläge des Cardinals Alberoni in meine Umſtände für einen Einfluß? Werde ich deswegen reicher oder ärmer ſeyn, wenn die Actien zu Paris ſteigen oder fallen? Das ſind freylich lauter Wahrheiten, ich muß es geſtehen, allein ſie ſind ſehr ſchlecht angebracht und ſchicken ſich hierher nicht.

Es iſt allerdings wahr, daß gewiſſe Zeitungsſchreiber die Vernunft beſchimpfen, wenn ſie von wahrſcheinlichen Muthmaſſungen die aufs abgeſchmackteſte ausſtudirte Folgerungen ziehen. Wahr iſts ebenfalls, daß viel Zeitungen mit unſerm Zuſtand nicht die geringſte Gemeinſchaft, noch in unſere Zufriedenheit einigen Einfluß haben. Es iſt im Gegentheil aber eben ſo wahr, daß faſt alle Menſchen gerne wiſſen wollen, was in der Welt vorgehet, und daß eine gewiſſe leutſelige Gefälligkeit, die wir gegen unſers gleichen zu beobachten verbunden ſind, erfordere, dergleichen unartigen Hartnäckigkeit der Vernunft

Einhalt zu thun, welche uns von dergleichen an und für ſich ſelbſt nicht viel zu bedeutenden Dingen gänzlich abführen will. Wir müſſen erwegen, daß ſie allerdings durch die Verbindlichkeit der Menſchheit, darinne wir mit dem menſchlichen Geſchlecht ſtehen, beträchtlich werden. Eine Pedanterey iſt es, immerfort mit Gazetten, und politiſchen Betrachtungen vollgeſtopft und bepackt ſeyn: Es ſtecket aber auch keine kleine Pedanterey in der Pralerey, daß man in Zeitungsmaterien ein Idiot ſey. Es iſt eine übelangebrachte Beſchimpfung gegen eine gewiſſe Neugier, die eben nichts närriſches an ſich hat, wenn ſie in ihren richtigen Schranken bleibet.

Ich werde dieſe Abhandlung von dem weſentlichen Character der Pedanten mit einer Betrachtung endigen. Es ſtehet in eines Menſchen Freyheit, ſich eine Profeßion, eine Wiſſenſchaft zu erwählen, ſich dieſelbe gefallen zu laſſen, ſich ihr zu widmen, ſeine Verſtandeskräfte und Einſichten darauf zu wenden. Man kan in ſeiner Studierſtube ein Philoſoph, ein Juriſt, ein Mathematiker, ein ſchöner Geiſt ſeyn: will man aber dieſes alles mit Leib und Seele ohne Unterlaß ſeyn, ſo muß man ſich der Geſellſchaft rechtſchaffener Leute begeben und ſolcher abſagen. Tritt man in den Umgang des bürgerlichen Lebens, ſo kommt man nicht dahin, als ein Poet, als ein Redner, noch als ein Prieſter, ſondern als ein Menſch, der nur guten Vernunftſinn mit bringen darf. Kan man etwas von Lebhaftigkeit, Witz, feurigen Verſtand zutragen, ſo iſts ſehr gut: Nur müſſen dieſe Annehmlichkeiten gemäßiget und nach den Einſichten derer andern, mit denen man umgehet, abgewogen ſeyn. Uiberdieſes muß man ſich mit Höflichkeit, freundlicher Gefällig-

keit

keit dabey verſehen, und der albernen Eitelkeit, das groſſe Wort zu führen, wie nicht weniger der Anmaſſung der Herrſchaft über den Verſtand der andern abſagen. Sehet, dieſes iſt der richtige Character eines rechtſchaffenen Mannes.

XVII.
Die Studenten- und Frauenzimmerpedanterey *.

Für einen Mann, der ſeinen Verſtand bereits ins Geſchick gebracht hat, iſt nichts luſtigers, als die Unterredungen junger Leute anzuhören, die einige Jahre auf der Univerſität zugebracht, und nichts anders als ihren Profeſſor und die Geſellſchaft ihrer Mitſchüler geſehen haben. Was hilft ihnen ihr unendlich groſſer Verſtand, was hilft ihnen ihre ungeheure Wiſſenſchaft? Die Geſellſchaft wackerer Leute iſt ihnen ein unbekanntes Land, darinne ſie ſich verlieren, und es iſt faſt unmöglich, daß ſie nicht darinne ein recht lächerliches Volk vorſtellen ſollten.

Es iſt wohl wahr, daß die geſcheideſten unter ihnen gar öfters gehört haben, es ſey eine Pedanterey, in Geſellſchaft des Frauenzimmers Latein zu reden, oder den Cicero und den Horaz anzuführen, gleichwohl kan man ſie gar leicht aus ihrer beſondern Mundart kennen lernen. Sie haben ſich angewöhnet, wenn ſie mit einander ſcherzen, gewiſſe Kunſtwörter auf gemeine Sachen läppiſcher Weiſe anzuwenden, dadurch ſie ſich ganz unvermerkt an eine närriſche Redekunſt gewöhnet, daß ſie dieſes tolle Geſchnacke

*) LXXIX Bagatelle.

nicht los werden können, und es nicht einmal merken, wie ſie gewiſſen Leuten ganz unverſtändlich vorkommen.

Der Umgang dieſer Herren iſt nicht weniger kurzweilig in Anſehung der Materien, als der Redensarten. Sie haben nur vor kurzer Zeit eine groſſe Menge Dinge gelernet, davon ſie vorher nicht den geringſten Begriff gehabt. Ihre Einbildung iſt daher gewaltig gerühret worden. Sie ſind ihnen ſchön, artig und beſonders vortreflich vorgekommen, daher meinen ſie, ihre neuen Künſte werden bey allen Leuten eben ſo wunderbare Eindrückungen machen, als ſie in ihnen gewirket haben. Mit einer nachdrücklichen Ernſthaftigkeit werden ſie ſprechen, daß das Syſtem des Copernicus viel wahrſcheinlicher, als des Ptolomäus ſeines heraus komme, und durch richtige Demonſtration werden ſie weitläuftig erweiſen, daß es mit dem allgemeinen Weltbau weit geſchickter paſſet, wenn die Erde um die Sonne herum laufe, als daß man ſich einbilden wollte, dieſes groſſe Geſtirn drehe ſich um die Erde herum.

Vor nicht langer Zeit ſahe ich einen, der ſich wieder bey ſeiner Mutter und bey ſeinen Schweſtern zu Hauſe befand, und alle ſeine Kräfte anwendete, ihnen auf eine wunderbare Art zu zeigen, daß das auf der Univerſität verthane Geld an ihm nicht übel angewendet worden ſey. Er brachte lauter widerſinnige Sätze vor, alle ſeine Reden enthielten gewiſſe Meinungen, die denjenigen, ſo nicht ſtudirt haben, ziemlich unſinnig und abgeſchmackt ſcheinen. Wenn ſeine Schweſtern reiflich mit einander überlegten, was ſich für Farben der Bänder zu ihren Geſichtern ſchicken möchten, hielt er ſich ſpöttiſch über ihre Unwiſſenheit auf

und bemühete ſich zu erweiſen, daß in den Cörpern gar nichts von Farbe zu finden, und dieſes nur ein Vorurtheil des Pöbels wäre. Die guten Kinder ſperreten die Augen über ihren Bruder auf und geriethen in groſſen Zweifel, ob er ein erzgeſchickter Menſch, oder ein ganzer Narr ſey. Man hörete ſein Wunder, wenn er nach den Sternen guckte, was er von deren Gröſſe und unermeßlichen Entfernung von der Erde herſchwatzte.

Der arme Tropf trat iezuweilen mit Fleiß, wie ich merkte, dem kleinen Hündgen auf die Pfoten, daß es ſchreyen muſte und ſeine kleinere Schweſter zum Auffahren brachte. Aus Bosheit that er das zwar nicht, es geſchahe vielmehr aus Eitelkeit. Er ſuchte nur Gelegenheit zu ſagen, daß das kleine Thier nichts empfände, und ſein Schreyen wär eben ſo viel als das Knarren in einer Uhr oder an einem Bratenwender. Hier fande er nun, wie man leicht denken kan, das ſchönſte Feld vor ſich von den Seelen der Beſtien zu reden, und die Zuhörer mit den allerſpitzfindigſten Hirngeſpinſten des Deſcartes in Bewunderung zu ſetzen.

Die gute ehrliche Mutter dieſes philoſophiſchen Lehrlings, ob ſie gleich nicht ein Wort von dem gelehrten Geſpräch verſtand, hörete ihm dennoch mit Erſtaunen zu, und war herzlich vergnügt über den treflichen Fortgang, den ihr Sohn in ſo kurzer Zeit in ſeinen Studien gemacht hatte. Sie wurde aber doch recht böſe auf ihn, daß, da ſie die Lampe unter ihrem Theekeſſel anzünden wollte, ſie ſich die Finger verbrannte. Der ganze Troſt, den ihr der junge Gelehrte ertheilte, beſtand darinne, daß ſie vernehmen muſte, es ſey in

 dem

dem Feuer keine Hitze, und dieſe Sache wäre bereits richtig demonſtriret.

Ich erzähle dieſen Vorfall gar nicht deswegen, daß ich den Studenten Verdruß anthun, noch andere bewegen wollte, daß ſie einander auslachen ſollten. Mein einziger Zweck geht dahin, daß ſie von ihrem Fehler, den ſie begehen, gerühret werden, der auch im Grund ſo natürlich, als faſt unvermeidlich iſt. Mit der Kunſt Umgang zu pflegen, iſt es wie mit andern Wiſſenſchaften beſchaffen. Man weiß nichts davon, wenn man ſie nicht gelernet hat. Verſtand und guter Vernunftſinn bringen uns niemals richtige Begriffe von Dingen bey, wenn man nicht genaue Betrachtung darüber angeſtellt, und ſie von der rechten Seite angeſehen hat. Wie will man, daß ein junger Menſch reden ſoll, wenn er nicht redet, wie ers gewohnt iſt, und wie er andere reden höret? Die von mir abgeſchilderte Aufführung iſt allerdings lächerlich, allein ſie giebt kein Merkmal, daß man vom Grund aus lächerlich ſey, und ein wenig Aufmerkſamkeit iſt für einen natürlich richtigen Verſtand ſchon hinlänglich gnug, ſich zu hüten, daß dieſes Uibel keine tiefe Wurzeln ſchlage.

Ich kenne Leute vom Witz und Verſtand, die ſich vielleicht auf die gemachte Abſchilderung von dem Studentenumgang etwas zu gute thun, und ſich doch ſelbſt einer Unbedachtſamkeit ſchuldig machen, die im Umgang des bürgerlichen Lebens ſehr unangenehm iſt.

Es wird ein Fremder in Geſellſchaft gebracht, man bewillkommt ihn mit aller Höflichkeit, und nimmt ihn freundlich auf, nach einigen gewöhnlichen gemeinen

Höf-

Höflichkeiten fangen die andern ſogleich von Anverwandten, von Freunden zu ſprechen an, die der Fremde niemals geſehen, noch von ihnen etwas gehöret hat. Wenn er klug und beſcheiden iſt, wird er ſtillſchweigen. Hätte er alſo den erhabenſten Verſtand von der Welt, ſo iſt er doch verurtheilt, ein einfältig Kalb vorzuſtellen, weil man insgemein einen Narren und einen, der in einer Geſellſchaft die Zähne nicht von einander thut, gar leicht in eine Brühe zu werfen pflegt. Doch halt! Iſt es denn billig dem Umgang Gewalt anzuthun, und die Unterredung, um eines neuen Ankömmlings willen, zu verändern? Auſſer allen Zweifel. Wenn man denken ſoll, daß ihr Verſtand habet, ſo werdet ihr doch wohl zugeben müſſen, daß eure Freunde und Anverwandten nicht die einzigen Gegenſtände einer Unterredung ſind, und daß deren noch viele andere vorhanden, die euch auf den gewiſſen Zweck der Unterredung führen können. Ihr müſſet machen, daß andere mit euch zufrieden ſind, indem ihr ihnen Anlaß gebet, daß ſie mit ſich ſelbſt zufrieden ſind.

Wahr iſts, daß in dem von mir angeführten Fehler eigentlich keine Pedanterey, wohl aber nicht viel guter Vernunftſinn und wenig Unbeſcheidenheit ſteckt. Es findet ſich aber eine recht weſentliche Pedanterey in dem Verfahren gewiſſes Frauenzimmers, wenn ſie in Geſellſchaft unaufhörlich von nichts anders, als von der Einrichtung einer Spazierfahrt, von der Manier und dem Schnitt eines Kopfputzes u. d. m. ſchwatzen. Hier fliegen alle Kunſtwörter, die ich eben ſo wenig zu verſtehen verbunden bin, als die in der Naturlehre, woferne ich nicht, aus einer übertriebenen Gefälligkeit durch ein weibiſches abgeſchmacktes Studiren,

diren, die Namen der erſtaunlichen Menge von Frauenzimmerputz lernen würde. Ich habe iezuweilen geſehen und gehört, daß dergleichen angelegentliche Unterredungen zwo lange Stunden hindurch gedauret, und den liebenswürdigſten Geſichtern eine Häßlichkeit zugezogen haben, auch mit ſolchem Eifer getrieben worden ſind, als ob die Wohlfahrt ganzer Königreiche daran hienge.

Unter andern wurde ich ein paar junge Frauenzimmer gewahr, welche nach einer recht vertraulichen Einigkeit von den Mousketairs, von den Falbalas, und dergleichen Zeug geſchwatzet hatten, auf einmal in Zank und Zwiſt über ein Band geriethen, ſo eine von ihren Freundinnen am Kopf getragen hatte. Die eine behauptete ſteif und feſt, es ſey blaßroth, die andere aber, es ſey hochroth geweſen, und nach einem ſo hitzigen Streit wurde man endlich eins, darinne Schiedsrichter zu wählen. Ein junger Menſch, der bey dieſem Krieg zugegen war, und vorher die Beſchreibung der mancherley Arten vom Frauenzimmerſchmuck in tiefem Stillſchweigen mit angehöret hatte, nahm ſeinen Hut, zeigte ihn der Geſellſchaft vor, und fragte ſie, ob ſie denſelben nicht vollkommen wohl aufgeſteift befände. Er iſt nicht übrig groß, wie ſie ſehen, fuhr er fort, noch gar zu klein. Er iſt nicht ſo hoch geſtammet, wie ihn die Dragoner tragen, aber auch ſo niedrig nicht, daß er einem abgeſchmackten Bürgerhütgen ähnlich ſehe. Meiner Meinung nach, iſt er recht, wie er ſeyn ſoll, nach meinem Kopf geſchickt, und wenn ich mir die Mühe nehmen wollte, ſo würde ich ihm den prächtigſten Lobſpruch machen können, der dieſe ganze Geſellſchaft, zum wenigſten auf zwo ſtarke Stunden ſattſam vergnügen ſollte.

XVIII. Von

XVIII.

Von der vorzüglichen Ehrerbietung gegen das Alter *.

Man findet auf der ganzen Erde gewiſſe Gewohnheiten durchgehends im Gebrauch, welche ihren Urſprung nicht aus der Vernunft gezogen, auch ihre Einführung der allgemeinen Uibereinſtimmung aller Völker keinesweges zu danken haben. Der Urſprung dieſer Gewohnheiten würde allezeit dunkel und verworren bleiben, wenn man nicht zugeben wollte, daß ſie durch Uiberlieferungen von einem einzigen Geſchlecht auf alle Völker der Erden, welche eben ſo viel von demſelben abſtammende verſchiedene Aeſte ſind, fortgepflanzet worden wären.

Die Opfer, welche wir zum Beyſpiel anführen, ſind bey allen Völkern der Erden im Gebrauch, denen doch die geoffenbarte Theologie gänzlich unbekannt iſt. Alle abgöttiſche Nationen, ſo unterſchieden ſie von einander in ihrer Götter Dienſt ſind, kommen doch in dieſer Art der Opfer für ihre Gottheiten überein. Nicht nur die Vernunft kan den Grund zu dieſem Gebrauch keinesweges gegeben haben, weil es klar am Tage liegt, daß zwiſchen dem Blut des Viehes, und dem Zorn einer beleidigten Gottheit nicht das geringſte Wechſelverhältniß zu finden; ſondern man kan auch nicht begreiffen, wie es den Menſchen hätte in die Gedanken kommen können, den Göttern Schlachtopfer zu bringen.

Das

*) LXXVI. Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Das einzige Mittel, dieſer Verwirrung der Sache abzuhelfen, iſt, daß man glauben müſſe, es habe ein erſter Stifter von erhabenem Anſehen den Gebrauch der Opfer bey einem Volk, von dem alle andere ihre Abſtammung herleiten, eingeführet. Iſt gleich dieſe Meinung nicht von einer überzeugenden Deutlichkeit, ſo iſt ſie dennoch von ſolcher Wahrſcheinlichkeit, welche einem unumſtößlichen Beweis gleich kommt, und ganz natürlicher Weiſe auf ein erſtes Weſen, und auf einen erſten Menſchen führet.

Ich unterwinde mich auch noch zu behaupten, daß die in der Welt eingeführte Gewohnheit, das Alter vorzüglich zu verehren, von einerley Art mit dem Gebrauch der Opfer ſey: Immaſſen man keinen Grundſatz in der Vernunft findet, aus dem man dieſe Gewohnheit herleiten könnte.

Gewiß iſts, daß nach dem Recht der Natur und der Vernunft, der einzige Bewegungsgrund zu eines Mannes Verehrung, der erhabene Vorzug in der Tugend ſeyn müſſe, und niemals erwieſen werden könne, daß das Alter, oder die Menge der Jahre, an und für ſich ſelbſt einer Ehrerbietung würdig ſeyn.

Es bleibt dannenhero noch zu unterſuchen übrig, ob der erhabene Vorzug der Tugend ſich bey dem hohen Alter mehr, als in den andern Zeiten des Lebens antreffen laſſe. Dieſes iſt es aber, was einen gar vernünftigen Zweifel erregen kan. Will man ſeine Meinungen auf die Vernunft allein gründen, ſo wird man zu glauben genöthiget, daß bey dem männlichen Alter die Verdienſte in ihrem größten Glanz ſtehen, und das Alter, wie die Jugend von dieſer Art der Vollkommenheit gleich weit entfernt ſind.

Jugend iſt lebhaft, brauſend, im Gewühl der Unordnung beſtändig befangen, eine Beute der raſenden Leidenſchaften. Man kan ſie gar wohl eine fortwährende Trunkenheit nennen, oder mit dem Ausdruck des Herrn de la Rochefoucault belegen, daß ſie ein rechtes Vernunftsfieber ſey. Man wird gar ſelten finden, daß junge Leute ihre Verſtandeskräfte, und inſonderheit die Eigenſchaft, vernünftige Schlüſſe zu machen, anwenden. Ihre gemeinſte Beſchäftigung iſt Ergötzlichkeit, und ihr Fleiß nur gemeiner Zeitvertreib. Wenn ſie ſich im Gegentheil zur Ausübung der Vernunft anſchicken, erholen ſie ſich von ihren Vorurtheilen, die noch nicht Zeit genug erhalten, tiefe Wurzeln in dem Gemüth zu ſchlagen; da ſie in gewiſſe Maaſſe gegen alle Meinungen gleichgültig ſind, können ſie durch das natürliche Geſchicke des vernünftigen Sinnes Meinungen, die der Wahrheit am ähnlichſten kommen, annehmen.

Bejahrte Leute haben ſo lebhafte und ſtürmende Leidenſchaften, welche dem Gemüth die Freyheit zu handeln, rauben, nicht mehr zu beſtreiten. Allein die Stärke ihrer Vernunft nutzet ſich eben ſo wohl, als die Lebhaftigkeit ihrer Leidenſchaften ab, und die Schlafſucht, darein ihre Begierden gerathen, greift auch ihre Vernunft an.

Wenn über dieſes alte Leute in ihrer Jugend eine unordentliche Art von Vernunftſchlüſſen angenommen haben, ſo werden ſie durch eine lange Reihe der Jahre darinne dergeſtalt verſtärket, daß ſie unmöglich wieder davon los kommen können. Je feſter man Begriffe mit falſchen Grundſätzen verbindet, ie mehr entfernt man ſich von der Wahrheit, nicht anders, als vom Weg verirrete Wanderer, deren Abweichung immer

mer gefährlicher wird, ie weiter ſie fortgehen. So wenig Meinungen auch ſich alte Leute in den Kopf geſetzet haben, ſo wenig Kraft werden die überzeugendſten Beweiſe finden, ihnen die Augen zu eröfnen. Ein hartnäckiger Eigenſinn iſt ihr herrſchender Fehler. Gemeiniglich dienet ihnen ihr betagtes Alter zum allgemeinen Beweisgrund, mit welchem ſie alles dasjenige auf einmal niederzuwerfen gedenken, was ihnen ſolche Leute entgegen ſetzen, die das Glück genieſſen, noch wenigere Zeit als ſie gelebet zu haben. Sollte man wohl einem Greis zumuthen, ſeine Lehrart zu verändern, wodurch er in einem Augenblick die Frucht alles ſeines Fleiſſes verlieren, und wieder zum Schulknaben werden müſte? Dieſes Opfer wird er von ſeiner Eigenliebe nimmermehr erhalten können. Viel lieber wird er ein für allemal zuvor ausſetzen, daß junges Volk keinen allgemeinen Vernunftſinn im Kopf habe, und nichts ſo unſinnig ſey, als daß man mehr als ſeine Lehrmeiſter zu wiſſen verlange.

Ich muß geſtehen, daß die Erfahrung alter Leute ein groſſer Vortheil ſey, den ſie für junges Volk haben. Allein gewiß iſts auch, daß, von der Erfahrung Früchte zu ziehen, eine lebhafte Einſicht erfordert werde, welche durch eine richtige und weitläuftige Art, vernünftig zu ſchlieſſen, unterſtützt, dieſe Erfahrung gültig machen, und ihr den wahrhaften Preis erwerben muß.

Macht man über die Vorfälle im Leben verkehrte Vernunftſchlüſſe, ſo erwirbt man ſich an ſtat guter Geſchicklichkeiten, eine ſtolze Unwiſſenheit, welche weit häßlicher iſt, als die Unwiſſenheit junger Leute, die noch immer mit einiger Gelernigkeit vergeſellſchaftet iſt.

In Betrachtung der Tugend, hat das hohe Alter vor die Jugend einen ſo gar erhabenen Vorzug gewiß nicht, als man ſich insgemein einbildet.

Oefters ſehen alte Leute das Unvermögen, Laſter zu begehen, als eine Tugend an. Sie dürfen wider keine Begierden zu Felde ziehen, und dieſe Unwirkſamkeit halten ſie für einen rühmlichen Sieg, den man über ein rebelliſches Herz, und über ein unruhiges Temperament erfechten müſſe.

Zum öftern behält man im Alter noch unvermögende Begierden, und da man denſelben keine Gnüge thun kan, fällt man faſt in Verzweiflung. Mehr als zu oft iſt der Abſcheu, den ein Greis gegen die unordentliche Aufführung der Jünglinge bezeuget, mehr eine Wirkung niederträchtiger Eiferſucht, welche die Lüſte in ſeinem Gemüth erregen, die er zu ſchmecken nicht mehr im Stand iſt, als daß ſie ein Zeichen der Tugend ſeyn ſollten. Auch iſt gewiß, daß das Alter ihm eigenthümlich anklebende Laſter hat. Dahin ſonderlich der Geiz zu rechnen iſt. Er iſt und bleibt allezeit ein lächerlicher Fehler, inſonderheit aber iſt er eine unbegreifliche Narrheit bey denenjenigen, die Geld und Reichthum lieben, damit ſie nur reich ſeyn, und Geld haben wollen, und gegen Güter ein heftiges Verlangen hegen, die ſie nicht gebrauchen können, und aus deren Beſitz ſie der Tod, ehe ſie ſichs verſehen, reiſſen wird.

Man füge noch bey, daß die Eigenliebe junger Leute ſo heftig nicht ſey, als die Selbſtliebe bey den Alten. Sie iſt faſt ihre einzige Leidenſchaft. Alle ihre andere Begierden verſenken ſich wie in einen Abgrund dahinein. Die Neigung eines jungen Menſchen

ſchen breitet ſich auf eine unendliche Menge der Gegenſtände aus: Dahingegen die Begierde der Alten ſich wie in einen Mittelpunct auf ſie ſelbſt zuſammenziehet. Je näher ſie ihrem Untergang ſind, ie mehr fangen ſie ſich an zu lieben, und ie gröſſere Sorgfalt wenden ſie für ihren Nutzen und für ihre Beqvemlichkeit an. Oefters iſt ihnen die ganze Welt verhaßt, damit ſie ſich deſto mehr lieben können, und gemeiniglich iſt nichts härter, nichts unempfindlicher, als das Herz einer von vielen Jahren überhäuften Perſon. Sie denket nur allein auf ſich, ſie redet von ſich allein, ſie hält alle Augenblicke für verloren, darinne ſie ſich mit etwas anders, als mit ſich ſelbſt beſchäftigen ſollte. Sie verlangt ſogar, daß andere eben ſo viel Weſens von ihr machen ſollen, als ſie von ſich ſelbſt machet. Sie erzählet ihnen her, wer und was ſie iſt, was ſie werden wird, und vornehmlich was ſie geweſen iſt. Ihre Krankheiten, ihr Podagra, ihre Schwachheiten, ihr Verhalten in Eſſen und Trinken, alles dieſes ſcheinet ihr von groſſer Wichtigkeit zu ſeyn, die Aufmerkſamkeit dererjenigen zu beſchäftigen, die ſie mit ihrem Geſpräch unterhalten.

Aus dieſer ungeheuren Hochachtung ſeiner ſelbſt entſtehet die Furchtſamkeit, Nachläßigkeit, der beſtändige eigenſinnige Verdruß, den die geringſten Dinge bey alten Leuten zu erwecken pflegen; kurz, alles ihr widerwärtiges Betragen, daß ſie ſich nicht entſchlieſſen können, für ſich allein und zu Hauſe zu bleiben.

Ich bekenne es allerdings, daß ein vernünftiger und tugendhafter Greis ein Schatz von unendlichem Werth iſt. In ihm kan man eine lebendige Geſchichte ſeines Zeitlaufs finden. Er weiß beſondere Vorfälle,

fälle, die er mit merkwürdigen Betrachtungen, welche das Alter in ſeinem Gemüth zur Reife gebracht haben, zu begleiten. Inſonderheit ſind ſeine Lehren über die Aufführung der Menſchen, eben ſo viel Orakelſprüche, die man mit der tiefſten Hochachtung aufzunehmen würdigen muß. In Zufriedenheit über die Art und Weiſe ſeines Lebens beklagt er das Vergangene nicht, das Zukünftige macht ihn nicht bange und furchtſam, und ſeines Herzens Ruhe giebt ſeinem Umgang ein angenehmes Vergnügen. Allein dieſe Art von alten Leuten iſt ſo ſeltſam, daß es nicht das Anſehen gewinnet, als hätte dieſelbe den Menſchen diejenige Hochachtung eingeflöſſet, welche man gemeiniglich als eine dem hohen Alter ſchuldige Verehrung anſiehet. Junge tugendhafte Männer, und weiſe Greiſe, ſind faſt eines wie das andere, in der Geſellſchaft ein ſeltſames Wildpret.

Im männlichen Alter hingegen befindet ſich die Vernunft in ihrer völligen Kraft. Die Leidenſchaften ſind zwar nicht erloſchen, iedoch deſto gelerniger und biegſamer, und dienen mehr, die Verdienſte zu ſtärken, als denſelben zu ſchaden. In dieſem Lebensalter beſitzet man alle Klugheit, einen Anſchlag zu faſſen, und alle Kräfte, denſelben auszuführen. Mithin giebt die Vernunft Anleitung, daß dieſem Alter mehr, als einem andern die Ehrerbietung erwieſen werden müſſe, welche der Vorrang des Verdienſts, als eine Schuldigkeit erfordert. Woher kommts doch, daß man gleichwohl insgemein bey allen Völkern das Gegentheil antrift? Wie ich davor halte, mag wohl dieſes die einzige Urſache ſeyn: Im Anfange der Welt lebten die Väter eine lange Zeit, in welcher ſie eine zahlreiche Nachkommenſchaft vor ſich ſa-

hen, die ſie, vermöge des natürlichſten vor allen Rechten mit unumſchränkter Gewalt beherrſchten. Ohne Zweifel iſt dieſes die erſte Forme der Regierung, welche unter den Menſchen ſtat gefunden, die dem natürlichen Rechte nach einander gleich waren. Man ſiehet dahero, daß bey den erſtern Geſchlechtern auf der Welt das Anſehen der Alten mit ihren Jahren zugenommen, und die Ehrerbietung, ſo man ihnen erwieſen, von der Autorität den Zuwachs erhalten habe. Dazumal wuſten die Menſchen von keinen andern Fürſten, noch von einem andern Richter, als von dem Oberhaupt ihres Geſchlechts. Da ſich nachher die Geſchlechter auf der Erden nach und nach vertheilet, und verſchiedene Völkerſchaften aufgerichtet, iſt der Begrif der Ehrwürdigkeit des Alters in dem menſchlichen Geſchlechte durch Uiberlieferung verewiget geworden, und die Väter haben ſie den Kindern als eine unſtreitige Wahrheit um ſo viel nachdrücklicher eingepräget, als ſie ihren Vortheil dabey gefunden haben.

Es ſollte mir leid ſeyn, wenn dieſe meine Meinung alten Leuten verdrießlich fallen möchte. Ich merke ſchon, daß ich meine Urſachen habe, ihnen ihre Rechte nicht abzuſtreiten. Wenn indeſſen meine Vernunftſchlüſſe nichts taugen ſollten, ſo wird man mir die Güte erweiſen, mich beſſer zu unterrichten.

XIX. Eine

XIX.

Eine Manufactur von Zuſchriften *.

Schreiben an den Verfaſſer der Bagatelle.

Mein Herr.

Sie wiſſen, daß niemals ein Zeitlauf an Schriftſtellern ſo reich und fruchtbar geweſen iſt, als dieſer, darinne wir zu leben das Glück haben. Ihnen iſt auch nicht unbekannt, daß unter allen dieſen Autorn nicht lauter geſchickte Leute ſind, ohngeacht ſich die meiſten davon einbilden, ſchreiben und geſchickt ſeyn, ſey ein Thun. Die allerbeſcheidenſten dieſer ohne allen Beruf ſich eingedrungenen Schriftſteller überlaſſen die anſehnlichen und ernſthaften Materien denen von ihren Collegen, welche eine eben ſo mäßige Geſchicklichkeit, als die ihrige iſt, mit einem deſto gröſſern Hochmuth auszuputzen wiſſen. Hingegen begnügen ſie ſich, dem ehrſamen Publico mit Zeitungen, kleinen Geſchichten, die aus ziemlich ſchlecht zuſammengeflickten Abentheuern beſtehen, und auf gut Glück hingeſchmieret ſind, ihre gehorſamſten Dienſte zu erweiſen. Die Schreibart gehört gar nicht mit unter ihre Begriffe, gleichwohl werden ſie Ihnen doch die Verſicherung geben, ſie ſey Cavaliermäßig, ſie ſchrieben, wie ſie zu reden pflegten, welches gar öfters auch ſeine gute Richtigkeit hat.

Meine Abſicht gehet gar nicht dahin, etwas wider dieſe ihre Aufführung einzuwenden. Jeder iſt Herr von ſeiner Zeit, er kan ſie anwenden, wie es ihm beliebt,

*) XXXIV Bagatelle.

liebt, und überdieſes ſind es ſolche Werkgen, welche nicht weniger beliebt ſind.

Herr Roger läßt Gongam wieder von neuen drucken, und man verſichert mich, er wird auf den Titel ſetzen laſſen: Gongam, die vierte Auflage, dem menſchlichen Geſchlecht zu Spott und Schande.

Alles, was ich bey den Werken ſolcher Schriftſteller, welche nicht wiſſen, was die Wahl des Ausdrucks oder auch Perioden heiſſen, einzuwenden finde, iſt dieſes nur, daß ihre Bücher mit einer Zuſchrift verſehen ſind, welche oftmals unendlich elender, als das Buch ſelbſt zu ſeyn pfleget.

Das iſt aber auch ganz natürlich. Es finden ſich weit mehr Schwierigkeiten ein Compliment ins Geſchicke zu bringen, als zu ſagen: Iris hat ſchöne ſchwarze, groſſe, vorm Kopf ſtehende Augen, einen kleinen annehmlichen Mund, den weiſſeſten Buſen von der Welt, ihr Kleiderſchmuck iſt grüner Stof mit ſilbernem Grund.

Gleichwohl iſt doch die Zuſchrift gemeiniglich der allerwichtigſte Theil vom ganzen Buch, und ich ſtehe fertig und bereit, allezeit zu behaupten, daß mehr Werke um der Zuſchrift wegen, als Zuſchriften um der Werke willen, ausgearbeitet werden.

Ich erinnere mich, daß eines Tages mir ein Autor ein dergleichen Stück überreichte, darüber er meine Meinung zu wiſſen, Verlangen trug. Ich muſte daſſelbe laut leſen, und ich dachte nicht anders, ich würde meine Lunge damit auf immerdar zu Schanden machen. Ich mochte ſuchen, wie ich wollte, nur einmal Athem zu holen, alles aber vergebens, weil auf ſechs ganzer Seiten zwar viel Commata, aber nicht

ein einziger Punct anzutreffen war. Wie ich der gutherzigſte Menſch von der Welt bin, und lieber etwas aus guter Ehrlichkeit hingehen laſſe, als daß ich eine lebendige Seele beleidigen ſollte; ſo begnügte ich mich, die Schrift wider zurück zu geben, und in aller Freundlichkeit zu ſagen, daß alles überaus wohl an einander hienge.

Es iſt mir ſehr lieb, verſezte der Verfaſſer, daß Sie dieſes bemerkt haben, Sie können auch nicht glauben, was mirs vor Mühe gekoſtet hat, meine ganze Zuſchrift in einen einzigen Perioden zuſammen zu ſchrauben.

Ich fande aber noch einen andern Fehler in dieſem Stück, der noch erheblicher war. Aus Mangel der Erkenntniß der Eigenſchaft und Stärke der Ausdrücke, hatte mein armer Schriftſteller ſeinem Mäcen einen ziemlichem Gecken geſtochen, da er doch hierbey die beſte Abſicht von der Welt gehabt, demſelben das volle Rauchfaß vor die Naſe zu halten.

Dergleichen Misbräuchen nun völlig abzuhelfen, habe ich vermeinet, der gelehrten Republik einen wichtigen Dienſt zu leiſten, wenn ich eine Zuſchriftsmanufactur bey mir aufrichtete, ich werde auch die Waare um recht billigen Preis verlaſſen.

Ohne alle Eitelkeit kan ich mich wohl rühmen, daß ich weit geſchickter als ein Menſch von der Welt ſey, dergleichen Anſchlag wohl auszuführen. Von Kindesbeinen an, bis in mein ſechzigſtes Jahr hat meine ganze Nahrung ordentlich in Milch, Zucker und Honig beſtanden, dabey habe ich nichts anders, als Canarienſect und Hydromel getrunken. Wie nun die Nahrung einen gewaltigen Einfluß ins Temperament hat,

hat, ſo ſind dadurch mein Humeur und ganzer Verſtand zu einer unerſchöpflichen Holdſeligkeit gelanget. So lange als ich nur gedenken kan, habe ich nichts verſchmähet, oder verleumdet, und wie der leibhafte Titus laſſe ich alle, die mit mir reden, mit mir und mit ſich ſelbſt höchſt vergnügt von mir gehen. Uiberdem habe ich mich noch am alten Franzöſiſchen Hofe aufgehalten, wo der Umgang in nichts anders, als in einer ordentlichen Handelſchaft von Lobſprüchen beſtanden hat.

Denen Autoren, welche meine Waare nöthig haben, thue ich alſo hiemit kund und zu wiſſen, daß ich dieſelbe nicht nach der Elle, ſondern nach der Hand und Güte des datzu gebrauchten Stofs, wie auch nach der Form, ſo ich ihr gebe, verkaufen werde.

Beyſpielsweiſe, muß ich wenigſtens einen Thaler für ein Lob haben, wo Weisheit, gute Aufführung und Mitleiden eingewürket iſt.

Kömmt Wiſſenſchaft, ſchöne Künſte, Griechiſche Poeſie und ander dergleichen feines Zeug mit zum Einſchlag, wird ein Ducaten bezahlt.

Müſſen Verſtand, Annehmlichkeiten, Schönheit und Glückſeligkeit angebracht werden, ſo werden zehen Gulden, deucht mich, nicht zu viel ſeyn.

Doppelt ſo viel muß mir für Tapferkeit, unerſchrockenen Muth, erhabenes Gemüth, groſſes Genie, und dergleichen Heldentugenden, mit Belagerungen, Feld- oder Seeſchlachten geſpickt, gegeben werden. Dieſes Zubehör aber alles in eine Lobeserhebung anzubringen, welches eigentlich die Zuſchrift an ein gekröntes Haupt ausmachet, werde ichs hoffentlich mit zehen Pfund Sterling ſehr leidlich machen.

Man wird hierbey wohl bemerken, daß ich allhier von ernſthaften und richtig bedeuteten Lobſprüchen rede. Die aber nur zur Luſt und zum Scherz ertheilet werden, gelten ein Fünftheil mehr, und ſo viel die zweydeutigen Lobſprüche anbetrift, die zwar nicht rührend zu ſeyn ſcheinen, gleichwohl mit guter Art in das Herz derjenigen dringen, die aus der Verachtung alles Räucherpulvers ein Handwerk machen, ſo muß man mir doppelt ſo viel bezahlen, weil ich mit gutem Gewiſſen ſchwören kan, daß es mir viermal mehr Arbeit machet.

Einige Autoren möchten vielleicht Scheu tragen, mir ihre Kundſchaft zuzuwenden, aus Furcht, ich dürfte ſo unbeſcheiden ſeyn, ihren Mäcen dem Publico eher zu verrathen, als das Buch zum Vorſchein käme, welches ſodann ihrer Zuſchrift allen Preis der Neuigkeit auf einmal benehmen könnte. Sie können aber dießfalls nur auſſer Sorgen ſeyn. Ich werde weder den Namen, noch die perſönlichen Eigenſchaften dererjenigen zu wiſſen verlangen, die man mir aufgetragen hat, mit Lobeswenrauch wohl durch zu räuchern. Es iſt ſchon genug, wenn ſie mir melden, welches Geſchlechts, Alters und Profeßion, auch ob ſie verheyrathet ſind, ob ſie Kinder haben u. d. m.

Ich weiß ſogleich den rechten Kützel, der den Beutel eines Bankiers, eines Hofraths, einer ſich klugdünkenden Koſtbaren eröfnet: Und man müſte gewiß mit einem ſtahleiſen hart und feſten Geiz zu thun haben, wenn ein Schriftſteller mit der Waare, die er von mir erhandelt, nicht was rechts gewinnen ſollte.

Es liegt allbereit ein ſchönes Sortiment von Zuſchriften an Männer vom Thron an bis zur Kram-

bude, im Vorrath fertig. Ein anders für das Frauenhandwerk wird in ein paar Tagen zu Stande kommen, ich darf es nur noch ausputzen.

Sie müſſen auch noch wiſſen, daß neugierigen Liebhabern in einem beſondern Fache meiner Krambude einige mit feinen und artigen Satyren verzierte Zuſchriften zu Dienſten ſtehen. Ich geſtehe zwar, daß ſie ein wenig ins Geld laufen, denn ich kan das Stück wenigſtens unter zehen Piſtolen nicht verlaſſen. Dagegen ſage ich mich aber gänzlich von dem Gewinnſt los, den man gemeiniglich von dieſer Art witziger Schriften zu ziehen pflegt. Ich bin ꝛc.

Johann von Regliſſe.

XX.
Anmerkungen über die Vorreden der Bücher *.

Herr Johann von Regliſſe, der in einer meiner Bagatelle das Publicum mit einer Manufactur von Zuſchriften verſehen hat, würde nicht übel thun, wenn er ſeinen Fleiß auch auf die Vorreden zu wenden belieben wollte. Der holdſelige und freundliche Humeur, mit dem ihn die Natur begabet und die Uibung ausgerüſtet hat, ſollte ihm in dieſem neuen Unternehmen vortreflich zu ſtatten kommen.

Es iſt in Wahrheit recht erbärmlich anzuſehen, was der Verſtand der Herren Schriftſteller in dergleichen Vorbereitungsſchriften vor luſtige Karpfenſprünge machet. Alle ihre liſtigſten Finten ſind faſt abge-

*) LIV Bagatelle.

abgenutzt, daß ſie nicht mehr wiſſen, aus was für Holz ſie die Pfeile ſchnitzen ſollen. Man muß ſich ja nicht einbilden, daß ſie an der Vortreflichkeit ihrer Hirngeburten den geringſten Zweifel hegeten, ſie ſind überzeugt, daß ſelbige unvergleichlich ſeyn müſſen. Nur das Publicum macht ihnen Kummer, es möchte nicht einerley Meinung mit ihnen hegen, es möchte nicht einſehend gnug ſeyn, in ihre wahren Abſichten einzudringen; vielleicht fehlet ihm auch der zärtlich feine Geſchmack, alle Schönheiten ihrer Gedenkensart, ſattſam zu empfinden, und ſeine Beurtheilung könnte auch wohl nicht allzurichtig ſeyn, die ganze Ordnung eines ſo ſchönen Werks völlig aus einander zu ſetzen und zu entwickeln.

Hierbey nun wird nichts geſparet, den Verſtand des Leſers zur Bewunderung vorzubereiten. Man bearbeitet ſich, man ſchwitzet, man wendet alles an, demſelben die Einrichtung des Buchs vor Augen zu ſtellen, ihm den ungemeinen Nutzen des Werks zu zeigen, die Schwierigkeiten anzumerken, durch welche man hat brechen müſſen, die Materie ins rechte Geſchicke zu bringen und endlich die Zeit zu berechnen, ſo man auf die höchſtnöthige Durchforſchung hat anwenden müſſen, damit eine ſo wichtige Sache recht ins helle Licht geſtellet werden möchte. Das auſſerordentlichſte bey dem allen iſt noch dieſes, daß man aufrichtig bekennet, man ſey eben kein ſonderlicher groſſer Geiſt, die Geſchäfte, darinne man ſtehe, wollten ein fleißiges Nachdenken und Studiren nicht leiden, und man glaube gewiß, daß tauſend andere viel fähiger ſeyn würden, weit geſcheidere Sachen zu Markte zu bringen. Das iſt mir eine ſehr lächerliche Beſcheidenheit, oder ein poßirlicher Widerſpruch. Ey

beym Element! Wenn der Herr nicht Zeit hat, in die Materien recht einzudringen, wenn ihm die behörigen Gaben fehlen, den Nutzen von ſeinem fleißigen Bemühen zu ziehen, daß er genöthiget wird, der Gröſſe ſeines Genies einen groſſen Abbruch zu thun, was hat ihn denn gezwungen, gedrungen und genöthiget, Dinge vorzunehmen, die ſeinen Bezirk überſteigen?

„Seit der Zeit die verwünſchten Verſe des Boileau in die Welt kommen ſind:

Un Auteur à genoux dans une humble Préface
Au lecteur, qu'il ennuye, a beau demander grace.

dürfen wir kleine Schriftſteller die demüthige Stellung eines Bittenden nicht einmal an uns nehmen. Wir ſagen zwar dem geneigten Leſer einige kleine Höflichkeiten vor, allein unſere Complimenten haben ein cavalieriſch Anſehen, welches ſo viel zu erkennen giebt, daß, wenn wir gegen das Publicum eine gute Meinung hegen, wir dennoch auch unſers Seits etwas gelten. Wir müſten beſorgen, daß, wenn wir uns allzutief erniedrigten, würde man uns den Streich ſpielen, ſich kühnlich über uns zu ſchwingen, und wohl gar den Anſpruch machen, als ob wir verbunden wären, uns dem Ausſpruch des Publici, ohne Berufung auf ein höheres, ja nicht einmal auf das Urtheil der Nachkommenſchaft zu berufen, als welches doch noch iederzeit die klägliche Wohlthat der armſeligen ſchönen Geiſter geblieben iſt.

Bey der Erniedrigung fällt mir eben ein, daß ich in keiner Vorrede eine beſſere Originalbeſcheidenheit, als bey einem Holländiſchen Dichter von ganz neuem Gepräge geſehen habe. Er ſaget recht treuherzig, daß auch nicht ein Schatten von der Ironie in ſeinen

Schrif-

Schriften zu ſpüren ſey, er würde ſein Werk gewiß nicht heraus gegeben haben, wenn ihn nicht ſein Verleger verſichert hätte, die Holländiſchen Verſe giengen gut ab, ſie möchten ſo ſchlecht ſeyn, als ſie wollten. Das iſt wahrhaftig ein braver Mann, der ſich gar nicht allzuviel zutrauet, und wenn ſeine Reime nichts taugten, ſo iſt er doch wegen ſeiner Redlichkeit hoch zu achten.

Andere Autoren ſind von dieſem Character ſehr unterſchieden, und damit man ſie ein wenig kennen lerne, wollen wir einige liſtige Finten anſehen, deren ſie ſich gebrauchen, unſer beyfallendes Lob weg zu ſchnappen.

Es giebt einige, die uns in ihrer Vorrede aufrichtig verſichern, daß ſie uns mit ihrem Buch kein Geſchenk eher zu machen verlanget hätten, als bis ſie daſſelbe vorher vielen groſſen Geiſtern vom erſtern Rang zur Unterſuchung übergeben, welche es mit der möglichſten Aufmerkſamkeit durchblättert und es mit ihren Verbeſſerungen beehret hätten. Nun komm einer!

Erſcheint Navarrer, Mohren, Caſtilianer. Wo ſteckt der Leſer, der ſich das Herz nehmen will, das zu tadeln, was den Beyfall der geſchickteſten Männer erhalten, und Fehler nachzuſtoppeln, welche der tiefen Einſicht und dem Geſchmack ſo groſſer und erhabener Geiſter entwiſcht ſeyn ſollten? Dieſes glückſelige Werk iſt alſo aus der Urſache dem Publico nicht vorgelegt worden, deſſen entſcheidendes Nachdenken zu üben, ſondern deſſen Bewunderung zu beſchäftigen.

Andere bedienen ſich einer kleinen und noch ſo ziemlich geſcheiden Schelmerey ganz glücklich. Sie ſagen

gen nicht plump heraus, daß ſie Huet oder Fontenelle hieſſen, allein ſie wollen es den Leuten doch unvermerkt weißmachen, indem ſie von einigen dieſer Herren Schriften, als von ihren eignen, reden. Das Publicum wird von dieſen ehrwürdigen Namen ſogleich betäubt, es läuft Haufenweiſe zu, dieſen vermeinten Schatz in Beſitz zu nehmen. Das iſt ein vortreflicher Streich, den Abgang eines Buchs zu befördern, auch dem Verfaſſer ebenfalls Vortheil zu machen, wenn er ums Lebens Unterhalt ſchreibet, und mit ſeinem Buchhändler einen guten Vertrag gemacht hat. Dieſe Herren laſſen nicht nur die armen Schriftſteller um ihren Füſſen herum kriechen, ſondern werfen ihnen auch einen ſehr trockenen Biſſen zu, dergeſtalt, daß dieſer oder jener hundert tauſend Thaler mit einem Werk gewonnen, welches ihm nicht mehr, als vier hundert Gulden jährlich an deſſen Verfaſſer zu bezahlen gekoſtet hat. Arbeitet der Schriftſteller aber aus Ehrentrieb, ſo genieſſet er der Ehre nicht gar lange, wenn er ſie mit dergleichen Betrügerey erworben hat. Ein vernünftiger Leſer vergleichet ohne Anſtand den innerlichen Gehalt des Buchs mit der Geſchicklichkeit desjenigen, dem mans zutheilt. Er merkt geſchwind, wo der Harniſch nicht hinreicht. Die Schelmerey kommt an den Tag, und die, ſo nur durch anderer Leute Augen und Verſtand von einem Buche urtheilen, glauben, das Buch habe nunmehro ſeinen ganzen Werth mit Verluſt des Autors verlohren, der noch die einzige Qvelle der Vollkommenheit war, die ſie Anfangs daran entdeckten.

Es giebt noch eine andere Wendung von einer Vorrede, die ſehr nach der Mode iſt, und mir überaus luſtig vorkommt. Hier ſehe ich, wie der Verfaſſer

ſer mit einem edlen ſtolzen Trotz ſeine Leſer auspuzet, ihnen ihren im Grund verderbten Geſchmack derb verweiſet, ſich ſelbſt, als den vortreflichſten Mann von der Welt vorſtellet. Alle die vor ihm geſchrieben und an dieſe Materie ſich gewaget haben, ſchicket er wieder nach der Schule. Das ſind lauter flüchtige obenhinſtreifende Geiſter, die keine Stärke beſitzen, in das Weſen der Sache einzudringen. Er ſetzt ſogleich einen Trumph drauf und verdammet flugs im Voraus alle die Leute zur Dummheit, oder zu Vorurtheilen, die an ſeinen neuen Entdeckungen keinen Geſchmack finden werden. Ein ſolcher Mann findet beym Pöbel Eingang, der ſich nicht vorſtellen kan, daß ſich iemand ſo groſſe Gaben, ſo viel Verſtand ſelbſt zutheilen würde, wenn nicht etwas dran ſey. Siehet man nicht alle Tage Leute gnug, deren Geſchicklichkeit man aus der einzigen Urſache verehret, weil ſie ſich ſelbſt für groſſe Leute ausgeben? Reanet es nicht lauter Mathematiker, Mechaniker, Chymiſten, Geheimnißkünſtler, Erfinder des Zirkelviereks, der immerwährenden Bewegung u. d. m.

Es finden ſich noch andere Bücherſchreiber, die man unter eben dieſe Claſſe bringen kan, ob ſie gleich nicht ſo gar öffentlich mit ihrem Verdienſt ſtolz thun. Sie begnügen ſich, mit etwas beſcheidnern Prahlereyen Eingang zu finden, damit ſie nicht unter die gemeinen Schmierer vermenget werden möchten.

Mit ihren Collegen gehen ſie unbarmherzig um. Sie bejammern das gute Publicum, daß es mit ſo viel unſinnigem Geſchmiere beläſtiget wird. Der lebhafteſte Verdruß naget ihnen das Eingeweide, daß ſie den Parnaß tauſend kleinen Lumpenhunden zum Raube ausgeſtellet ſehen müſſen, deren toller

Hoch-

Hochmuth das Genie mit der Begierde zu ſchreiben verwirret.

Einer, meines Bedünkens, der ſinnreichſten Männer in ganz Engelland, hat die närriſche Eitelkeit dieſer Herren, welche auf den tollen Hochmuth der andern ſo ſehr losziehen, mit der artigſten Spötterey abgewürzet, welche der Engliſche Zuſchauer nach ſeiner unnachahmlichen Artigkeit lebhaft zu erzählen weiß.

XIX.

Schreiben eines Autors an das erleuchtete Publicum, welches zur Vorrede eines Werks beſtimmt iſt, ſo nächſtens ans Licht treten wird *.

Durch tauſend Klagen beunruhiget, die man mir alle Tage über die elenden Schriften unter die Naſe reibet, mit denen ich das Publicum zu überſchwemmen ſo unglücklich bin, iſt endlich von mir der Entſchluß gefaßt worden, das hier vorgelegte Werk zu verfertigen, um alle Welt von denen mir verliehenen Gaben, die ein rechtſchaffener Schriftſteller beſitzen muß, völlig zu überzeugen. Iſt bis hieher nichts taugliches von mir ans Licht geſtellet worden, ſo habe ich meine wichtigen Urſachen gehabt. Dieſe Bewegungsgründe ſind in der That ſo ſtark und dringlich, daß, woferne, wie ich gehorſamſt bitte, das erleuchtete Publicum meine Rechtfertigung mit wohl überlegtem Nachdenken und Gemüthsbilligkeit zu vernehmen geruhen wird, ich keinen Zweifel hegen darf, es wird mich daſſelbe völlig frey und ledig ſprechen.

*) LXXXIII Bagatelle.

Was hat man wohl, bitte ich, auf die Aufführung eines Menſchen zu ſagen, deſſen Character ich ſogleich vorſtellen will?

Er iſt ein Mahler. Er verſtehet die Richtigkeit und Kühnheit eines Grundriſſes aufs genaueſte. Seine Farben ſind lebhaft, und natürlich ſchön. Er hat die Kunſt, die vorkommenden Sachen wohl zu ordnen, und deren Stellungen recht verwunderungswürdig zu verändern, vollkommen in ſeiner Gewalt. Zum Unglück hält ſich der wackere Mann in einem Lande auf, wo alle Welt ſeine Wände mit Tapeten zu behängen verlanget, gleichwohl aber keinen Geſchmack von den auserleſenen Schildereyen beſitzet, folglich ſolche wohl zu bezahlen nicht willens iſt. Dieſer Mann befindet ſich eben ſo arm und dürftig, als ein Mahler. Was ſoll er thun? Soll er durch einen edlen Stolz angeſpornet, für die Nachkommenſchaft arbeiten? Da er wirklich und in der That vor Hunger ſtirbt, ſoll er ſeine Einbildung mit dem ſchmeichelhaften Begrif eines hohen Werths weiden, in dem man ſeine Meiſterſtücken nach ſeinem Tode bezahlen wird? Würde man wohl anders, bey dergleichen Verfahren, von ihm ſagen: Der Mann war ein vortreflicher Mahler, dabey aber ein ganzer Narr? Würde man ihm nicht rathen, er ſollte lieber Brot, Wein und Kleidung einem Etwas von Reputation vorziehen? Würde man nicht ſelbſt ſehr geneigt ſeyn, um ein ganzes Land dutzendweis mit Tapeten zu verſehen, nach ſeiner Beqvemlichkeit von der Fertigkeit ſeines flüchtigen Pinſels, und von der Unwiſſenheit ſeiner Kundleute zu leben?

Bis zur groſſen Geſchicklichkeit iſt der Zuſtand dieſes Mahlers dem meinigen vollkommen gleich. Kaum hatte mich mein unglückſeliges Schickſal in die Claſſe

der Schriftſteller gepflanzet, ſo triebe mich eine tolle Eitelkeit an, mich vor allen meinen Mitcollegen ausnehmend vorzuthun. Ich unternahm ein Buch, den Bogen zu vier Gulden, und meinte, wenn es gut ausfiel, würde ich mich bey den Buchhändlern, unſern gebietenden Herren, unentbehrlich machen. Ich zweifelte gar nicht, ſie würden mir einen beliebigen Gewinnſt zukommen laſſen, wenn meine Reputation nur einmal auf einen feſten Fuß geſetzt wäre. Ich drehete und wendete meine Perioden um und um, kein Ausdruck fande bey mir Gnade und Barmherzigkeit, der nicht mit dem Zeichen der Academie geſtempelt war. Jezuweilen erholte ich mich bey zehen Autorn Raths, damit ich in meiner Sache deſto ſicherer gehen möchte. Da ich endlich wie ein Ruderknecht auf den Galeeren, acht Tage ängſtlich gearbeitet hatte, legte ich die Schrift meinem Richter unterthänig zu Füſſen, von dem ich aber wenig Geld in der That, hingegen überaus viel Lobſprüche einſtreichen konnte. Allein wie fieng ich an zu ſtutzen, da ich ſahe, daß er meine Blätter mit einem ziemlich ernſthaften Auge durchſtrich, iezuweilen den Mund verächtlich zog, und die Stellen, die mir bey der Verfertigung reizend ſchön vorkamen, gänzlich verwarf. Noch nicht alles. Ich merkte, daß meine Langſamkeit ihm von meiner Geſchicklichkeit keine allzugute Meinung beybrachte, und ich würde gewiß die gröſte Ungnade zu erwarten gehabt haben, wenn ich mich nicht gleich gefaßt hätte, ihm zu melden, daß dieſe Blätter nur eine Arbeit von zween Tagen ſey, die übrige Zeit der Woche wäre mit Anſchaffung und Einrichtung der darzu gehörigen Materialien verſtrichen. Wie ich demnach merkte, woraufs ankam, ließ ich meiner Feder den vollen Lauf. Meine Schriften fielen, wie der Regen

herab in den Buchladen, in einem Hui war ein Buch fertig, und weil der Titel nach einem angenehmen Geſchmack eingerichtet, die Schrift ſelbſt aber bey recht günſtigen Umſtänden hervor trat, war ſolche im Augenblick vergriffen. Nun wurde ich meines Herrns Günſtling. Hätte ich auch ſo viel Hände gehabt, als der Rieſe Briarus vormals wider den Jupiter bewafnet hatte, ſo würde ich ſie alle zu Verfertigung neuer Bücher glücklich haben anwenden können.

Von dieſem Zeitpunct an, betrachte ich mich nicht ſowohl, als einen Autor, als vielmehr als einen Schreiber, der zum Dienſt eines Procurators oder Sachwalters für ſo viel Bogen bezahlt wird, als er des Tages wegackert.

Nunmehro hat man an meinem Thun nichts mehr zu tadeln. Ey, kan wohl iemand beſſer als ich wiſſen, wo der Knoten ſteckt? Die mögen für meine Fehler ſtehen, welche mich gebrauchen. Ich weiß auch nicht, ob ſie viel Mühe haben werden, ſolches zu bekennen. Alle ſprechen, meine Bücher ſind gut, niemand aber weiß, was dieſes in ihrem Canzleyſtyl für eine Bedeutung hat.

Ihren weiſen Rathſchlägen und meinem Fleiß habe ichs demnach zu danken, daß ich anietzo zur Verfertigung eines ſchlechten Buchs ſo gut eingerichtet bin, daß, wenn ich nur, es mag von einer Beſchaffenheit ſeyn, wie es will, den Titel habe, das ganze Werk ſchon für halb geſchehen halten kan. Ich beſitze, ſo zu reden, gewiſſe Recepte, die zu vielen verſchiedenen Arten in höchſter Eil zu verfertigender Schriften dienlich und probat ſind. Dabey iſt mir auch die richtige Abtheilung aller nöthigen Specereyen zu einer Hiſtorie, zu einem Roman, zu einer Sammlung allerhand Geſchichte u. d. m. aufs ge-

naueſte bekannt. Erhielt man heut die Nachricht von dem tödlichen Hintritt des groſſen Mogols, ſo bin ich im Stand, ſogleich deſſen Lebensgeſchichte in Folio, binnen zween Monaten zu verſprechen. Wo ſind denn die Nachrichten gleich darzu vorhanden, wird man ſagen? Da gäb es freylich etwas zu thun. Es würde ſich aber ſchon finden. Es brauchte etwan acht Tage Zeit, die Reiſebeſchreibungen durchzuſehen, was dieſe von dem Prinz, von ſeinem Character, von ſeinen Thaten, von den vornehmſten Hofbedienten, von ſeinen Weibern und Kindern angemerkt hätten. Mit Beyhülfe dieſes Vorraths würde ich in Indien erſchreckliche Kriege anfangen, Millionen ſtreitbare Völker ins Feld ſtellen, Schlachten liefern, die das Ufer des Ganges erſchüttern, dieſen Fluß mit Strömen des Blutes bis ins Meer leiten, tauſend Elephanten das Leben nehmen, und wenigſtens drey bis vier hundert tauſend Menſchen auf die Schlachtbank liefern ſollten. Fügte ich dieſer prächtigen Beſchreibung die Streiche des Serails, die witzigen Händel der Sultaninnen und der verſchnittenen Günſtlinge bey, wie eins das andere bey der Gnade des Herrn aus dem Sattel zu heben ſich beſtrebet; ſollte man wohl glauben, daß dieſes Buch ein Ladenhüter werden könnte? Das neugierige Publicum würde es reiſſend wegholen, und die fünfte Auflage gewiß unter der Preſſe ſchwitzen, ehe noch ein ruhm- und ehrbegieriger Autor, oder ein in der Kunſt nach Brot zu arbeiten Unwiſſender nur mit Anſchaffung der Materialien fertig werden möchte.

Wollte man mir wie dem Moron einer Perſon in der Comödie des Moliere vorwerfen:

Moron, der Streich zeigt keine Großmuth an.

So würde ich mit dem Moron antworten:

Das muß ich zwar geſtehen,
Großmüthig iſt es nicht, doch iſt es klug gethan.

Anietzo befinde ich mich in etwas beqvemlichern Umſtänden, und genieſſe die Früchte meines Fleiſſes und meiner Arbeit, ich dencke auch auf nichts mehr, als meine Aufführung anders einzurichten. Ich will dieſes nicht nur durch gegenwärtiges Werk zu Tage legen, ſondern auch ein paar Dutzend von den ſchönen Geiſtern dieſer Orten, denen der Mangel und die Dürftigkeit ſo ſehr nicht auf dem Nacken liegt, ein Vertheidigungsbündniß gegen und wider unſere tyranniſchen Beherrſcher antragen. Ich nenne es deswegen keinen Beleidigungsbund, weil ſie auf nichts anders abzielet, als uns Geld zu verſchaffen, ohne ihnen dabey Unrecht zu thun. Wir dürfen uns nur ſteif und feſte vorſetzen, mit guter Weile zu arbeiten, uns wohl bezahlen zu laſſen, und kein Werk vor die Hand zu nehmen, welches einer von unſern Alliirten für einen gewiſſen Preis zu verfertigen, von ſich gewieſen hat. Werden wir hierinne feſt zuſammen halten, und keinen falſchen Bruder oder Handwerksſtörer unter uns leiden, ſo werden gewiß die, ſo uns bisher als ihre Sclaven gehalten, uns als Väter, die ihnen das Brot geben, zu verehren anfangen. Solchergeſtalt werden wir unſerm Hunger und zugleich unſerer Ruhmbegierde Gnüge thun können. Die Buchhändler werden dabey ebenfalls ihren Vortheil ziehen, wenigſtens von Seiten der Sittenlehre dasjenige gewinnen, was von ihrem ausſchweifenden Gewinſt in Anſehung des Reichthums abgekürzt werden könnte. Sie werden ſich artig, höflich, gefällig gegen rechtſchaffene Leute bezeugen, die ihnen die Lebſucht verſchaffen. Unſere Allianz wird dem Publico erſprieß-

lich ſeyn, welches ſich von nun an nicht mehr von einem ſchmeichelhaften Titel eines Buchs bey der Naſe herum ziehen laſſen und in Gefahr ſtehen darf, daß es unter zwanzig Büchern nothwendig achtzehen nichtswürdige Chartecken erhalten werde.

XXII.
Vergleichung des Atticus mit dem Cato *.

Atticus und Cato haben beyde in den beſchwerlichſten Zeiten gelebet, in welchen die römiſche Republik ein Raub des Ehrgeizes einiger ihrer Bürger geworden war, die Wechſelsweiſe, bald als Uiberwinder, bald als Uiberwundene, das ſchönſte römiſche Geblüt ihrem Hochmuth aufopferten.

Sylla, Cäſar, Pompejus, Auguſtus, Antonius erregten die erſchrecklichſten Verwirrungen, in welchen Atticus und Cato eine ſchnurſtraks einander entgegen ſtehende Aufführung an den Tag legten.

Atticus entzog ſich der Handhabung der öffentlichen Geſchäfte, und war auf nichts anders bedacht, als daß er ſeine Tage mitten unter den wütenden Bewegungen der Republik in ruhiger Zufriedenheit hinbringen möchte. Er wurde von allen ſtreitigen Parteyen gleich hochgeachtet, allen dieſen erwies er auch gleiche Gefälligkeiten, ohne den geringſten Unterſchied unter den Räubern und den Beſchützern der Freyheit zu machen. Er beſaß unermäßliche Reichthümer, dieſe gebrauchte er, als der Großmüthigſte dem Anſehen nach, in der That aber, als der eigennützigſte Mann von der Welt. Cicero, der Erhalter der Republik fande

*) LX Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

fande in ſeinen unglücklichen Umſtänden, bey ihm ſo viel Hülfe nicht, als er dem Antonius erwies, der doch mit der heftigſten Begierde nach der Herrſchaft ſtrebte. Allen Leuten that er Gutes, bey einem ieden wuſte er ſich überaus beliebt zu machen, iedennoch war die triumphirende Partey dem Atticus allezeit beſonders verbunden. Er war höflich, gefällig, dienſtfertig, von angenehmem Umgang, ein groſſer Liebhaber der Ruhe.

Cato hingegen hatte in dem abgearteten, verwilderten Rom allezeit ein römiſches Herz behalten. Er war mäßig, arbeitſam, ein guter Soldat, ein groſſer Feldherr, ein unbarmherziger Tadler der Schwelgerey, freymüthig in Reden. Die Republik liebte er von Herzen, iemehr ſie dem Sturmwetter ausgeſtellet war, iemehr glaubte er, als ein getreuer Steuermann verbunden zu ſeyn, das Ruder ſtandhaft zu führen. Zu ſeines Vaterlands Beſten gieng er allezeit den geradeſten Weg. Der Haß des Volks, alle Gefahr, ein gewiſſer Tod waren nicht fähig, ihn davon abzubringen. Er betrachtete die Tugend, als das einzige Mittel zu den höchſten Würden in der Republik rechtmäßig zu gelangen, welches ihn zur Schmeicheley und zur Gefälligkeit ganz ungeſchickt machte. Ums Glück bekümmerte er ſich wenig. Er liebte wahre Verdienſte, wobey er ſich keinen fremden Glanz blenden ließ, und ſein Haß gegen das Laſter wuſte dieſelben von allem gekünſtelten Schimmer aufs genaueſte zu unterſcheiden. Seine natürliche Eigenſchaft gab ſeiner Redlichkeit ein etwas wildes Anſehen, und machte ſeine Standhaftigkeit einem hartnäckigten Eigenſinn ähnlich. Dem Cäſar fiel es weit leichter, den Weltkreis zu bezwingen, als das Gemüth des Cato wankend zu machen.

Wird wohl Cato oder Atticus in unſern Gedanken den Vorrang behaupten? Ich, meines Orts erkläre mich für den Cato. Er war von der Art eines Menſchenfeinds, deſſen Tugend zwar übertrieben, dabey aber dennoch eine wahrhafte Tugend war. Atticus hingegen ſcheinet mir allerdings artiger, höflicher und gefälliger. Seine Tugend hatte viel Annehmlichkeit, im Grund war ſie aber falſch und unächt.

Die Aufführung des Cato zwang auch ſeine gröſten Feinde zur Hochachtung, und nöthigte ſie, daß ſie ihn verehren muſten. Seine Tugend gieng mit geraden und gleichen Schritten nach dem Wohlſtand der Republik und der Geſellſchaft, welcher iederzeit der einzige Endzweck eines rechtſchaffenen Mannes ſeyn muß. Die allgemeine zärtliche Liebe, ſo er allenthalben gegen die ganze Republik zeigte, war indeſſen nicht fähig, ſein Herz ſo zu lenken, daß er ſolche gegen eines ieden Gliedes beſondere Angelegenheiten hätte an den Tag legen können. Seine Tugend wuſte ſich nicht recht in beſondere Stücke zu zertheilen.

Atticus vergnügte ſich, einem ieden insbeſondere gefällig zu ſeyn, auf das allgemeine Beſte der Geſellſchaft dachte er nicht einmal. Seine Schätze ſtanden den gefährlichſten Feinden der Republik zu Dienſten, und dadurch gab er ihnen Mittel in die Hand, ſich deſtomehr zu verſtärken. Es ſcheinet, daß er ſich ſelbſt nur allein zum Endzweck aller ſeiner Handlungen geſetzt hatte. Indem er ſeine Wohlthaten ohne Unterſchied an alle Leute ausſpendete, gab er dadurch ſeine Eigenliebe nur deſtomehr zu erkennen. Konnte er nur ruhig, vergnügt und zufrieden leben, was fragte er darnach, daß Rom dem Eigenſinn eines Tyrannen ausgeſetzt bliebe. Bey ſeiner Bemühung, einem

nem ieden Menſchen inſonderheit ſich gefällig zu machen, entfernete er ſich immer weiter von dem allgemeinen Zweck der Menſchheit.

Die Tugend hat allezeit ihre ſichern Grundſätze, welche ſtets gleich und einerley bleiben. Sie verſtattet nicht, daß man iezuweilen angenehm und gefällig werde. Cato folgte dieſen ſtrengen Grundſätzen aufs genaueſte, und richtete ſeine Aufführung nach denſelben, mit einer übertriebenen Ernſthaftigkeit ein. Er war freylich ein wenig unartig, iedennoch aber ein rechtſchaffener Bürger. Hingegen hat auch die höfliche Gefälligkeit nichts ſtandhaftiges. Sie ſchickt ſich in alles. Die Neigungen derer, ſo mit uns Umgang pflegen, iſt ihre Richtſchnur. Atticus opferte das wahre Weſen der Tugend einer artigen Höflichkeit auf. Er war ein galanter Mann, iedoch ein recht ſchlimmer Bürger.

XXIII.

Die alten Batavier *.

Die Geſchichte reden uns etwas von einer der weiſeſten und glückſeligſten Nation vor, ſo iemals in der Welt geweſen iſt. Dieſes Volk hatte, durch unabläßige Arbeit, einen kleinen Winkel auf der Erde zur Bewohnung tüchtig gemachet, den die Natur ſelbſt zur fürchterlichen Einöde beſtimmt zu haben geſchienen. In kurzer Zeit ſahe dieſe allgemeine Mutter der Menſchen die Moräſte fruchtbar und das verwilderte Gebüſche in lächelnde Wieſen verwandelt. Die Einwohner wuſten da einen Uiberfluß zu finden, wo die ſcharfſinnigſten Völker mit Mühe und Noth das al-

*) XIII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

lernothwendigſte nicht antreffen konnten. Die angenehme Unſchuld natürlicher Vergnügungen verſüſſete ihre Arbeit, und die vorhergehende Bemühung machte dieſe Luſt deſto empfindlicher und vergnügter, daß ſie ihre Tage in ſtiller Ruhe und ungeſtörter Glückſeligkeit hinbringen konnten. Milch, Hülſenfrüchte, Obſt, alle dergleichen Koſt, welche die Natur ſelbſt gewürzet hat, bereiteten ihrer Eßluſt die herrlichſten, geſundeſten und mäßigſten Mahlzeiten. Eine liebenswürdige Einfalt, die mit Unſchuld vergeſellſchaftet war, verdeckte vor dieſem glücklichen Volk und ihren lieben Kindern alle Laſter, welche die ausgekünſtelten Manieren bey andern Völkern mit vollen Händen auszuſtreuen pflegen. Ihr verwunderungswürdiger Verſtand wuſte von keinen ſpitzfindigem Witz, ſondern zeigete ſich mit ſeinem vollen Glanz in der klügſten Einrichtung ihres Staates.

Dieſe gute Gedenkensart unterdrückten oder verfälſchten ſie niemals mit neugierigen und unnützen Wiſſenſchaften, welche weder mit der Ordnung, noch mit der Glückſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft übereinſtimmen. Solches wahrhafte Wohlergehen war ihnen weit koſtbarer, als der falſche Schimmer der Moden, und einer eiteln Wohlanſtändigkeit, die keinen Grund in der Vernunft findet. Dergleichen erzwungene Artigkeit entziehet der Vernunft ihre rechtmäßige Herrſchaft, damit ſie über dieſelbe eine deſto verderblichere Tyranney ausüben möge: Eben dieſe zierliche Höflichkeit war dieſem glücklichen Volk unbekannt. Es folgte in ſeinen Sitten und Gebehrden einer unſchuldigen Natur; ſeine Redlichkeit, ſeine Aufrichtigkeit waren unverſtellt; es kam ihm nicht in den Sinn, daß man ſich der Worte gebrauchen könnte, einen zu betrügen; es dachte nicht einmal dran, daß es diejeni-

ze Gabe, zum Meineyd und zur Verrätherey anwenden könnte, welche uns die Natur zur Vergnügung eines gemeinſchaftlichen Umgangs und zur leichten Eröfnung unſerer Gedanken verliehen hatte. Sie konnten das geringſte Mißtrauen in keinen Menſchen ſetzen, weil ihre Unſchuld von keiner Falſchheit wuſte. Für das Unglück, betrogen zu werden, fürchteten ſie ſich weit weniger, als für einen liebloſen Argwohn; und es kam ihnen ſo fürchterlich bey weiten nicht vor, unglücklich zu werden, als ſich eines Laſters ſchuldig zu machen. Bey ihnen war es eine unbekannte Sache, die Zärtlichkeit zu einer laſterhaften Mode zu machen. Sie ſtudireten nicht darauf, wie ſie dem Frauenzimmer gefallen möchten, und ihm den Geiſt und Herz verderblichen Hochmuth durch eine angenehme Schmeicheley einprägen könnten.

Worzu würde ihnen auch wohl alle dieſe Künſteley genutzet haben, da ſie nur einer Frau allein zu gefallen bemühet waren, mit welcher ſie alles Vergnügen und alle Laſt, die von dem Zuſtand der Sterblichen unzertrennlich iſt, zu theilen ſuchten.

Ihre ſtille Wohnungen, wo ein beſtändiger Friede ſeinen Aufenthalt hatte, waren für alle unglückliche Verwirrungen des Ehebruchs feſt verſchloſſen. Der Mann dachte am Tage auf nichts anders, als auf die Verſorgung ſeines Hausweſens; Abends fande er ſein einziges Vergnügen, von den gehabten Bemühungen des Tages in den Armen ſeines Weibgens auszuruhen, deren ungezwungene liebreiche Freymüthigkeit ihm weit annehmlicher vorkam, als die abgeſchmackten Zieräſſereyen der Jungfern heut zu Tage, welche nur künſteln, wie ſie den Männern gefallen wollen, und eben dadurch am verächtlichſten werden. Die Frau, welche auf nichts anders ſann, als wie ſie ihrem Lieb-

ſten am liebenswürdigſten vorkommen möchte, war allein von dieſen Gedanken eingenommen und blind gegen alles andere. Eine Schweſter ſahe ihren Bruder nicht anders an, als dieſe Ehegatten, alle andere Leute, die nicht ihre Ehegenoſſen waren. Eine glückſelige Gleichheit, welche der Grund wahrer Glückſeligkeit einer Republik iſt, machte, daß ſie die Freyheit ſo hoch, als ihr Leben hielten. Da ſie den Frieden liebten, und ſich die ausſchweifende Einbildung, ihren Staat zu erweitern, nicht in den Sinn kommen lieſſen, fiel es ihnen auch nicht ein, die unruhige Sorge, Völker wider ihren Willen zu beherrſchen, durch tauſenderley Laſterthaten zu erkaufen. Hingegen erhitzte ein edler Eifer ihr Gemüth, ſobald man ihrer unſchätzbaren Freyheit Feſſeln anzulegen drohete. Des Vaterlandes Wohlſtand lag ihnen alleſammt allein an den Herzen, ſobald es die Noth erforderte, lief alles zuſammen, ſolches gemeinſchaftlich zu vertheidigen. Kaum hat man ein Volk geſehen, welches mehr Heldenthaten verrichtet hat. Niemals iſt man aber mehr gewahr worden, als bey demſelben, daß die Freyheit der Tapferkeit das Leben gäbe. Eine Redlichkeit des Herzens, die heut zu Tage eben ſo lächerlich iſt, als ein altes deutſches Kleid, machte dieſes vom Himmel ſelbſt geliebte Volk, vor allen kenntbar: Alle Unglückſelige und Verfolgte kamen aus den Winkeln der Welt, um in dieſer Republik ihre Sicherheit und ihren Schutz zu ſuchen. Sie wurden bald, als Glieder, derſelben einverleibet, und erhielten ein reines und unverfälſchtes Wohlſeyn, welches ihnen die unſchuldigen und edlen Hände derſelben in Einfalt mittheilten. Damals herrſchete in dieſem glückſeligen Stand nur allein eine edle Unſchuld und reine Einfalt. Sie lerneten mit Luſt, denen Geſetzen gehorſamen, welche einzig und allein den Urſprung

alles

alles Wohlergehens zur Abſicht hatten. Solchen Geſetzen, die man eher aus ihren nützlichen Vortheilen, als aus den Strafen kennen lernete, die ſie den Uibertretern androheten. Die Magiſtratsperſonen, denen die Handhabung dieſer Geſetze oblage, beobachteten ſelbige ſelbſt am erſten und aufs genaueſte. Sie unterſcheideten ſich von ihren Unterthanen durch nichts, als durch Weisheit, Klugheit, Unerſchrockenheit in Gefahr und durch zärtliche Liebe vor die Republik. Bey ihnen erblickte man keinen ausgelegten Kram eines gehäßigen Uiberfluſſes, der den Augen ihrer Landesleute ärgerlich vorkommen, oder den ſie vielleicht als wucherliche Früchte betrachten konnten, die ſie von der Mäſſigkeit dererjenigen einerndteten, die unter ihrer Bothmäßigkeit ſtunden. Sie ſchienen nur deswegen den andern vorgeſetzt zu ſeyn, daß ſie Muſter der Beſcheidenheit und Genügſamkeit an ihnen haben ſollten. Des Vaterlandes Wohlſtand war der Endzweck und zugleich der Lohn der Sorgen, den dieſe wahren Väter ihres Volkes verlangten und wünſchten.

Dieſes glückſelige, dieſes weiſe Volk iſt leider nicht mehr vorhanden.

Eine gekünſtelte Höflichkeit und des Reichthums Uiberfluß haben daſſelbe wie Krieg und Peſtilenz von der Erden vertilget und aufgerieben.

Ihr Herren Franzmänner, findet ihr nicht in der Schilderey, die ich euch anietzo vorgeſtellet habe, die Vorfahren derjenigen, welche zwar einen Uiberreſt der alten Redlichkeit annoch behalten, und die ihr, da ſie euch in euren Drangſalen hülfliche Hand gereichet haben, aus Erkänntlichkeit, im Grund verderbet habt? Man muß es allerdings geſtehen, daß ihr ihnen an ſtat der Tugend, die ſie durch euch verlohren haben, eine artige Miene und eine zierliche Höflichkeit eingepflanzt

pflanzt habt, bey welchem Tauſch ſie ohne Zweifel viel gewinnen müſſen.

Ehe und bevor dieſe guten ehrlichen Leute die Ehre hatten, euch kennen zu lernen, wuſten ſie nicht einmal, wie man ſich bey der Tafel der Meſſer und Gabeln zierlich gebrauchen ſollte, und aßen vielmehr mit den Fingern, die ihnen ihre Natur, auf gut bäuriſch, zu eben dergleichen Gebrauch verliehen hatte; ſie trunken, welches noch unartiger ließ, alle zuſammen bey ihrer Mahlzeit aus einem Glas. Was waren dieſes doch vor Unhöflichkeiten! In ihren Kleidungen bekümmerten ſie ſich vielmehr um Beqvemlichkeit und Ehrbarkeit, als um Eitelkeit und Pracht. Sie wollten weit lieber in ihrem Gang und Betragen ihrer freyen Natur folgen, als die ihre Glieder verränkende Unterweiſung eines Tanzmeiſters annehmen. Was ſind das vor Grobheiten!

Auf ſolche Art urtheilet man, wenn man den Eindruck nicht zu unterſcheiden weiß, den die Gewohnheit in unſerm Gemüth machet, von dem, was uns eine ausgeklärte Vernunft vorſtellet. Wir wollen einmal ſetzen, ich ſey einer von dieſen Bataviern, alle meine Gebehrden, meine Kleidung, meine Reden, alles wäre durch und durch Bataviſch an mir. So erweiſe man mir doch, daß die gezierte Höflichkeit, das artige Betragen, die Drehungen und Wendungen eben darinne beſtehen ſoll, worinne man ſie beſtanden wiſſen will. Laß man mich doch ſehen, ob ich närriſch handele, oder ob ich grauſam verfahre, wenn ich mich nicht will von einem geſteiften Kleide martern, kneipen und qvälen laſſen. Man überzeuge mich doch, daß ich mich von einer Haartour, oder Perüqve, oder auch von meinem eignen Haar zum Sclaven machen laſſen ſoll, da ich mein Blut vergieſſe, ehe ich einem fremden

Für-

Fürſten mich unterthänig mache. Oder, welches noch unſinniger iſt, man zeige mir doch, daß ich meine natürliche Zierde gegen ein ſtrotzendes Gebäude von fremden Haarlocken vertauſchen ſoll, das ſich über meinen Kopf mit einem oder zwey Hörner aufthürmet, welches wir gewiß für das närriſchte Ding von der Welt halten würden, wenn wir es bey den Hottentoten oder den Topinambous anträffen. Wenn man mir doch zu zeigen belieben wollte, ob der edele Hochmuth einer wohl überlegten Freyheit, der verzärtelten Schwachheit eines Complimentenmachers weichen ſoll, der alle ſeine Reden auf nichts anders richtet, als denenjenigen gefällig zu werden, deren Laſter er mit ſeinen Schmeicheleyen weidet und nähret. Oder laſſet ſehen, welches iſt dem andern vorzuziehen: Dieſe tugendhafte Redlichkeit einer unvernünftigen Frechheit eines kleinen Herrn, der niemals den Mund aufthut, als daß er ſeinen Nächſten mit anzüglichen Wahrheiten beleidiget, welche weder Tugend noch Vernunft von ihm fordern. Berichtet mich doch noch einmal: Iſt es wohl vernünftig, in allen ſeinem Betragen eine gezwungene weibiſche Zärtlichkeit ſehen laſſen, und weder Stärke noch Kraft, als nur die ſchändlichſten Schwelgereyen auszuüben, bey ſich empfinden; oder iſt ein beſcheidenes und geſetztes Weſen einer vernünftigen Creatur anſtändiger, als die cavalieriſchen Ziereyen, welche haben wollen, daß man vor allen Leuten ſinget, pfeifet, tanzet, ſich umarmet, kurz, als alle ſolche Künſteleyen, deren vornehmſten Verdienſte in einer ausſchweifenden Narrheit beſtehen? Es wäre ein leichtes, daß ich zeigen könnte, eine ſolche artige Miene, dieſe gekünſtelte Höflichkeit diene nur die Vernunft zur Hure, und die Herzhaftigkeit verzagt zu machen, mit einem Wort, dem Menſchen alles zu entziehen,

ziehen, und den letzten Funken auszulöſchen, der noch in ſeinem Herzen und Gemüth von der männlichen Großmuh glimmet; ja, daß ſie ihn zum Sclaven ſeiner eignen und anderer Leute tollen Einfällen machen könne. O! tauſendmal und aber tauſendmal glückſeliger ſind die alten Belgen bey ihrer Unhöflichkeit geweſen.

XXIV.

Die Mäßigkeit der alten Holländer*.

Man redet in dieſer Republik immer mit bewunderungsvollen Ausdrücken von der Mäßigkeit der alten Holländer und von ihrer Gleichgültigkeit gegen Schätze und Reichthum. Die Aufführung der erſten Stifter dieſer Republick betrachtet man mit der tiefſten Verehrung, indem ſie mit einer ſehr mäßigen Mahlzeit unter dem Schatten eines Baumes vorlieb nahmen, ehe ſie die Berathſchlagung über die Wohlfahrt des Staats antraten.

Wenn man indeſſen die Sache beym Licht beſiehet, ſo iſt es ganz wahrſcheinlich, daß bey dieſer Mäßigkeit mehr die natürliche Neigung, als das Nachdenken, mehr die Gewohnheit, als die Tugend ihr Spiel gehabt habe. Geſetzt, ihnen wäre der Gebrauch des Reichthums bekannt geweſen, ſo wird eben kein gar zu durchdringender Verſtand erfordert, die Armuth demſelben vorzuziehen, wenn man ſie beyde an und für ſich ſelbſt betrachtet, und was ſie mit ſich führen, in Obacht ziehet. Eine ehrbare Armuth, der es nicht an dem allernothwendigſten fehlet, erhält einen Menſchen in ſeiner vollkommenen Freyheit. Die Sorgen

*) LII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

gen hingegen, ſo der Uiberfluß mit ſich führet, machen ihn zum Knecht und Sclaven ſeiner Schätze. Solchergeſtalt kan es leicht geſchehen, daß man den Reichthum weit eher aus Nachläßigkeit, als aus Tugend fliehet. Man kan dieſem noch beyfügen, daß zu der Zeit der mäßigen Batavier, der Gebrauch, oder vielmehr der Misbrauch, der insgemein mit dem Reichthum getrieben wird, mit Schande und Verachtung belegt war, und man es für eine Ehre hielt, vor ſeinen Mitbürgern keinen Vorzug darinne ſich anznmaſſen. Aemter, Ehrenſtellen, Hochachtung, Reſpect wurden damals den Verdienſten ertheilet, daran hatten die Geldbeutel keinen Anſpruch. Die Armuth machte einen tugendhaften geſchickten Mann noch einmal ſo verehrungswürdig. Mithin konnte man damals die Armuth auf gewiſſe Art aus Eigennutz liebgewinnen.

Die Ariſtides, die Phocions, des Alterthums befanden ſich in eben dergleichen Umſtänden. Sie verachteten die Schätze, welche ſie doch ohne Mühe hätten erhalten können. Sollte man ſich darüber wohl wundern, oder fiel es ihnen ſonderlich ſchwer, dieſe Weisheit auszuüben? Ohne allen Reichthum und Uiberfluß genoſſen ſie die Hochachtung ihrer Mitbürger und regierten die Republick Athen mit faſt unumſchränkter Gewalt und Anſehen. Der Reichthum würde ihnen nur mehr Hinderniſſe als Vergnügen gemacht haben. Nur von der Zeit an haben die Menſchen, welche die Natur wahrhaftig nicht geitzig geſchaffen hat, angefangen, dem Gold und den Schätzen nachzulaufen, und eine Ehre darinne zu ſuchen, ſeit dem man den Schimpf und die Schande dem Laſter abgenommen, und ſolche der Armuth aufgepackt hat. Man kan wohl ſagen:

Das Gold iſt auch in ſeinen Schlacken ſchön,
Die ſchönſte Armuth aber bleibt voller Haß und Eckel.

XXV. Am-

XXV.

Amſterdam*.

Es bleibt gewiß und wahr, daß dieſe Stadt allen andern groſſen Städten in Europa in der Handelſchaft den Rang ſtreitig machet. Sie behauptet ihn auch in Anſehung ihrer weiſen Geſetze, und in dem Bau ihrer treflichen Paläſte. Nur die unangenehme Luft, die man gleich bey dem Eintrit in ſich ziehen muß, und die dicken Dünſte, womit ſie beſtändig angefüllet iſt, ſcheinen mir dem Leibe ſowohl, als dem Geiſte ſehr gefährlich zu ſeyn.

Unter denenjenigen Anmerkungen, welche ich bereits von dieſer prächtigen Stadt gemacht habe, fällt mir eben itzo eine andere in die Gedanken. Es kommt mir vor, daß dieſelbe zur Helfte mit menſchlichen Creaturen, zur andern Helfte aber mit einer Art gewiſſer Thiere bewohnet wird, die der Geſtalt nach den Menſchen zwar ganz ähnlich ſind; allein, anſtat daß ſie ein vernünftiger Geiſt beleben ſoll, werden ſie vielmehr durch einen gewiſſen Trieb bewegt, der ſie nach Geld und Schätzen, nicht anders, als das andere Vieh, nach ſeinem Futter und zu ſeiner Erhaltung mit Heftigkeit ziehet und lenket.

Wer in der Zeit ſeines Lebens noch niemals mit Aufmerkſamkeit betrachtet hat, daß die unvernünftigen Thiere ihre Endzwecke durch recht witzig erſonnene Mittel zu erhalten, die eine gute Vernunft kaum klüger ausdenken kan, nach einem bloſſen Antrieb geleitet werden, der kan es an dieſen Beſtien, davon ich rede, leicht wahrnehmen.

Sie

*) XXIX Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Sie ſind mit den künſtlichſten Griffen und liſtigſten Streichen im höchſten Grad der Vollkommenheit ausgerüſtet, Küſten und Kaſten mit Gold und Silber anzufüllen. Doch muß dieſer Schatz anders nicht gebrauchet werden, als denſelben immer mehr zu vermehren und aufzuhäuffen. Die Erben erhalten ihn auch anders nicht, als unter der ſtillſchweigenden Bedingung, ſelbigen nicht anzugreiffen, ſondern von Tag zu Tag noch einen Klumpen darzu zu legen. Man kan faſt nicht anders denken, als daß ihnen das Glück dieſe Beylage heilig anvertrauet haben müſſe; ſie aber, als treue Bewahrer, ſich ein Gewiſſen machten, dieſelbe nur mit einem Finger anzurühren, vielmehr aber ſolche zu vermehren. Freundſchaft und andere heilige Bande der Geſellſchaft werden von dieſen menſchlichen Geſtalten für ein leeres und lächerliches Nichts angeſehen, mit welcher Meinung ſie noch darzu eine Parade machen. Die großmüthige Begierde, ſo man an den wahrhaften Menſchen entdecket, ſein Vermögen zum Nutzen und Vergnügen des Nächſten inſonderheit ſeiner guten Freunde anzuwenden, halten ſie für eine mächtige Schwachheit, ihren Leibſpruch aber, den ſie öfters mit rundem Munde nachdrücklich ausſprechen, für den allervernünftigſten: Die Freundſchaft muß niemals bis auf den Beutel gehen.

Was ſollte wohl dieſer Theil der Einwohner, deren Aufführung und Character ich hier abſchildere, von dem unſchuldigen Vergnügen wiſſen, mit denen ſich vernünftige Leute nach vollbrachten Standes- und Amtsgeſchäften zu erqvicken pflegen? Nach dem Geſchmack der meiſten dieſes Schlags beſtehen ihre einzigen Beluſtigungen in den ſchändlichſten Schwelgereyen, welche eine viehiſche Wolluſt nur auszudenken

fähig ſeyn kan. Ihr weſentliches höchſtes Gut iſt Gewinnſt, das Laſter aber ihr Hauptvergnügen.

Eine ſtille ſättigende Annehmlichkeit, welche man in der Geſellſchaft verſtändiger Freunde ſchmecket, die ihre Einſichten und vernünftige Entdeckungen einander durch Geſpräche mittheilen, in welchen Scherz und Ernſt ſich wechſelsweiſe verbinden, iſt ihnen ein für ſie unentdecktes und unbekanntes Land.

Man bilde ſich ja nicht ein, denjenigen Umgang hier zu finden, wo junge Leute beyderley Geſchlechts, aus einer lobwürdigen Begierde zu gefallen, allen Fleiß anwenden, ihre Stellung und Sitten auszubeſſern, und wo ſie beyderſeits das artige und ungezwungene Weſen erlernen, ohne welches oftmals die gründlichſten Verdienſte verächtlich werden, wodurch man ſie im Gegentheil weit annehmlicher machen ſollte. Die meiſten Verſammlungen unter ihnen beſtehen eines Theils aus Töchtern, welche die Mütter bis in ihr achtzehendes oder zwanzigſtes Jahr von aller Geſellſchaft abgehalten, und ihnen keinen andern Unterricht gegeben haben, als die leichtfertigſten Griffe anzuwenden, einen recht fetten Braten zu erhaſchen, oder durch die abgefeimteſte Liſt etwas zu erſchnappen. Andern Theils ſiehet man in dieſen Zuſammenkünften ein rohes junges Volk, welches ſeine Aufführung auf der Univerſität zu L. G. oder D. erlernet hat, und alle Abende im derben Rauſch durch die Gaſſen raſet, das vernünftige Frauenzimmer aber mit ihrer Tollheit erſchrecket und furchtſam machet.

Ich ſtelle mir hierbey ein junges Volk Hähne und Hüner vor. Beym erſten Anblick ſind ſie ſchüchtern, und wiſſen nicht, ob ſie zuſammen treten ſollen, bis ſich endlich die Natur darzwiſchen leget, daß ſie auf einander ſpringen. Mit dieſem jungen Gezüchte hat

es

es gleiche Beſchaffenheit. Sobald ſie einander zu ſehen kriegen, ſtehen ſie beſtürzt und wie erſchrocken da. Bald darauf aber gerathen ſie zuſammen, in eine unhöfliche Gemeinſchaft, darinne ſie dem verworfenſten und niedrigſten Pöbel nichts zuvor geben. Die vergoldeten Cavaliersgeſtalten, welche in der Kunſt, dem Frauenzimmer artig und mit Ehrerbietung zu begegnen, ſchlecht erfahren ſind, geben dem manierlichen Umgang einen Schwung mit den gröbſten Schubkärnerflüchen, die ihnen an ſtat des Witzes und ſcharfſinnigen Scherzes dienen müſſen, womit andere wohlgeſittete Geſellſchaften glänzend gemacht werden. Man ſchreitet weiter. Die liederlichſten Zweydeutigkeiten und ſchändlichſten Zoten vermiſchen ſich mit den Flüchen. Die Handgriffe werden angebracht, welche dieſem geiſtreichen Scherz auf dem Fuſſe nachfolgen. Endlich macht der Eſel in der Fabel, der ſeinen Herrn mit einem Kuß liebkoſen wolte, und ihm ſeine Tatzen um den Hals ſchlug, den letzten und natürlichſten Zug an der Schilderey, welche die Annehmlichkeiten verſtellet, mit denen dieſe artige Herren ihre Geſellſchafterinnen zu beluſtigen pflegen.

Nach einem ſo herzrührenden Vorſpiel folgt die Haupthandlung. Man ſetzt ſich zum Spieltiſch. Ordentlich wird ein ſehr geringes Spiel gemacht, welches nicht über einen Pfennig Landmünz erhöhet iſt. Man kan daher dieſe Spieltiſche, wie ſie mir auch nicht anders vorkommen, als Schauplätze betrachten, auf denen man die ſchändlichſte Niederträchtigkeit kriechender, elender und eigennütziger Gemüther nach dem Leben zu Geſichte bekömmt. Bey dem geringſten Verluſt bin ich über die verbleichten Geſichter dererjenigen erſchrocken, die in ihren Caſſen Millionen zu Hauſe ſtehen haben. Der ſchlechteſte Gewinn hingegen

gen bringet ſie in einen ſo jauchzenden Triumph, daß man von ihrem Freudengeſchrey betäubet wird.

Man wundere ſich doch nicht, daß man dieſer reichen Pöbelbrut eine ſo ſchlechte Auferziehung hat angedeyhen laſſen. Eine beſſere würde bey dieſem jungen Ungeziefer ganz unnütze und ſehr übel angewendet geweſen ſeyn. Ihre Väter haben niemals Verlangen getragen, ſie zur Artigkeit in Sitten, zum natürlichen Geſchmack des Erhabenen eines witzigen Geiſtes, oder zu großmüthigen und edlen Empfindungen des Gemüths und Herzens anzuleiten. O! nein. Eine weit gemeſſene Begierde zum Gewinſt, halten ſie für eine recht adeliche Schönheit der Seele bey ihren Söhnen. Sie erfreuen ſich im Grund des Herzens, wenn ſie an ihnen einen recht witzigen Verſtand gewahr werden, ihre edle Neigung nach Geld und Schätzen nicht müßig und unfruchtbar liegen zu laſſen. Die Verdienſte dieſer Leute ſtehen unter der Taxe ihres Vermögens, das ſie nach der Schatzung verzehnden müſſen. Ich ſahe dreye von dieſen Creaturen in eine Geſellſchaft treten. Man konte alſobald in den Augen der Anweſenden unterſcheiden, nicht etwan, welcher der ehrlichſte, verſtändigſte, oder leutſeligſte ſey; ey hat ſich wohl, ſondern welcher ein Tönngen, zwey Tönngen, oder drey Tönngen Goldes beſitzet. Auſſerdem gaben ihre eignen Gebehrden den Nachdruck ihres Reichthums ſchon von ſelbſt zu erkennen. Ihr Hochmuth, ihr kaltſinniges und verächtliches Betragen war richtig nach dem Gewicht ihrer Piſtolen abgezirkelt, womit ſie aller Welt ſtillſchweigend zurufen: Daß ſie in ihren mit prächtigen Eigenſchaften angefüllten Coffern hundert tauſend Tugenden an baaren und richtig gezählten Thalern zu Hauſe liegen haben.

Sollte man ſichs träumen laſſen, daß Leute, die man mit unter die vernünftigen Creaturen rechnet, weil ſie ſolche Mittel zu ihren eigennützigen Abſichten anwenden, die der Vernunft ſehr gleich kommen, die Hochachtung gegen ſich ſelbſt und andere Menſchen auf eine Anzahl Stücke von Metall gründen, welche nicht den geringſten Einfluß in ihr Innerſtes haben würden, wofern ſie ſich ſelbſt nicht in ihren Gedanken davon gewiſſe Begriffe machten, dadurch ſie eben von den wahrhaften Menſchen recht weſentlich unterſchieden werden?

Man kan alſo leicht denken, daß unter Creaturen von dieſer Art keine Galanterie zu finden ſeyn wird, die etwan aus einer zärtlichen Eitelkeit herrühren könnte. Ihre Ehebündniſſe ſind allezeit das Hauptwerk ihres Negoce. Man würde unter ihnen wohl nimmermehr von einer verbindlich verliebten Zärtlichkeit etwas hören, wenn nicht öfters ein Töchtergen durch Beyhülfe eines Factors oder Commiß ihres Vaters eine Probe ihrer Fruchtbarkeit ablegte.

Ich glaube, daß ein Fremder, der ein Glied an dieſem Cörper zu werden, und ſich bey ihnen einzupflanzen gedenket, ſeine ganze Natur ändern müſſe, wenn er noch etwas menſchliches an ſich hat. Denn hier haben ſich vernünftige Empfindungen keines Bürgerrechts zu getröſten. Zweifelt etwan noch iemand an dem, was ich hier ſage, der beliebe nur auf das Caffeehaus Gascon zu gehen, und daſelbſt die Unterredungen der Ankommenden mit einiger Aufmerkſamkeit anzuhören. Hat man aber Luſt ein wahres Műſtergen der Stadtjugend in Augenſchein zu nehmen, darf man nur eine Stunde auf dem Caffeehaus Royal ſeine Gedult üben, wo die Söhne der reichſten Kaufleute ihre brocardene Weſten auslegen, und den Gewölbern ihrer Väter die gröſte Ehre machen.

Nimmermehr aber hätte ich mir eingebildet, unter den Holländern in der Figur dieſer jungen Herren Petitsmaitres anzutreffen, welche doch die gütige Natur auf dieſe Art lächerlich zu machen wahrhaftig nicht in Willens gehabt haben mag. Gleichwohl waren es leibhaftige Petitsmaitres. Zum wenigſten ſtrecken ſie alle ihre Kräfte an, daß ſie ihnen recht gleich werden.

Mit einer frechen Miene, mit einem auswärts geſetzten Fuß, den kein Scharfrichter künſtlicher verdrehen kan, mit einem Arm und einer Hand, die ſie nicht recht zu wenden wiſſen, und kurz, mit einer recht linkiſchen Art zwingen ſie ſich, lauter cavalieriſche Redensarten von ſich zu geben, und die adelichſte Unſinnigkeit an den Tag zu legen. Mit aller Mühe können ſie es aber doch nicht dahin bringen, nach dem Muſter ihrer Originalien, artige Narren zu werden. Ihr Copiren geht ihnen vielmehr ſo ſchlecht von ſtatten, daß ſie abgeſchmackte und unerträgliche närriſche Kerle bleiben.

Ich kan mir gar nicht einbilden, was fremde Nationen für ein Unſinn befallen haben muß, daß ſie mit aller Gewalt das Lächerliche der unmündigen Franzöſiſchen Jünglinge zu einem Muſter der Artigkeit und Wiſſenſchaft zu leben, ſich vorzuſtellen, haben können gelüſten laſſen. Ich dächte doch, man ſollte wohl wiſſen, daß nicht ein ieder ein Petitmaitre werden könnte, der es gerne ſeyn wollte; daß überdieſes natürliche Gaben mit Fleiß und Mühe genau vereiniget werden müſten, geſchickte Leute zu machen; und daß nothwendig alles dieſes zuſammen in die Formirung des Characters eines Petitmaitre einen ſtarken Einfluß haben müſte. Nun hat ja die Natur keinem Volk auf der Welt, als nur den Franzoſen einzig und allein das

Gnadengeſchenk ertheilet, ſolches, ohne die geringſte Mühe zu werden. Es ſcheinet, daß ſie ſich recht entkräftet habe, dieſe Nation vorzüglich vor allen andern mit den Verdienſten einer glänzenden und ſchimmernden Narrheit zu begnadigen. Ein junger Franzos bringet einen leicht freyen Sinn, ein luſtiges munteres Weſen, eine freche cavalieriſche Miene, einen witzigen Geiſt zugleich mit aus Mutterleibe, welche alle ſeine Narrheit weit gefälliger, als anderer Nationen Weisheit annehmlich zu machen pfleget. Sie mögen nun dieſe glückſelige Fähigkeit ſo wenig ausarbeiten, als ihnen beliebet, ſo gelangen ſie doch weit geſchwinder zur Vollkommenheit in der Kunſt unbeſcheiden zu ſeyn, die niemanden als nur vernünftigen Leuten mißfällt. Doch iſt deren Anzahl ſo gering, daß es die Mühe nicht belohnet, ſie mit auf die Rechnung der Menſchen zu ſetzen. Alle andere Völker hingegen ſcheinen mir zu ihrem Erbtheil von der Natur einen guten Verſtand, eine Kaltſinnigkeit mit Bedacht zu handeln, eine ruhige, geſetzte Miene erhalten zu haben, die ihrer Vortreflichkeit ganz gemäß ſind. Mit dieſen Fähigkeiten ſolten ſie, dünket es mich, doch billig einen Originalcharacter der Weisheit zu formiren ſich angelegen ſeyn laſſen. Iſt es ihnen nicht eine Schande, wenn ſie es unterlaſſen, und ſich beſtreben, einen Character, den ſie doch nimmermehr erreichen werden, ſo unkräftig zu copiren, welchen ſie ſich aus aller Macht vom Halſe zu ſchaffen bemüht ſeyn ſolten, woferne ſie von der Natur damit beſtraft worden wären.

XXVI.
Harlekins wohlmeinender Rath, ſein Glück zu machen *.

Italiäniſcher Auftritt, bey Gelegenheit des Schauſpiels: Harlekin der Menſchenfeind.

Leander, ein junger Menſch.

Erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich mir die Freyheit nehme, Sie um Mittheilung eines guten Raths anzuſprechen, wie ichs anſtellen ſoll, mein Glück zu Paris machen zu können.

Harlekin. Sie wollen ihr Glück zu Paris machen? Ey, davor wolle Sie der Himmel bewahren!

Leander. Wie ſo, mein Herr? Iſt denn das Glück eine ſo ungereimte oder ſchlimme Sache?

Harlekin. Das Glück an ſich iſt weder was ſchlimmes noch ungereimtes. Allein die Art und Weiſe, ſein Glück zu Paris machen zu wollen, ſcheinet für einen ehrliebenden Menſchen zu anſtößig, und ſehr unanſtändig zu ſeyn.

Leander. Ich bekenne Ihnen aufrichtig, daß ich nicht verſtehe, was Sie damit ſagen wollen.

Harlekin. Wiſſen Sie alſo nicht, daß man um ſein Glück zu Paris zu machen, ein Narr von der erſten Gröſſe ſeyn müſſe?

Leander. Wie ſo! Meine Geſtalt hat nichts widerwärtiges. In meinen Sitten und Gebehrden habe ich mich ordentlich gewöhnet. Ich verſtehe meine Leibesübungen wohl, in Wiſſenſchaften bin ich ebenfalls nicht unwiſſend. Ich könnte alſo wohl den Zutritt

*) VII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

tritt bey einem groſſen Herrn, oder Prinzen erhalten, der meine ihm zu leiſtende treue Dienſte belohnete, und durch ſein Anſehen mir in ein Amt oder zu einer andern guten Verſorgung zu verhelfen förderlich ſeyn würde. Erlauben Sie mir, mein Herr, was finden Sie hierinne närriſches?

Harlekin. Das iſt wohl wahr. Hierinne finde ich freylich keinen Narren. Allein ich ſehe auch am allerwenigſten einen zureichenden Grund zum Glück. Glauben Sie wohl, daß der Prinz, oder groſſe Herr, der Ihnen die Ehre geben ſoll, Sie in ſeine Dienſte zu nehmen, nicht tauſendmal mehr Hochachtung für ſeinen Mundkoch, als für Sie haben wird? Werden Sie wohl mit Gelaſſenheit anſehen können, daß ein Kerl, deſſen gröſte Verdienſte in der Zubereitung eines Gifts beſtehen, der ſeinen Herrn langſam ums Leben bringet, und den prächtigen Namen Ragouts führet, für ſeine mörderliche Profeßion weit beſſer belohnet wird, als Sie, für Ihre wichtigſten Dienſte, für Ihre gute Einſichten und Treue, die Sie dieſem eigenſinnigen groſſen Herrn erweiſen werden?

Leander. Sollte es wohl möglich ſeyn, daß ein Herr von hohem Rang, der wohl erzogen, von gutem Geſchmack, Verſtand, edlen Empfindungen . . .

Harlekin. Au weh! guter Geſchmack, Verſtand, edle Empfindungen bey einem groſſen Herrn in Paris! Sie machen, daß ich mich zu Tode lachen muß. Glauben Sie mir nur ſicherlich, mein Herr, Sie wiſſen die Heerſtraſſe des Glücks nicht recht zu finden. Allein, antworten Sie mir einmal. Können ſie den Kamm und das Scheermeſſer wohl führen? Verſtehen Sie die Kunſt das Haar oder eine Perüqve nette in Pucklen zu legen? Beſitzen Sie die Geſchicklichkeit, den Bart mit leichter Fauſt abzunehmen?

Leander. Ich? Was denken Sie doch, mein Herr, wovon reden Sie denn? Ich, ſollte mich auf dergleichen verächtliche Dinge gelegt haben?

Harlekin. Ach, wahrhaftig ein groſſer Fehler. Deſto ſchlimmer iſt es vor Sie, daß Sie dergleichen heilſame und glückbefördерliche Lapрereyen nicht gelernet haben. Wenn Sie ſich nur in dieſen Dingen eine Geſchicklichkeit angeſchaft hätten; ſo könnte man doch noch etwas aus Ihnen machen. Man brächte Sie bey einem groſſen Herrn, oder gar bey einem Generalpachter unter. Hätten Sie bey demſelben drey oder vier Jahr das bunte Kleid . . .

Leander. Wie! Sie beſchimpfen mich, mein Herr. Ich? ſollte Laqvey werden? Sie wiſſen ja wohl, daß ich von guter Herkunft, und von einem anſehnlichen Hauſe bin, wenn auch . . .

Harlekin. Gut, gut, mein Herr, wären Sie denn der erſte von guter Herkunft, der Livree getragen hätte? Siehet man denn zu der Zeit, da wir beyde ietzo leben, etwas anders? Wären die drey Jahre verſtrichen, macht er Sie zum Cammerdiener. Da legen Sie einen Tax auf die Ehre, wer Ihren Herrn ſehen oder ſprechen will. Haben Sie mit dieſem ehrlichen Gewerbe ein Dutzend tauſend Thaler in 5 bis 6 Jahren erworben, ſo ertheilt er ihnen gar leicht den Titel eines Haushofmeiſters und mit demſelben zugleich das Privilegium, ihn vollends gar zu ruiniren . . .

Leander. Halt! vergeben Sie, mein Herr, ich dürfte Ihnen bald Recht geben. Man hat mir von einem wackern Mann erzehlet, daß er auf ſeinem Todtbette ſeinem Sohn den guten Rath ertheilet habe: Er ſolle ſich bemühen, Haushofmeiſter bey demjenigen zu werden, der das Amt vormals bey ihm verwaltet hätte, damit er denſelben, nach dem Recht der Wiederver-

gel-

geltung, gleichfalls ruiniren, und auf dieſe Art ſeine väterlichen Güter wieder an ſich bringen könnte. Allein Sie müſſen wiſſen, mein Herr, daß ich allzuedle Gedanken hege, als daß ich das ſcheinbarſte Glück durch die geringſte Niederträchtigkeit zu erwerben, mir angelegen ſeyn laſſen ſollte. Laqvey, Cammerdiener, Haushofmeiſter, ſind ſolche Stufen der Schelmerey, auf welche ich nach dem Gipfel des Glücks zu ſteigen, mich durchaus nicht entſchlieſſen kan.

Harlekin. Wenn ſie ein ſolcher Philoſoph ſind, der ſich nur nach einem ruhigen, angenehmen und unſchuldigen Leben ſehnet, und daſſelbe weder in der Hoheit, noch in überflüßiger Pracht ſuchet; ſo wüßte ich Ihnen wohl einen guten Rath zu geben. Allein Sie ſehen mir ganz ſo aus, als ob es Ihnen nicht ums Herz wäre, das vergnügte, ruhige und angenehme Leben an ſich ſelbſt, ſondern vielmehr den Glanz, die Pracht, und das äuſſerliche Gepränge in Beſitz zu haben, darinne man insgemein den Grund deſſelben fälſchlich zu ſuchen pfleget. Auf dieſem Fall nun riethe ich Ihnen aufrichtig, Sie möchten lieber ihre zärtlichen Empfindungen beyſeite ſetzen, und ſich nach dem Geſchmack der Zeit und von Agrigent richten.

Leander. Vielleicht, mein Herr, bin ich ein gröſſerer Philoſophe, als Sie denken. Die wahren Annehmlichkeiten eines vergnügten Lebens ziehe ich allem falſchen Schein einer glänzenden Unruhe vor. Ein ruhiges und ſtilles Vergnügen iſt mein Endzweck, dahin ſich alle meine Wünſche richten. Wenn mich Ihr guter Rath auf einem beſſern Weg dahin, als durch die mit ſchwermenden Pracht erfüllte Gallerie des Glücks wird führen können, werden Sie an mir gewiß keinen Undankbaren finden.

Harlekin. Iſt es möglich, mein Herr, daß Sie ſolche vernünftige Einſichten haben? Wollten Sie ſich wohl entſchlieſſen, viel lieber mit einem beqvemen kleinen Zimmer ſich zu behelfen, als in einem weitläuftigen koſtbaren Pallaſt zu wohnen, an welchen ieder Stein unzählich elenden und von der Laſt des Unglücks niedergedruckten die bitterſten Thränen ausgepreſſet hat?

Leander. Daran dürfen Sie gar nicht zweifeln.

Harlekin. Könnten Sie wohl über ihr Herz bringen, ohne Bedienung etlicher leichtfertiger Laqveyen, Läufer, Heyducken zu leben, denen Sie das Brot umſonſt geben, und deren Schelmereyen ſich unter dem Schutz ihrer Livree wider die Rache des Pöbels und der Juſtitz verſteckt?

Leander. Ey, allerdings.

Harlekin. Wollten Sie wohl ihr vornehmes Geſchlecht gleichgültig anſehen, und da Sie in ſich ſelbſt groß zu ſeyn empſinden, dem Vergnügen gänzlich abſagen, welches man an der Einbildung hat, als ob man mehr Verſtand, wie andere beſitze?

Leander. Das können Sie ganz gewiß glauben. Ich weiß gar zu wohl, daß weder Geſchlecht noch Adel den geringſten Einfluß in den Verſtand haben können.

Ein kleiner Geiſt bleibt klein, auch bey dem gröſten Pracht,
Und Reichthum hat noch nie die Thoren klug gemacht.
Der Hochmuth geht durch ſich und eignen Stolz verlohren,
Und freye Tugend iſt nicht für den Hof gebohren.

Harlekin. O! gut, gut! Und Sie ſind noch darzu ein Poet und können Verſe machen. Das iſt deſto beſſer. Dieſes vortrefliche Talent wird Ihnen in den Abſichten, die ich gegen Sie hege, unvergleichlich zu ſtatten kommen. Bedenken Sie ſich aber noch wohl. Würden Sie das Vergnügen mit gleichgültigen Augen anſehen; Wenn Sie als ein glücklicher groſſer Herr in einer ge-

lehrten Zuſchrift mit einer Menge der ſchönſten Wiſſenſchaften ausgezieret werden, die Sie doch zu erlernen niemals in Willens gehabt haben?

Leander. Darauf können Sie ſich ganz ſicherlich verlaſſen.

Harlekin. Haben Sie das Herz, einen ſchlecht bekleideten rechtſchaffenen Mann, einem närriſchen Kerl mit einem von Gold bordirten Kleid, und einer Feder, oder einer handbreiten Treſſe auf dem Hut vorzuziehen?

Leander. Ja, das kan ich Ihnen aufrichtig verſichern.

Harlekin. Das iſt unvergleichlich. Weil ich Sie demnach in einer ſolchen herrlichen und vernünftigen Verfaſſung finde; ſo will ich Ihnen nunmehro auch mein ganzes Herz aufrichtig eröfnen: **Werden ſie ein Comödiant.**

Leander. Ey, was ſoll ich werden? Um kein Narr zu ſeyn. Ein vergnügtes Leben zu führen, ſoll ich ein Comödiant werden! Verlohnt es ſichs wohl der Mühe, eine ſo weitläuftige Vorrede zu dieſem ſchlechten guten Rath zu machen?

Harlekin. Belieben Sie ſich nur nicht zu übereilen, mein Herr, ich rede nicht von einem Comödianten, der keine andere Verdienſte, als ein Gedächtniß und gute Ausſprache beſitzet. Ich meine vielmehr einen Acteur, der eine Perſon in ihren Gebehrden und Ausdrückungen, ja aus ihrem ganzen Grund vorzuſtellen weiß, auch auf allen Fall ſelbſt ein Schriftſteller ſeyn kan, der die Schönheit ſeiner eignen Gedanken durch eine natürliche Vorſtellung recht wunderwürdig zu machen geſchickt iſt. Mit einem Wort, der in der Nachahmung des Moliere, des Dominiqve ſich einen Platz unter den groſſen Leuten ſeiner Zeit zuzubereiten die Fähigkeit beſitzet.

Lean-

Leander. Ey, nicht doch, mein Herr, dergleichen Profeßion verunehret einen rechtſchaffenen Mann. Man wird ſtat eines Comödianten, der den Geiſt des Moliere und des Dominiqve ſchwach und unvollkommen erreichet, tauſend andere antreffen, die ſich von ihrer Weisheit und Redlichkeit entfernen.

Harlekin. Alſo ſind Sie doch mit mir einig, daß ſich der Character eines rechtſchaffenen Mannes und eines Comödianten wohl mit einander vertragen. So ſeltſam aber auch dieſe Vereinigung iſt, ſo vortreflich kan ſie in ihrer Perſon erkannt werden. Glauben Sie mir nur ſicherlich, mein Herr, wenn man ein rechtſchaffener Mann iſt, ſo kan man es auch als ein Comödiant ſeyn. Weder ein Narr, noch ein dummer Kerl iſt fähig, die Laſter ſo heßlich vorzuſtellen, und die Thorheit der Welt auf eine recht natürliche und ungekünſtelte Art lächerlich zu machen, als ein Mann, der Verſtand und Tugend beſitzet, der nach Empfindung ſeines Herzens redet, der nichts fremdes von andern borgen darf. Bedenken Sie nur, wie angenehm es ſey, wenn man auf einem öffentlichen Schauplatz wegen des Stillſchweigens Rache üben darf, mit welchem man alle Narrheiten zu erdulten gezwungen wird, die der hohe Rang dererjenigen gleichſam heiliget, die ſie begehen. Was für ein Vergnügen iſt es nicht, ſolchen Leuten die bitterſten Wahrheiten unter die Naſe reiben zu dürfen, deren Ungezogenheit man in ihrem anſehnlichen Amte oftmals ſo tief verehren muß! Welche Luſt läßt ſich nicht empfinden, wenn ihre eigne Hände die Sorgfalt belohnen müſſen, ſo diejenigen auf ſich nehmen, die ſie auslachen und verſpotten, und die noch darzu auf Unkoſten ihrer Narrheit wohl leben, auch die Einkünfte ihres Tadels mit Vergnügen verzehren können! Ach wahrhaftig, mein

Herr,

Herr, ich rathe Ihnen noch einmal, **werden Sie** ein Comödiant.

Leander. Ich dürfte Ihnen faſt recht geben, mein Herr. Es iſt mir auch nicht unbekannt, daß ein vortreflicher Comödiant von den vornehmſten und allen vernünftigen Perſonen werth gehalten und hochgeſchätzet wird. Dieſem allen aber ohngeacht, bleibet er dennoch immer verächtlich.

Harlekin. Was werden Sie ſich denn um die Hochachtung dererjenigen bekümmern, die ſelbſt die verächtlichſten Creaturen von der Welt ſind? Sie ſtellen ſich doch zum wenigſten, als ob ſie Hochachtung vor Sie hätten. Was wollen Sie mehr? Sie gehen frey mit ihnen um, Sie beluſtigen ſich mit ihnen, und da haben Sie weder ausſtudirte Schmeicheleyen, noch niederträchtige Gefälligkeiten vonnöthen. Ihrem Eigenſinn und ihren tollen Kopf können Sie aus dem Wege gehen. An ihren Tafeln gebrauchen Sie ſich des Theaterrechts, da ſie unter wohlangebrachtem comiſchen Salz und Gewürze manchen ſcharfen Tadel zu verſchlucken geben können. Leben Sie wohl, mein Herr, ziehen Sie meinen guten Rath in reiffere Uiberlegung. Einen beſſern weiß ich ihnen nicht zu geben.

Zu verbeſſernde Druckfehler.

Im erſten Bande.

Seite 19 Zeile 7 leſe man: Die Lehre von dem Daſeyn. S. 20 Z. 19 l. vorkommen müſſe. S. 23 Z. 34 l. oder nur einen. S. 24 Z. 28 l. nicht die geringſte. S. 29 Z. 2 l. zu thun vermag. S. 50 Z. 2 l. ſie nicht mit. S. ibid. Z. 11 halten ſie davor. S. 81 Z. 20 l. nicht nur noch. S. 112 Z. 14 l. in unſere Sinne fället. S. 133 Z. ult. l. zum Ziel ſeiner Spötterey. S. 157 Z. 15 l. ihren erſten König. S. 164 Z. 19 l. doch nichts anders. S. 166 Z. 29 l. geſchickt ſind. S. 185 Z. 11 l. blieben der unumſchränkten. S. 189 Z. 13 l. zu erſetzen. S. 277 Z. 3 l. in der Luft. S. 296 Z. 33 l. was uns mit. S. 312 Z. 24 l. den Mund nur kützeln. S. 366 Z. 28 l. zufälliger Weiſe betrift. S. 401 Z. 6 l. nöthigte er ſie. S. 401 Z. 8 zu zwingen, öfters den Staat. S. 403 Z. 21 l. in dem ſie ſich. S. 425 Z. 20 l. daß er ſich wenig Kummer. S. 455 Z. 4 l. doch ohne Verbindung. S. 458 Z. 31 l. ſchmeichelhaftere.

Im zweyten Bande.

Seite 11 Zeile 23 leſe man: An allen ihren Bekannten. S. 12 Z. 31 l. Betrachtung füget. S. 16 Z. 5 l. geſchlagen haben. ibid. Z. 22 l. ſeines Meiſters zuziehen. ibid. Z. 24 l. Geſellen werden ihm unaufhörlich. S. 18 Z. 19 l. nur damit ſeine Aufführung. S. 27 Z. 13 l. unterſchieden ſind. S. 60 Z. 14 l. der ihnen dermaleinſt. S. 114 Z. 24 l. kleine Häuſergen. S. 191 Z. 24 l. Frauenzimmer nicht übel. S. 243 Z. 11 l. überwiegendſten Unglück. S. 315 Z. 28 l. ihres gleichen. S. 329 Z. 8 l. eingeſchloſſen ſeyn. S. 333 Z. 8 l. was mir ſo poßierlich vorkommt iſt, daß. S. 400 Z. 5 l. beſcheidenen Dunkelheit.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Effen, Justus van

Der vernünftige Philosoph oder auserlesene Abhandlungen zur Einrichtung und zum Vergnügen des Verstandes, Witzes und Herzens

Bd.: 2

Frankfurt und Leipzig (1754)

Ph.u. 516-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10047209-7
VD18 80523188-001